R. MAUFRAIS

ABENTEUER IM MATTO GROSSO

Abenteuer im MATTO GROSSO

RAYMOND MAUFRAIS

ABENTEUER IM MATTO GROSSO

Biblioteca Digital Curt Nimuendajú - Coleção Nicolai
www.etnolinguistica.org

RAYMOND MAUFRAIS

Abenteuer im Matto Grosso

MIT 20 BILDERN

Renato Thiarlai

IM VERLAG ULLSTEIN

Titel der französischen Originalausgabe: AVENTURES AU MATTO GROSSO.
Erschienen bei René Julliard, Paris, 1951.
Ins Deutsche übertragen von Dr. Günther Rukschcio.

Sämtliche Photos: Raymond Maufrais.

Alle Rechte vorbehalten.
Copyright 1953 by Ullstein & Co. Gesellschaft m. b. H., Wien.
Einband und Schutzumschlag: Ernst Paar, Wien.
Satz und Druck: Brüder Rosenbaum, Wien.

Einleitung

Eines Tages erhielten wir den Besuch eines sympathischen jungen Mannes. Er hieß Raymond Maufrais. Er war, so erzählte er uns, soeben aus Brasilien zurückgekommen, wohin er mit einer Expedition des „Indianerschutzdienstes" als „ausländischer Beobachter" seine erste Forschungsreise unternommen hatte. Sie war noch harmlos, da sie ihn zwar in verbotene, jedoch schon verhältnismäßig bekannte Gebiete geführt und es sich überdies um eine Befriedungsaktion gehandelt hatte. Für ihn war sie jedoch eine wertvolle Erfahrung, bevor er sich in weniger bekannte Gebiete wagte. Nun stand er im Begriff, nach Guayana zu reisen, und wollte wissen, ob wir für ein Buch Interesse hätten, das er darüber zu schreiben beabsichtigte.

Raymond Maufrais zählte damals erst dreiundzwanzig Jahre, konnte aber schon auf ein recht abwechslungsreiches Leben zurückblicken. Wie viele tatkräftige junge Männer seines Alters hatte er sich aktiv an der Befreiung seines Vaterlandes beteiligt. Mit sechzehn Jahren machte er den Versuch, nach London zu entfliehen. Nachdem er, von Toulon kommend, heimlich über die Demarkationslinie gelangt war, verunglückte er in der Nähe von Dieppe bei der Einschiffung auf ein Fischerboot. Der Bürgermeister der Gemeinde rettete ihn, und er konnte sich in einem Nonnenkloster verbergen, wo man ihn gesundpflegte. Dann mußte er nach Toulon zurückkehren. Während er seine Schulstudien fortsetzte, betätigte er sich als Nachrichtenagent der Widerstandsbewegung. Er erlangte das Brevet Supérieur und bereitete sich zum Baccalauréat vor. Die Zeiten waren damals jedoch für ein ruhiges Studium nicht geeignet. Der Schulbetrieb wurde nach Périgord verlegt. Als Raymond Maufrais im ersten Teil der Prüfung durchgefallen war, vertauschte er das Studierzimmer mit dem Maquis. Nach der Invasion ging er nach Toulon zurück und nahm aktiven

Anteil an der Befreiung der Stadt. Mit siebzehneinhalb Jahren erhielt er das Croix de Guerre.

Aber das alles genügte ihm nicht. Er wollte Soldat werden. Seine Eltern verweigerten die Zustimmung. Er ging nach Paris, um im angestrebten Beruf des Journalisten sein Glück zu versuchen. Sein erster im „Gavroche" erschienener Beitrag schilderte die Versenkung der Flotte im Hafen von Toulon. Im Kessel von Royan betätigte er sich als Kriegsberichterstatter. Endlich bekam er die ersehnte Erlaubnis, sich zum Kriegsdienst melden zu dürfen, und wurde Fallschirmjäger bei der Marine. Nach der Kapitulation Deutschlands und der Demobilisierung reiste er nach Brasilien und arbeitete dort bei der Agence France Presse. Er nahm an der Expedition zur Befriedung der Chavantes teil, eines Indianerstammes, der die Bezeichnung „Schlächter von Matto Grosso" trägt. Das Unternehmen erreichte übrigens seine Ziele nicht.

Raymond Maufrais kam im Jahre 1948 wieder nach Frankreich, um hier Unterstützung für eine neue Reise zu suchen. Bald konnte er mit Hilfe der Zeitschrift „Sciences et Voyages" wieder starten. Im Jahre 1950 meldeten die Zeitungen Raymond Maufrais als vermißt. Im Dschungel Guayanas fand man Spuren seines letzten Lagers, aber keinen Hinweis auf sein weiteres Schicksal. Wird er von Indianern gefangen gehalten? Wurde er ihr Opfer? Werden wir eines Tages den mutigen jungen Mann wiedersehen, dessen Besuch uns so gefreut hat?

Raymond Maufrais hat das Manuskript über seine Fahrt im Matto Grosso-Gebiet hinterlassen. Mit dem ganzen Schwung der Jugend berichtet er darin von tragischen, beängstigenden und komischen Abenteuern, die er im „Verbotenen Land" erlebt hat. Auch einige Photos brachte er mit, die diese oder jene besondere Situation veranschaulichen.

Ein Zweiundzwanzigjähriger erzählt in diesen Blättern, was er mit zwanzig Jahren erlebt hat, und erweist sich dabei als geborener Reporter. Gewiß fehlt ihm noch die Vorbildung des Ethnologen, vielleicht ist er auch nicht immer imstande, seine Beobachtungen scharf zu umreißen. Ganz bestimmt schreibt er in Unkenntnis wissenschaftlicher Schriften, die von Vorgängern auf diesem Gebiet veröffentlicht wurden. Aber er zeigt eine Kraft zu beobachten und eindringlich zu schildern, die zu großen Hoffnungen berechtigt. Das beweist deutlich das vorliegende erschütternde Buch.

René Julliard, Paris

Meiner Mutter,
ihren Ängsten, ihren Schmerzen

Vorwort

Zu Beginn war das Geräusch von tropfenden Ketten, die ein Dampfkran hochwand. Die Sirene, die freie Fahrt forderte. Tausendundein flatterndes Taschentuch über dem lärmenden Molo.

Und dann das Meer. Steilküsten, in den blauen Hintergrund geschnitten — Cap Verde, Pointe à Pitre, Fort de France . . .

Kurzer Aufenthalt in Häfen. Es bleibt noch lang im Mund der süßliche Geschmack von wasserhellem Rum und Zuckerrohr.

Kurze Begegnungen. In einer Hütte Negerinnen mit spitzen Brüsten, die sich in lockenden Tänzen wiegen. Schlangenbeschwörer, schreiende Händler, Bettler und halbwüchsige Mädchen, von Mutter oder Bruder angeboten . . .

Dann und wann ein Hafen. Elend, Schmutz, zuweilen bitterste Not. Schlüpfrige Molen, Kohle, zu unwahrscheinlich hohen Bergen gehäuft, in verwahrlosten Kneipen Fusel aus großen, unsauberen Gläsern.

Dörfer. Hemmungslos überwuchert die Vegetation düstere Gäßchen und lichtlose Behausungen. Die Sonne lastet wie eine riesige Glocke über dem glühenden Staub, durch den sich nackte Füße schleppen.

Man vergeht vor Langeweile und Hitze. Man kauft einen großen Strohhut und fühlt sich als Eingeborener.

Dann kommen wunderbare Stunden, wenn das Schiff an schmalen, von schimmerndem Sand gesäumten Lagunen entlangfährt, durch ein stilles Meer, dessen Wasser bald milchweiß, bald smaragden ist. Kleine Wellen nagen am schaumbenetzten Saum der dicht unter dem Meeresspiegel liegenden Riffe. Verschwommen gleitet die Linie der Küste vorüber, während der Bug die ölige Oberfläche des klaren Wassers zerteilt. Der Lärm der Schiffsmaschine — man nimmt ihn nicht mehr wahr.

Winzige Strandstreifen schmiegen sich in die Einschnitte der ockerfarbenen Steilküste, aus deren dichtem Unterholz Kokospalmen wie schlanke Finger in den Himmel zeigen.

In diesen Morgenstunden fand sich, von der ersten bis zur dritten Klasse, alles auf Deck ein. Aus den Tiefen des Schiffes tauchten neue Gesichter auf, die die rollende Dünung bisher in der gnadenlosen Abgeschlossenheit der nach glühendem Eisenblech riechenden Kabinen festgehalten hatte.

Pyjamas, Dressinggowns und Morgenröcke wurden mit gleicher Ungeniertheit zur Schau gestellt. Die schlaftrunkenen Schönen sahen wie Karikaturen ihres wachen Selbst aus. Die Wangen der Männer zeigten Stoppeln, und die Kinder hatten feuchte Nasen.

Nach den Inseln — das Meer. Noch vierzehn Tage. Auf der Seekarte, die in einer Ecke des Rauchsalons hing, rückten die Fähnchen, die den Weg des Schiffes anzeigten, Stück für Stück auf der eingezeichneten Linie vor.

Und eines Tages, ohne Ankündigung — Rio de Janeiro.

Wünsche und Hoffnungen

Das war damals ein schöner Abend.

Nach und nach erlosch in den Gebäuden das Licht und ließ erkennen, daß sich die Büros mit den verglasten, abgesetzten Erkern rasch leerten. Jäh verstummten in den großen Warenhäusern der Rua d'Ouvidor die Lautsprecher, die tagsüber moderne Schlager gehämmert hatten.

In den Straßen wurden die Geräusche abendlich. Das lärmende Treiben der Menschen, die heimwärts oder andern Zielen zueilten, erfüllte die Luft mit froher Betriebsamkeit. In beängstigendem Gleichgewicht hingen Menschentrauben an den Trittbrettern der Straßenbahnen, die langsam im endlosen Strom amerikanischer Autos dahinfuhren. Dicht nebeneinander schoben sich die Wagen vor, abgestimmte Hupen schrien jäh auf, ihr Klang vermischte sich zu einer wilden Kakophonie, einer vielstimmigen Begleitmusik zum Flammentanz des Scheins und Widerscheins überdimensionierter Lichtreklamen.

Kinos und Theater der Cinelandia erstrahlten in farbigem Lichterglanz. Zuweilen schrillte die Glocke eines Rettungswagens, des *Pronto seguro*, der sich in voller Fahrt einen Weg durchs Gewühl bahnte.

An jenem Abend saß ich in Gesellschaft einiger Freunde auf der Terrasse eines kleinen Cafés im Schutz von schwarzen Marmorsäulen, den Stützen eines zwanzig Stock hohen Gebäudes, die eine überdachte Galerie an der Kreuzung der Avenida Rio Branco und der Rua Santa Luzia bilden.

Schweigend beobachteten wir den Menschenstrom, der die Stadt fluchtartig in Richtung der Vororte verließ, und genossen bewußt die langsam einsetzende Ruhe. Wir wurden nicht müde, mit großen

Augen in das Treiben zu schauen, das sich so sehr von allem unterschied, was wir in den letzten Jahren gesehen hatten. Inmitten des aufdringlichen Luxus unserer Umgebung schämten wir uns unserer fadenscheinigen, ausgewachsenen, schäbigen europäischen Anzüge.

Es war die Stunde, da die *morros*[1], die den Umkreis von Rio de Janeiro säumen, aus ihrer Trägheit erwachen, von den tausenden Holzfeuern bezeichnet, die in unregelmäßiger Linie die Hügelkette am Stadtrand umfangen. Jene Stunde, da die Schwarzen, endlich frei von der harten Arbeit in der großen Stadt, die mit Katzenfell bespannten Tamtams ertönen lassen und sich zu den geheimnisvollen *macumbas*[2] mit ihren hemmungslosen Tänzen rüsten.

Mitunter hatten wir uns an dem einen oder anderen Abend unauffällig auf schmalen Wegen zum Mittelpunkt dieser fremdartigen Negerviertel vorgewagt, wo sich im Schein verstreut brennender Feuer die Umrisse der Lehm- und Strohmauern abzeichnen, auf denen es von Schaben wimmelt. Starke Bambusstöcke, in den Lehm getrieben, stützen baufällige Dachungen; armselige Hütten klettern die Hänge gestufter Hügel hinan. Zuweilen liegen sie höher als die Wolkenkratzer, dann wieder ducken sie sich, unratstarrend, in deren Schatten.

Auf kleinen, grasigen Plätzen bewegen sich die glänzenden Körper der Schwarzen im Tanz, Schritt für Schritt, stolpernd und müde. Plötzlich reißt es sie hoch, sie drehen sich wild, gehen in die Knie, bis sie fast den Boden berühren, und fahren dann, in einem lauten, befreiten Aufschrei, wieder in die Höhe. Sie winden und verrenken sich zitternd zum dumpfen Ton der Trommeln, zu deren eintönigem, scharf betontem Takt die Umstehenden im Chor mitsingen. Andere, wie vom Rausch erfaßt, gesellen sich paarweise zu den Tänzern, die eine schamlos heiße Liebesszene mimen.

„Samba . . . sambahahaha,
O Samba!
Meine weißen Gebieter, seht hier den Samba!
Ein wenig Freude,
ein Seufzer der Trauer,

[1] Negersiedlungen.
[2] Kulte der Neger.

der Samba
ist das Lied einer Rasse
voll Melancholie.
Unsere Haut ist schwarz wie die Nacht,
unsere Seele aber hell wie das Licht des Tages . . .“

Im Schutz des Dickichts, von Moskitos gepeinigt, sahen wir stundenlang insgeheim den Tänzen im *favelle*[1] zu, einem Mekka des Landstreichertums.

Gebannt lauschten wir den qualvoll eindringlichen, rasenden Rhythmen. Dies war Brasilien, wie wir es uns vorgestellt hatten . . .

An jenem Abend indes zog es uns nicht in die Hügel. Unter den Arkaden war es für die Jahreszeit ungewöhnlich kühl. Tiefe Korbsessel, vor uns Halbliter gläser mit dunklem Bier, schufen die richtige Stimmung für lebhafte Debatten.

Von was anderem konnten wir sprechen als vom Aufbruch in die noch unerforschten Gebiete Innerbrasiliens?

„Tausend Cruzeiros! Ich wette, du gehst nicht!“ stichelte Tad Schultz, Redakteur beim „Brazil Herald“ in Rio.

„Tausend Cruzeiros! Ich gehe“, entgegnete ich fest. Der große Kerl mit seinen zerfurchten Wangen ging mir beträchtlich auf die Nerven. Um keinen Preis der Welt wollte ich ihm recht geben.

„Allright . . .“

Ein kräftiger Handschlag besiegelte unter Zeugenschaft aller Anwesenden die kühne Wette, die zum Anlaß meines großartigsten Abenteuers werden sollte.

Feierlich hob sich Tad halb aus dem Sessel und griff zum Bierglas:

„Ich trinke“, sagte er, „ich trinke auf das Wohl dieses lieben alten Narren, das uns allen am Herzen liegt. Wir wollen ihm Glück wünschen, so viel Glück wie möglich.“

Alle taten einen Zug. Ich fand das Ganze etwas lächerlich und übertrieben, trank aber trotzdem auf mein eigenes Wohl.

„Wir müssen gerecht sein“, fuhr Tad fort, „trinken wir also auch auf die Chavantes, diese munteren Schlächter und eingefleischten Demokraten. Wünschen wir auch ihnen Glück, denn sie verdienen ihre Freiheit. Auf deine Widersacher also, Ray . . .“

[1] Hügeldorf.

Ich fand die Pille reichlich bitter und hob nicht gerade begeistert mein Glas.

„Chavantes, Chavantes . . .", dieser Name klang meinen Ohren alles andere als angenehm. Er war mir vertraut, denn eine Unzahl von Legenden verknüpfte sich mit ihm. Doch — waren es wirklich nur Legenden, die Berichte, die von Mund zu Mund weitergegeben wurden, die aus den Tiefen des Urwaldes kamen und der zivilisierten Welt eine Botschaft von Haß und Tod und die Erklärung ewigen Krieges überbrachten?

Aber schließlich, was machte das aus? Wenn ich das Gesicht wahren wollte, mußte ich die Bedingungen der Wette erfüllen. Ich sah mich gezwungen, mich unverzüglich auf die Beine zu machen und den Gerüchten auf den Grund zu gehen. Vielleicht konnte ich mich einer brasilianischen Expedition anschließen, die sich in aller Stille darauf vorbereitete, in die verbotenen Gebiete aufzubrechen, um die Befriedung der „Unberührbaren" anzubahnen, die dort ihr Unwesen trieben.

„Die Unberührbaren", die „Schlächter des Matto Grosso" genießen eine zweifelhafte Berühmtheit, die seit dreihundert Jahren immer wieder aufgefrischt wird, und sie bringen sich einer ungläubig aufhorchenden Welt durch Berichte in Erinnerung, die in regelmäßigen Abständen die Spalten der brasilianischen Zeitungen mit sensationellem und traurigem Inhalt füllen.

Verwünschtes Land, in dem der englische Oberst Fawcett, sein Sohn und ihr gemeinsamer Freund Rimmels verschollen sind, ohne daß es je gelang, das Rätsel ihres Verschwindens zu lösen. Ein einziger versuchte den Schleier des Geheimnisses zu lüften, das den Untergang ihrer Expedition umgibt: Horace Fusoni, Sonderberichterstatter der United Press. Fünfzehn Mann begleiteten ihn. Eines schönen Tages überschritt er unter großem Aufsehen in der Presse den Rubikon, also den Rio das Mortes, und machte sich auf die Suche nach dem Weißen Gott, der, will man indianischen Legenden glauben, in der Serra do Roncador herrschen soll.

Horace Fusoni blieb verschollen. Sein Unternehmen muß als gescheitert betrachtet werden.

Auch andere unternahmen das Wagnis, verlockt vom Rätsel eines Landstrichs. Die Geschichte nennt nicht ihre Namen. Wie war ihr

Schicksal? Wohl das gleiche wie das von Pimentel Barboza, einem brasilianischen Ingenieur, der mit sieben Mann ins „Verbotene Land" zog. Unsere Expedition fand Überreste seiner Gebeine. Sie ruhen jetzt auf dem Friedhof von São Domingo, einem bescheidenen Pionierdorf am rechten Ufer des Rio das Mortes.

Es ist eine anspruchslose Ruhestätte. Sie liegt neben Gräbern von Prospektoren, die sich durch die überreichen Gold- und Diamantenvorkommen ins Land locken ließen, neben Gräbern von *fazendeiros*[1], die einige hundert Hektar des Urwalds mit Feuer und Hacke zu roden begonnen hatten, um Ananas und Maniok anzupflanzen. Niedergebrannte Blockhäuser, verwüstete Felder, verschleppte Dienstleute, gemeuchelte Frauen, und schließlich in der Krümmung eines Pfades ein Haufe von Chavantes, lautlos die *borduna* schwingend, ihre Lieblingswaffe . . .

Die letzte Vision all dieser Schläfer.

Durch einen Zufall wurden ihre Leichen, die Knochen gebrochen, entdeckt. Diese Mordtaten haben zwischen dem „Verbotenen Territorium" und den befriedeten Gebieten ewige Schranken errichtet.

Pioniere und Prospektoren meiden die Nähe des ungastlichen Landes. Selbst die Indianer aus den Nachbargebieten haben es vorgezogen, sich andere Jagdgründe zu suchen. Auch sie fanden keine Gnade vor den Augen ihrer roten Brüder, die jede Verbindung mit der Außenwelt feindselig und grausam ablehnen.

Man sagt, daß für die Frauen bestimmter Stämme das ganze Leben nicht ausreicht, um, wie die Sitte es verlangt, ihre Toten zu beweinen.

Die Zahl der Chavantes im Gebiet von Roncador wird auf zwanzigtausend geschätzt. Ihr Land, das Herzstück von Matto Grosso, ist so groß wie Frankreich. Im Norden wird es von der Serra do Roncador und im Osten vom Rio das Mortes begrenzt. Die Chavantes wollen in Frieden, fern von fremden Einflüssen, leben. Es gelang ihnen bis heute ausgezeichnet: die Berichte über ihre unerhörten Grausamkeiten haben allgemein Furcht eingeflößt.

Man kann die Dinge drehen, wie man will: die Verantwortung für diese Zustände liegt ganz bei den Weißen, die Brasilien kolonisierten. Ihrem tückischen Vorgehen verdanken wir die vielen Toten, die den Chavantes so zahlreiche Jagdtrophäen lieferten.

[1] Landwirte, Gutsbesitzer.

Diese Indianer leben seit dem Jahre 1765 ständig auf Kriegspfad. Damals wurde Tristão da Cunha, Staatsgouverneur von Goyaz, von Sebastião José de Carvalho e Mello, Marquis von Pombal und Minister Seiner Allerkatholischsten Majestät Joseph I. von Portugal, damit betraut, die „Wilden", die die Kolonie Brasilien in Unruhe hielten, zu befrieden und sie der portugiesischen Krone untertan zu machen.

Die Tage ihrer ungeschmälerten Freiheit verlebten die Chavantes nördlich von Goyaz gemeinsam mit den Cayapós-Indianern, die später von den Eindringlingen gänzlich ausgerottet wurden. Die Chavantes, obzwar ein kriegerischer Stamm, unterwarfen sich widerstandslos dem Angebot des Gouverneurs Tristão da Cunha, als er sie aufforderte, die Annehmlichkeiten der Zivilisation innerhalb seines Machtbereichs zu genießen, in der damaligen Hauptstadt Goyaz, die heute hinter Goiãnia zurücktritt.

Die Indianer folgten zu Tausenden der Einladung des unglückseligen Gouverneurs, der auf einen solchen Zustrom nicht gefaßt gewesen war. Er mußte mitansehen, wie sie es sich gut gehen ließen und die Lebensmittelvorräte der Stadt zum Schwinden brachten. Ihr erstaunlicher Appetit ließ für die Zukunft das Schlimmste befürchten. Die Chavantes, im Bewußtsein, Gäste der Stadt zu sein, ließen sich, wie es bei ihnen Brauch war, häuslich nieder.

Der Gouverneur bekam Angst. Damals gab es kaum eine Verbindung zwischen den Städten, und es fehlte oft an Nahrungsmitteln. In Goyaz wurden sie schnell knapp. Die Hungersnot stand vor der Tür. Die Kolonisten drohten mit Aufruhr, falls die federngeschmückten Gäste weiterhin den Kindern den Reis wegäßen. Wenn die Indianer ihren Tisch zu kärglich bestellt fanden, plünderten sie einfach die Geschäfte in der Stadt und hielten sich ohne viel Umstände schadlos. Als die Dinge so weit gediehen waren, forderte Tristão da Cunha durch einen Boten portugiesische Soldaten an, um seine zweifelhaften Mitbürger hinauszudrängen. Und eines schönen Morgens rückten die königlichen Truppen in Eilmärschen heran, um Ordnung zu schaffen und die Unzufriedenen zu beruhigen. Annalen jener Zeit berichten, daß das Kriegsvolk beim Hinauswerfen der Gäste etwa die Hälfte von ihnen umbrachte und den Rest mit Lanzen aus der Stadt trieb.

Die empörten Indianer zogen sich tief in das Innere ihres Landes zurück — um es nie mehr zu verlassen. Die Geschichte des Verrats wurde von Generation zu Generation, reichlich ausgeschmückt, weitergegeben und verewigte den Haß der Chavantes gegen alle Weißen.

Meine Freunde, die Gefährten meines ebenso beschaulichen wie angenehmen Bohemelebens, zweifelten jedenfalls nicht daran, wie meine Wette mit Tad ausgehen würde . . .

„Er wird gehen . . . Nein, er wird nicht gehen!" Sie grinsten belustigt über den Halblitergläsern mit dunklem Bier.

„Er wird gehen!" bekräftigte ich wütend.

Es gab keinen Grund, mich derart festzulegen, mich trieb der Widerspruchsgeist, der ein wesentlicher Zug meines Charakters ist. Und gerade weil alle besonnenen oder skeptischen Leute das Unternehmen für undurchführbar hielten, versteifte ich mich darauf, daß mein Aufbruch ins Land der Chavantes bald erfolgen werde. Allerdings hatte ich keine Vorstellung, wie ich den Expeditionsleiter dafür gewinnen könnte, mich mitzunehmen. Ich verließ mich dabei einfach auf meinen guten Stern und die kommenden Tage.

Es war Tad, der mit dem tückischen Eigendünkel des „Abenteurers in Filzpantoffeln" die Rede auf die Indianer brachte und in mir eine alte Abenteuerlust weckte, die einige Jahre geschlummert hatte. Ich war nämlich mit der geheimen Hoffnung nach Brasilien gekommen, eines Tages in die noch unerforschten Gebiete des Amazonas zu gehen. Leider mangelte es mir an Geld, um diesen schönen Plan zu verwirklichen. Ich mußte auf eine günstige Gelegenheit warten und hoffte von einem Tag auf den andern.

Wollte man Tad glauben, dann war das Innere Brasiliens von Indianern übervölkert, die sich allen Gesetzen zum Trotz damit vergnügten, in den Dörfern der Goldsucher wüst herumzuschießen.

„Seht euch Rio de Janeiro an", rief er pathetisch aus, „versucht einmal, euch vorzustellen, daß sich, zwei Flugstunden von diesen Wolkenkratzern und der Prachtstraße mit ihrem Geheul von tausend Motoren, Urwälder und menschenleere Pampas ausbreiten. Die Kolonnen von Männern, die ausziehen, um ihr Glück zu suchen, geraten in einen Hinterhalt . . .

Heulende rote Teufel plündern, morden, brandschatzen . . .

Knatternde Winchesterbüchsen verstummen plötzlich, zum Schweigen gebracht von der wilden Horde. Pferde in panischer Flucht. Und wer es überlebt, ist in der trostlosen Wüste verloren! Gehetzt, getrieben von den Roten, verröchelt er im Todeskampf unter der unbarmherzigen Sonne . . .

Dies alles nur ein paar Stunden von Rio de Janeiro entfernt. Im Jahrhundert der Atombombe und der Super-Zivilisation . . ."

Wir hörten uns diese Ergüsse in andächtigem Schweigen an und träumten von Landstrichen, die auf der Karte Brasiliens nur als weiße Flecke angegeben werden, von den Indianern, die dort leben, und von Diamanten und Gold in ihren Flüssen.

Wir waren zwanzig Jahre alt, der älteste von uns mochte dreißig sein . . . Der Gedanke, eines Tages die Küste verlassen zu können, aus dem hoffnungslosen Dahinleben herauszukommen, gab uns Kräfte, in Rio auszuhalten.

An jenem Abend hatte Tad wieder seinen großen Auftritt. Im Tonfall eines Propheten, über den der Geist gekommen ist, die mageren Arme ausgebreitet, erzählte er uns seine Märchen.

Sein ausgemergelter Körper bebte vor Erregung, wenn er aus einer Tasche die neuesten Zeitungsausschnitte hervorzog. Weiß der Himmel, wo er sie auszugraben pflegte. Mit erhobener Stimme las er sie vor. Ach, wie gut wir sie schon kannten, diese Berichte, die in Europa so geschickt von unzähligen Wochenschriften ausgebeutet werden, denen es auf wahrheitsgetreue Quellen nicht ankommt, und die aus eigenem Ermessen die Flußufer noch zusätzlich mit Goldklumpen pflastern, vorausgesetzt, daß der Fluß einen romantischen südamerikanischen Namen trägt. Mit einem kühnen Federstrich entzünden sie die Einbildungskraft der Jugendlichen. Vor unserer Ausreise hatten wir selbst solche Ausschnitte sorgfältig in einem Heft gesammelt, in dem wir phantasievoll unsere Marschroute festgelegt hatten. Mit gewichtigem, ernstem Gesichtsausdruck besteckten wir Karten mit bunten Fähnchen. Solche Zeitungsartikel haben Jacques' Tod auf dem Gewissen, der mit aller Gewalt zu Geld kommen wollte, um seine Lunge zu heilen, die die Kälte in den Konzentrationslagern zerstört hatte. Zuerst versuchte er es mit Parfumschmuggel, dann zog es ihn nach Cuyaba im

Staate Matto Grosso, angelockt von diesem „Gold", das nur in den Zeitungsspalten zu finden ist.

Er kehrte enttäuscht zurück, ausgezehrt vom Fieber . . . Sein Leiden hatte sich verschlimmert, und in der Nähe von Rio legte er sich in ein Sanatorium, um zu sterben. Das sind die Artikel, die schon eine große Zahl unserer Zufallsfreunde in die Wälder gerufen haben. Diese Freunde traten in unser kleines Café und sahen uns mit abgründiger Verachtung an:

„Wie?" schienen sie zu fragen, „ihr seid noch immer da, statt euch auf den Weg zu machen?"

Sie wiesen über die Dächer der Stadt ins Unbestimmte, denn „dort" lag, weil sie es so in den Zeitungen gelesen hatten, der sichere, der kürzeste Weg zum Reichtum. Dann verschwanden sie.

„Ihr werdet schon sehen, wir kommen als reiche Leute zurück . . ."

Sie träumten von Prunkbauten, von Flugreisen und Frauen in Hermelin. Das ist die Folge der Arbeit von verbrecherischen, gewissenlosen Journalisten am grünen Tisch, die mit Schere und Kleister Lügenberichte verfertigten und damit der Europaflucht der Nachkriegsjahre eine bestimmte Richtung wiesen. Sie scharten eine Armee von Desperados um sich. Ja, ich muß zugeben, sie wiesen uns allen, die wir zu den „enttäuschten Abgerüsteten" zählten, die Marschrichtung. Wie oft haben sie es uns gesagt, die aus der Hölle Innerbrasiliens zurückkehrten — die noch hatten zurückkehren können —, denen endlich die Augen für die Wirklichkeit aufgegangen waren: „Sobald ich wieder in Paris bin, gehe ich hin in ihre Redaktion und drehe ihnen den Hals um . . . elende Schmiererbande!"

Wenn sie auf der Landkarte vergebens die Namen der Dörfer suchten, in denen es angeblich Gold geben sollte, deren Lage aber nur ungenannte Reporter kennen, dann weinten sie vor Wut.

Natürlich waren die Berichte anonym wie auch andere Sensationsartikel, die bei Skandalzeitungen und bei der Boulevardpresse so beliebt sind und der unausrottbaren menschlichen Leichtgläubigkeit so geschickt dienen.

Unsere Bande setzte sich aus Menschen aller möglichen Nationalitäten zusammen, aus Charakteren, verschieden wie ein Messer und eine Birne. Uns alle vereinte das unglückselige Bedürfnis nach einer teilnahmsvollen Seele, der man von seinen Luftschlössern vorschwär-

men konnte. Dazu trat der Zwang, die notwendigen zehn oder fünfzehn Cruzeiros aufzutreiben, um einen Tag lang Leib und Seele zusammenzuhalten. Das tägliche Menu dieser Dritter-Klasse-Auswanderer bestand manchmal aus einem Teller Reis, öfter aber nur aus Bananen. In den Nächten schliefen sie unter freiem Himmel, und die Tage vergingen mit dem Herumlaufen zu Stellenvermittlern.

Postbeamte, Chauffeure, Friseure, Leute mit ganz undefinierbaren Berufen meldeten sich bei ihnen in Massen, während Brasilien Hände brauchte für die Landarbeit und Techniker, um Fabriken zu bauen und sie in Betrieb zu halten.

„Ihr kommt zu spät", sagten uns die Alteingesessenen, die an der Spitze großer Unternehmen standen. „Ja, 1914, da war es hier leicht. Aber jetzt, die Zeiten sind schwer . . ." Dann folgte eine großartige, sich immer gleichbleibende Handbewegung. „ — und außerdem, ihr seid viel zuviele."

Es waren wirklich allzu viele. Ich wünschte, ich könnte alle beschreiben, die ich hier kennenlernte, und im einzelnen erzählen, wie sie ihre kaum begonnene Abenteurerlaufbahn abbrachen, als sie der Ekel packte, und alles aufgaben, um zu Kreuz zu kriechen und dann in irgend einer Sinekure unterzuschlüpfen, sogar in einer Verwaltungsstelle, und dann dem berühmten Bernanos zu antworten:

„Ja, wir haben die Brücken zu unserem Vaterland abgebrochen, wir sind weit fortgegangen, um ein Glück zu suchen, das vor unserer Tür lag. Im Grund ist ja doch die Heimat das reichste und schönste Land . . ."

Unter dem Vorsitz von Tad nährten wir Tag um Tag mit krankhafter Beharrlichkeit unsern Wunsch, in die Ferne zu ziehen, der uns vor der Abreise aus Europa beseelt hatte, uns Sprößlinge einer Epoche, die nur willenlose Krüppel hervorbringt, ohne die notwendige Kraft, Pläne zu Taten werden zu lassen. Wir halfen uns gegenseitig mit einigem Erfolg über den aufsteigenden Ekel hinweg. Ich glaube, wenn wir einander nicht begegnet wären, hätte keiner von uns die Energie und den Schwung gehabt, seine Träume, im Rahmen der Möglichkeiten, zu verwirklichen.

Da war zunächst einmal der Belgier Roger, eine leidenschaftliche Spielernatur. Er war verzweifelt, weil er keine dauernde Aufenthaltsbewilligung erhalten konnte, und lebte in ständiger Angst vor der Ausweisung, die seine Hoffnungen auf einen Handel mit Schlangenhäuten zunichte gemacht hätte.

Dann kam Rimbaud, ein Pariser, der eigentlich aus der Normandie stammte, mit seinem Spott und seinen unweigerlich schiefsitzenden Krawatten. Er versuchte, reife, liebebedürftige Damen zu betören, um ihnen Geld herauszulocken, das er nötig brauchte, um am Amazonas ein Geschäft für Glaswaren aufzumachen.

Saravai, ein Jude aus Ungarn, stellte in seinem Hotelzimmer Haarwasser her. Als man ihn dort hinauswarf, wurde er mystisch und trug sich mit der Absicht, die Kutte zu nehmen und Indianer zu bekehren.

Perrachi, Sizilianer und Deserteur, mischte Parfumessenzen mit Zahnwasser, klebte falsche Etiketten darauf und verkaufte das Ergebnis um teures Geld an Zufallsbekannte. Er häufte Groschen auf Groschen, um eine Transportgesellschaft in den abgelegensten brasilianischen Staaten zu gründen.

Achmed, ein Ägypter, ehemaliger Meisterboxer, mit krebszerstörter Nase und Blumenkohlohren, schleppte seinen breitschultrigen, müden Körper von Kneipe zu Kneipe. Er war schwer verschuldet und lag immer auf der Lauer nach jemandem, der ihm ein Glas zahlte. In einem Handkoffer führte er Krawatten und Uhren bei sich, die er unter der Hand verhökerte.

Jonny war Schotte und ständig unter Alkohol. Er lebte im Schatten von Achmed und wollte die Ruinen von Venezuela durchstöbern, um einen Sonnentempel zu finden, zu dem er Pläne besaß. Dort sollten verschüttete unterirdische Schatzkammern sein, die er zu leeren hoffte. Seine Tage verbrachte er in der Stadtbibliothek, wo er gierig in alten Handschriften las und Blätter, die ihm als Unterlagen für sein Projekt dienen konnten, herausriß und stahl. Er handelte mit Briefmarken, von denen er nach einem nur ihm bekannten Verfahren den Poststempel entfernt hatte.

Alfred, ein verbummelter Amerikaner, fand Gefallen an Krawatten à la Pin-up-Girl, frönte einer Liebe zu ungemischtem Gin und schrie über alle Dächer hinweg unbekümmert sein Bekenntnis zur Demokratie und seinen Hang zum Exotischen. Er träumte von einer Fabrik für Krokodilkonserven, die an den Flußufern des Matto Grosso stehen sollte.

Der staatenlose Sanders verkaufte am Strand aus einem kleinen gelben Wagen Schokolade und nahm von unseren Debatten wenig Notiz. Er betrachtete uns mit der leichten Überlegenheit, wie sie vernünftige Leute im Umgang mit Narren zur Schau tragen. Gern schickte er seine Blicke zu den Nachbartischen, an denen junge Brasilianerinnen ihren abendlichen Kaffee tranken, oder beschäftigte sich mit Plänen für eine einträgliche Musterfarm im Staate Rio Grande do Sul.

Und endlich Carlos, ein gutmütiger, sanguinischer Pausback mit spöttischem Mund und ratzekahlem Schädel. Seine Ansichten hatten bei unseren Debatten Gewicht, weil wir die Erfahrungen anerkannten, die er im Urwald gesammelt hatte. Vor Ausbruch des Weltkrieges hatte er im Staate Minas gearbeitet, um sein Glück in Bergkristall zu machen, das damals von nordamerikanischen Gesellschaften sehr gefragt wurde und den Eigentümern bestimmter Landstriche in wenigen Monaten beachtenswerte Vermögen einbrachte.

Zwei Jahre härtester Arbeit hatten es Carlos erlaubt, seine Zukunft in einem freundlicheren Licht zu sehen. Leider lauerte ein Verhängnis auf ihn, als er in die zivilisierte Welt zurückkehrte. Wie in einer der Räubergeschichten, die zwischen den beiden Weltkriegen das Entzücken unserer Jugend waren, stand ein gut unterrichteter Schurke an seinem Rückweg und befreite ihn im Handumdrehen von seinem Geld.

Ende des Jahres 1945 sah man Carlos wieder nach Rio kommen, in schmutzige Lumpen gehüllt, ausgezehrt von Fieber und Ruhr.

„Redet mir nur vom Urwald und euren Abenteuern", beendete er in der Art eines Epilogs den Bericht über seine Wanderfahrten. „Für mich ist Schluß, und zwar gründlich. Ich bin froh, daß ich mit dem Leben davongekommen bin."

Aber einige Monate später packte ihn der Dämon des Abenteuers aufs neue. Er schlug sich zu Sanders' Projekt und prophezeite uns allen Reichtum in kürzester Zeit. Zwei Jahre danach hatten sich seine Wangen wieder zur gewohnten Fülle gerundet, und seine gelbe Haut war glatt und rosig geworden. Nur seine Haare wuchsen nicht nach. Zu seinem großen Kummer. Verbitterung verriet sich oft genug in seinen Mahnungen zur Mäßigung, durch die er unsere Begeisterung dämpfte.

Ich war als letzter zu der Gruppe gestoßen. Infolge eines Zwischenfalles war ich auf den Antillen hängengeblieben, da die Zeitung, für die ich arbeitete, im Konkurs lag, als ich in Port of Spain eintraf. Es gelang mir, eine Schiffspassage nach Rio zu finden, und ich machte die Bekanntschaft dieser jungen Menschen, als ich gleich ihnen auf den Bänken des Tiradente-Platzes oder am Strand von Copacabana und Ipanema nächtigte.

In ihrer Gesellschaft zog ich das Fazit meines Lebens und fand es nicht gerade rosig: arbeitslos, ohne Freunde und Beziehungen, dazu bar jeder Kenntnis der portugiesischen Sprache. Mein Hab und Gut bestand aus einem schadhaften Photoapparat, der sich nur dann zu brauchbaren Aufnahmen herbeiließ, wenn man um das schlecht schließende Gehäuse ein Taschentuch band, damit das Negativ keinen Lichtschleier bekam.

Im Besitz von einigen kümmerlichen Presseausweisen stellte ich meiner Ansicht nach den vollkommenen Typ des hoffnungsvollen Jünglings dar, der unermüdlich auf der Lauer und auf der Suche nach einem genialen Einfall ist. Ich war fest überzeugt, daß es mir gelingen müsse, eines Tages meine Forscherpläne zu verwirklichen. Und tatsächlich, bald nach dem unvergeßlichen Septemberabend kam mir eine Inspiration in Gestalt eines netten Direktors des Internationalen Presseverbandes. Als ich ihm meine Pläne entwickelte, fand er sie annehmbar und versprach mir Hilfe unter der Bedingung, daß ich Anschluß an die erwähnte Expedition fände, die im Begriff war, das Gebiet der Chavantes zu besuchen.

Die Götter schienen mir gnädig zu sein. Ich segnete die leidenschaftliche Aufwallung, die mich die Wette mit Tad abschließen und damit einen unwiderruflichen Entschluß fassen ließ. Allerdings mußte ich meine Hochstimmung bald wieder dämpfen, denn bereits die ersten Schritte, die ich bei den maßgeblichen Behörden unternahm, stießen auf entschiedene Ablehnung und schienen alle meine Hoffnungen zu zerstören.

Es ist schön, wenn man selbst von einem Glauben beseelt ist, aber bedeutend schwieriger, ihn den Leuten beizubringen, die man zur Durchführung seiner Projekte braucht. Ich biß die Zähne zusammen, fest entschlossen, den Widerstand all dieser Herren Beamten niederzurennen und mein Glück beim Schopf zu packen.

Damit begann also das Warten in Vorzimmern, die Zeit der fruchtlosen Versuche, der höflichen Ablehnung, des eisigen oder ironischen Lächelns, des gleichgültigen Händedrückens, des gelangweilten Ausdrucks in Augenpaaren, die versuchten, eine lebhafte Teilnahme am Gespräch zu heucheln, und des rasenden Wunsches, alles zusammenzuhauen, um gewisse Leute aus ihrer Gleichgültigkeit zu reißen.

Um die Wahrheit zu sagen, meine Lage als Ausländer vereinfachte die Sache nicht und wurde noch schwieriger wegen meiner Unkenntnis des Portugiesischen. Versuchen Sie es einmal, mit großen Kinderaugen jemanden zu überzeugen, wenn Sie nur begrenzte Gebärden zur Verfügung haben, dazu ein Heftchen und einen Bleistift, um das aufzuzeichnen, was man nicht ausdrücken kann!

Aber das war noch nicht alles: Ich war unvorstellbar schüchtern. Zuweilen packten mich tollkühne Anfälle, die für Menschen dieser Art kennzeichnend sind. Um mein Selbstbewußtsein zu steigern, legte ich mir einen Schnurrbart zu — glücklicherweise hat mich die Natur seit zartester Kindheit mit reichlichem Haarwuchs gesegnet — und setzte eine Brille auf. Dadurch wirkte ich älter. Oft genug war es mir widerfahren, daß man mich nicht für voll nahm. Es stimmte ja, ich war noch nicht volljährig, eine weitere Erschwerung. Ich zählte erst neunzehn Jahre! Das alles zusammengenommen hätte selbst die Zähigkeit eines Maultiers brechen und einen dazu bringen können, alles liegenzulassen und wieder in das angenehme Bohemeleben zurückzugleiten. Ich aber wehrte mich.

Was riskierte ich mehr als einen Tritt in die Sitzfläche? Andererseits konnte ich vielleicht durch Starrköpfigkeit und ständige lautstarke Belästigung meine Widersacher zur vollkommenen Kapitulation zwingen. Ich setzte alles auf diese Karte, die das stolze Wort tragen könnte: „Dem Mutigen gehört die Welt." Als ich mich jedoch mit der Würde eines Vertreters des Presseverbandes umgab und wieder bei den Leuten auftauchte, wurden sie nicht, wie ich gehofft hatte, zugänglich, sondern wiesen mein Angebot mit Entsetzen zurück.

„Journalist . . . Ausländer . . . nein, nur keine Zeitungsleute!" rief der Chor der Maßgeblichen. „Journalisten schaffen immer Ungelegenheiten. Sie stellen sich das Unternehmen vor wie eine Reise durch die Reservationen in Kanada oder in den Vereinigten Staaten! Sie haben keine Ahnung von der Tatsache, daß schon die geringste

unangebrachte Geste die Indianer reizen und einen Überfall des Stammes auf die Expedition auslösen kann. Ist es einmal so weit, dann darf sich glücklich schätzen, wer lebend aus dem Abenteuer heraussteigt! Nein, nein, keine Journalisten!"

Mit dem Hinweis auf den geheimen Charakter seiner Aufgabe stellte mir der Leiter der Expedition ein höfliches, aber entschiedenes Nein entgegen. Ich durfte von dem wirklichen Zweck der Fahrt nichts wissen. Da sie einen offiziösen Charakter trug, setzte man sich im Fall eines Mißlingens der heftigen Kritik der Zeitungen von Rio aus. Daher konnte meine Teilnahme — wegen ihrer beruflichen Beweggründe — nur unerwünscht sein, riskierte sie doch, den „Indianerschutzdienst" mit dem Damoklesschwert der öffentlichen Kritik zu bedrohen.

Parallellaufend mit der Entsendung von Pioniertrupps in das Innere Zentralbrasiliens, um entlegene Gegenden aufzuschließen und Verbindungslinien herzustellen, hatte der Indianerschutzdienst unter dem Vorsitz des Generals Rondón die Aufgabe, das gute Einvernehmen der Siedler mit jenen Indianern herzustellen, mit denen sie bei Durchdringung noch unerforschter Gebiete zusammentreffen würden. Gleichzeitig hatte er darüber zu wachen, daß nicht unerwünschte Elemente durch unbedachte Handlungen einen Aufstand der unterworfenen Stämme hervorriefen. Die Expedition, an der ich hoffte teilnehmen zu können, war von diesem Schutzdienst organisiert, der sich seit einigen Jahren darum bemühte, die Chavantes zu befrieden. Mit dem neuen Versuch, den Francisco Meirelles, einer der Inspektoren, leitete, sollte ein entscheidender Schritt in dieser Richtung geschehen.

So weit war ich mit meinen Vorbereitungen zu einer möglichen Abreise gekommen, das heißt, um es klar auszudrücken: ich hatte mich vollkommen festgefahren, als ich — ganz wie im Märchen — eines Tages eine italienische Komtesse traf, die sich liebenswürdigerweise bereit erklärte, mir die Wege zur Verwirklichung meines Vorhabens zu ebnen. Unsere Ahnen haben recht gehabt, wenn sie behaupteten: Der Schlüssel zum Erfolg liegt in der Hand der Frauen. Die Komtesse war eng liiert mit einem amtierenden Minister, dessen Funktion zwar etwas vag, aber ehrenvoll war . . . Durch ihre Vermittlung und mit einer wirksamen Empfehlung ausgestattet, konnte ich endlich mit der Möglichkeit meines Aufbruchs rechnen.

„*Per Deus*, ein Photoapparat! Er nimmt *una máchina* mit! So ein Wahnsinn, er will wohl, daß wir alle umgebracht werden!" wütete Meirelles, der sich meinen und des Ministers Wünschen beugen mußte. „Halten Sie die Chavantes für Museumsstücke?"

Ich sah mich gezwungen, das bindende Versprechen abzugeben, keine Magnesiumkapseln mitzunehmen und von Meirelles unzertrennlich zu bleiben wie sein Schatten, und nicht die geringste Bewegung zu machen, komme, was da wolle.

„Denken Sie daran", sagte Meirelles zu mir, „unser Leitspruch lautet: *Morrer si necessario for, matar nunca*[1]."

Dann, wie um sich zu entschuldigen:

„Diese Indianer sind derart reizbar, daß schon ein Nichts sie erschrecken kann. Es sind große Kinder, denen man weder rauh entgegentreten noch zuwiderhandeln darf. *Adeus, ate breve, se Deus quiser*[2]."

„*Adeus!*"

Francisco Meirelles verschwindet in den dunklen Gängen im Haus des Indianerschutzdienstes. Er zieht ein Bein nach, er hat es beim Sturz vom Pferd gebrochen. Er ist erstaunlich beweglich, das Gesicht sonnengebräunt, und er trägt einen Schnurrbart. Um seine Augen liegen große, blaue Ringe. Lose steckt er in dem viel zu weiten Anzug.

Dreitausend Kilometer von Rio de Janeiro entfernt hat er mir einen Treffpunkt angegeben; um es genau zu sagen, in Santa Leopoldina, einem bescheidenen Marktflecken am rechten Ufer des Rio Araguaya, bewohnt von Händlern und Prospektoren.

Wann? Das vermag er nicht sicher zu sagen. Ich müsse dort eben warten. Das Militärflugzeug, das mich nach Goiãnia bringen soll, starte in drei Tagen vom Flughafen Santos-Dumont.

Ich war Sieger geblieben!

Sobald die Abreise feststand, blieben noch die Fragen der Ausrüstung zu lösen, die nicht genau die gleiche ist wie für ein Camping im Wald von Fontainebleau. Die äußerst kärgliche finanzielle Beihilfe des Presseverbandes gestattete mir kaum die wichtigsten Ankäufe: ein Paar Stiefel aus schmiegsamem Leder, einen breitkrempigen, faltbaren Filzhut gegen Regen und Sonne, der praktischer ist als der

[1] Sterben, wenn nötig, töten niemals.
[2] Leb wohl, auf bald, so Gott will.

traditionelle Tropenhelm, wie ihn die Forscher lieben. Dann riesige, sternförmige Sporen und einen Zebu-Ziemer als Reitpeitsche.

Die tausend Cruzeiros der Wette — ich muß anerkennen, daß Tad sich zum Zahlen bequemte — dienten mir dazu, einen alten Gauner, Portier in einer Spelunke der Lapa[1], dazu zu bewegen, sich gegen die bescheidene Summe von fünfhundert Cruzeiros von seinem Colt Kaliber 38 zu trennen und mir noch einen Handkoffer voll Patronen auszuhändigen, den er in Erwartung möglicher polizeilicher Belagerung vorsorglich unter der Matratze seiner elenden Liegestatt verborgen hielt.

Koffer und Patronen kosteten mich weitere hundert Cruzeiros Aufzahlung, aber jetzt konnte ich meinerseits mit einigen Erfolgsaussichten irgend welchen Angriffen entgegensehen. Ein Repetiergewehr Kaliber 22 (ein Geschenk der vorsorglichen Komtesse) vervollständigte meine Ausrüstung. Das unentbehrliche brasilianische Buschmesser, allgemein Machete genannt, besaß ich bereits, in einer schönen ledernen Scheide und mit einer guten Stahlklinge.

Meine Bekleidung wurde aus abgelegten Sachen ergänzt, wie sie sich in den Wandschränken guter alter Freunde finden. Ein grün und rot gewürfeltes Hemd, das früher einen Farmer aus Parana geschmückt hatte, Reithosen mit Lederbesatz, der Ladenhüter einer Aristokratenfamilie, die einen Oberst zum Großonkel hatte, Sportstrümpfe, die nicht zueinandergehörten, und Pistolenhalfter, wie Kavallerieoffiziere sie gebrauchen und in denen ich nun all diese Dinge unterbrachte, die sonst dem Schimmel zum Opfer gefallen wären.

Gleichzeitig kaufte ich, neben zahlreichen Filmrollen für meinen rasch zusammengeflickten Photoapparat, etliche Röhrchen mit stark dosiertem Atebrin, um Fieberanfällen vorzubeugen. Damit betrachtete ich meine Reisevorbereitungen als ausreichend und verließ mich im übrigen auf mein gewohntes Glück und auf die weise Voraussicht des Expeditionsleiters.

Ansonsten schweigt mein Ausgabebuch über die Einzelheiten zahlreicher Trinkopfer, mit denen meine Abreise gefeiert wurde.

Die Abschiedsfeiern waren herzergreifend. Tad schloß mich in die Arme, zweifellos mit einer gewissen Erleichterung, denn der Schurke

[1] Verrufenes Stadtviertel von Rio de Janeiro.

zahlte seine Wettschuld mit so unwahrscheinlicher Schnelligkeit, daß ich Grund hatte anzunehmen, die schwarzen Augen einer bestimmten Redaktionssekretärin hätten mit all dem etwas zu tun. (Es stimmt schon: Die Abwesenden haben immer unrecht.)

Sodann kam Carlos und überreichte mir mit überaus wichtiger Miene eine Hängematte samt Moskitonetz, die seine Träume als Schatzgräber in Bergkristall beschützt hatten. Es waren die letzten in Ehren gehaltenen Überreste seines großen Abenteuers.

Diesen Ausrüstungsgegenstand hatte ich vollkommen vergessen, was mir sehr teuer hätte zu stehen kommen können. Daher rührte mich Carlos' Umsicht tief.

Jonny, leicht betrunken und von Achmed gestützt, der seine Worte mit heftigem Kopfnicken bekräftigte, schlug vor, schon jetzt eine Rettungsaktion nach mir in die Wege zu leiten, während Alfred — mit beachtenswertem Sinn für den Publikumsgeschmack — mir den Rat gab, einen gezähmten Chavante zu photographieren, wie er sich eine Flasche Bier zu Gemüte führt.

Sanders notierte sich die mutmaßlichen Etappen meiner Reise und ersuchte mich, sorgfältig die Güte des Bodens und die Beschaffenheit und Größe des Weidelands zu untersuchen. Ich sollte auch die Längen- und Breitengrade der Gegend feststellen, die meiner Ansicht nach zur Errichtung einer Musterfarm am geeignetsten wäre.

Im Pressebüro hatte ein Spaßvogel meinen Platz mit Trauerflor geschmückt, und ich mußte eine ergreifende Flut von freundschaftlichen Ratschlägen und Phrasen über mich ergehen lassen. Ich fühlte mich an das Beileidsdefilé erinnert, das beim Begräbnis meines Großvaters den Höhepunkt gebildet hatte.

„So jung und schon sterben . . . so ein netter Kerl . . . der kommt gewiß nicht wieder, man sagt ja, daß . . ., ich habe gehört, daß dort . . ."

Und zum Schluß kam dann das unvermeidliche: „Er ist total verrückt!"

Den Vogel schoß der Chefredakteur ab. Er ließ sich meinen Lebenslauf in allen Einzelheiten erzählen und hetzte den Photographen auf mich. Ich nahm Platz, um mein Bild der Nachwelt zu erhalten, und gab Autogramme. Der Augenblick kam, da ich meine Schulden begleichen mußte.

„Du wirst ja verstehen, schließlich, man kann ja nicht wissen." So sprach man zu mir halb im Scherz, halb im Ernst.

Liebevoll wurde auf mein Wohl getrunken, und die Augen der Teilnehmer verschleierten sich zu jenem wässerigen Kuhblick voll gemütvoller Tränen, die man vergießt, wenn man einen dem Tode geweihten Freund zum letztenmal ans Herz drückt.

Endlich verabschiedete ich mich, umgeben von einer Aureole der Legende und des Neides. Mit mir nahm ich die goldenen Träume aller jener, die in dem kleinen Café zurückblieben, in den tiefen, bequemen Korbsesseln . . . Ich fühlte, daß sich ihre Blicke an die Sohlen meiner Stiefel und die Schnalle meines Gürtels hefteten, als ob man sich darunter verstecken oder daran festhängen könnte, um mich zu begleiten.

17. September. Da das Flugzeug um sieben Uhr startete, hatte ich den Portier beauftragt, mich um fünf Uhr zu wecken. Er weckte mich um drei Uhr, und ich kam auf dem Flugplatz an, als es vier Uhr schlug. Die Halle war leer. Die Auskehrer betrachteten mich mit erstaunten Augen, da sie eine solche Übereilung nicht begreifen konnten.

Auf einer Marmorbank, in der trostlosen Einsamkeit in mich selbst zusammengekrochen, trieb ich Gewissenserforschung und stellte fest, daß ich eine Heidenangst hatte. Jetzt, da die Betriebsamkeit der Reisevorbereitungen vorüber war, fühlte ich mich dem schwärzesten aller Schicksale ausgeliefert und ging in Gedanken die Verlustliste meiner Vorgänger durch. Ich rief mir das Schicksal eines jungen brasilianischen Forschers, Hermano Ribeiro da Silvas, in Erinnerung, der drei Expeditionen heil überstanden hatte und vor kurzem in Leopoldina der Malaria erlegen war.

Diese Geschichten versetzten mich in die gleiche Gemütsverfassung wie damals, als ich, als junger Fallschirmjäger, mich vor dem Einsatz des Regiments mit meinen Kameraden an die Bank des Flugzeugs klammerte, voll Erwartung auf den Sturz in die berauschende Kühle des leeren Raumes, und doch wie festgeschmiedet an meinen Platz.

. . . Der schwindende Mut, der Geruch von altem Eisen und Elektrizität, der einem den Atem verschlägt, rufen eine Kontraktion

des Zwerchfells hervor, als ob man sich jeden Augenblick übergeben müsse. Der kalte Schweiß, der unter dem Sturzhelm hervorrinnt, folgt den Falten des Gesichts, zieht den Lidern entlang und beißt in den Augen, bildet einen kleinen See in der Vertiefung des Kinns, um schließlich Tropfen um Tropfen, wie aus einem schadhaften Rohr, auf den um den Leib geschnallten Fallschirm zu fallen, dicht neben den roten Nothandgriff . . .

. . . Da ist der Adjutant, der herumschreit und sich wie wahnsinnig gebärdet, um den Leuten Mut zu machen, das schwankende Flugzeug, das rote Licht über dem kleinen Zifferblatt neben der Absprungluke, und dann das grüne . . . , der Wille, nicht feige zu sein, zu springen, das Stampfen der Füße in der sich ständig verringernden Reihe, die gähnende Öffnung, der leere Raum, und trotz allem dann der Sprung, weil man schließlich muß, und um der Sache ein Ende zu machen.

Verdammte Angst! Das macht die Nacht, die noch auf Rio de Janeiro liegt, und die Lichter im Kranz um die zauberhaften Umrisse seiner Bucht. Fast trauere ich den Annehmlichkeiten des zivilisierten Lebens nach.

Auf dem Flughafen wird es lebendig. Motoren laufen dröhnend warm, Reisende, von Verwandten und Freunden begleitet, kommen in Gruppen herbei. Sie umarmen einander schweigend, dann trennen sie sich. Die Zurückbleibenden winken den Scheidenden nach.

Die aufgehende Sonne zerstreut den Morgennebel, der sich um den Zuckerhut gelegt und kühn die ausgebreiteten Arme des Christus Redemptor behängt hat, der in ungeheurer Dimension auf dem Gipfel des Corcovado steht. Mein Katzenjammer schwindet mit den ersten Lichtstrahlen, die in den riesigen Glasrahmen des Flugplatzes aufblitzen. Ich bin glücklich, daß der Abflug bevorsteht. Was gibt es Schöneres in der Welt, als Ankunft oder Abreise? Als die Fieberschauer, die ihnen vorangehen oder folgen?

Der Zeiger der großen Uhr springt auf sieben . . .

„Flughafen Santos-Dumont . . . *viajantes do avion militar queram occupar o seus lugar. Boa viagem*[1]!" näselt der Lautsprecher, der unsern Start ausruft und das Tor zum Rollfeld bekanntgibt.

[1] Die Passagiere des Militärflugzeuges mögen ihre Plätze einnehmen. Gute Reise!

„*A caminho*[1]", sagt der Pilot.

„*Vamos*[2]", antwortet der Funker.

Die DC 4 der brasilianischen Luftwaffe gewinnt an Höhe. Bürogebäude und Paläste schrumpfen zusammen, schließlich ist nichts mehr unter uns als das substanzlose, bewegte Tuch der Morgennebel, die dünner werden und in Fetzen aufreißen. Dann kommt das Meer und unbebautes Land, hoffnungslos eben. Die graugrünen Flecken einer dürftigen Vegetation weichen mehr und mehr nußbraunen Flächen. Rauchsäulen steigen hoch in den Himmel und bilden dort Wolken mit purpurnen Reflexen, Feuerzungen zernagen die stumpfschwarze Erde. Überall diese riesigen Gluten, Werk des Menschen, der eine unfruchtbare Natur angreift, Feuerbrand, um den Boden urbar zu machen, um rascher zum Erfolg zu kommen — lauter Anstrengungen, die in dieser Unendlichkeit entmutigend wirken.

Der Funker tritt zu mir. Er schaut einen Augenblick lang durch eine kleine Luke, überblickt das Panorama und murmelt leidenschaftlich, als wollte er vor mir, dem Fremden, die Verlassenheit der Landschaft entschuldigen, die wir überfliegen:

„Unsere Arbeit braucht Zeit, aber was bedeuten schon Zeit und alle Schwierigkeiten, wenn solche Erfolge winken. Unsere Siedler vertrauen auf die Zukunft. Es sind Brasilianer. Dort unten auf den schwarzen Flecken werden einmal Nutzpflanzen wachsen und blühen . . . Unser Land ist groß und reich . . ."

Häuschen, lächerlich klein, Hunderte von Kilometern voneinander entfernt, unterbrechen überraschend die Eintönigkeit des Landes, das sich ohne Erhebungen unendlich ausdehnt.

Man wagt nicht, sich das Leben der Menschen in diesen Behausungen vorzustellen. Manchmal taucht auf den ungenauen Karten ein namenloses Dorf auf, inmitten eines rötlichen Netzes von Maultierpfaden, in der Nähe großer, zartgrüner Flächen, die sich von den Mäandern des dunkleren Grüns abheben, womit die Flußufer und ihre Windungen bis in die kleinsten Einzelheiten nachgezeichnet sind.

„Gleich sind wir in Goiãnia", verkündet am späten Nachmittag der Pilot. „Bitte die Sicherheitsgürtel festzuschnallen!"

[1] Auf den Weg!
[2] Gehen wir!

Goiãnia ist die erste Etappe meiner Flugreise. Der Ort ist vor kurzem in den Rang einer Hauptstadt des Staates Goyaz aufgerückt. Man sagt ihm eine großartige Entwicklung voraus: verläßlichen Quellen zufolge soll Goiãnia Rio de Janeiro als Verwaltungszentrum des ganzen Landes ablösen. Während die Maschine eine Schleife fliegt, um zur Landung anzusetzen, wird die Stadt einen Augenblick lang unter der Tragfläche sichtbar, und mir kommt vor, als sei sie kürzlich von einem furchtbaren Orkan heimgesucht worden, bei dem nur die großartigen, unzerstörbaren Prachtstraßen und die Grünanlagen verschont geblieben wären. Außer einer Reihe von niederen Häusern, einem Platz mit Blumenbeeten und dem Palais des Gouverneurs sehe ich nichts, das hier den Ruf einer künftigen Hauptstadt rechtfertigen könnte. Goiãnia macht den Eindruck, als ob es die Mittel zu seinem Aufbau plötzlich erschöpft hätte.

Die Stadt wirkt wie ein Haufen Gerümpel in mehligem, rotem Staub, der sich zur Regenzeit in zähen Schlamm verwandelt und den Verkehr, ausgenommen zu Pferd oder im Flugzeug, fast unmöglich macht.

Der Direktor des Indianerschutzdienstes, Zweigstelle Goiãnia, erwartet mich am Flughafen in einer märchenhaften Limousine, deren Lederpolster mit orange gefärbten Schaffellen bedeckt sind. Wir fahren zweihundert Meter und halten vor einem Hotel.

„Jetzt sind Sie also da", sagt der liebenswürdige Herr. „Morgen werden wir dann über Ihre Weiterreise nach Leopoldina sprechen. *Boa noite e ate manhã, se Deus quiser*[1]*!*"

„*Ate manhã!*"

Das Hotel ist riesengroß, menschenleer und totenstill. Ich habe den Eindruck, der einzige Gast zu sein. Als am Abend die elektrische Beleuchtung aussetzt, diniere ich bei Kerzenlicht in Gesellschaft einiger schweigsamer Kerle mit großen Sombreros aus Filz.

[1] Gute Nacht, auf morgen, so Gott will!

Leidenswege im Regen

Aus meinem Reisetagebuch:

22. September. Irgendwo zwischen den Staaten Goyaz und Matto Grosso.

„Guten Morgen, *Francesinho!*"

Durch das Moskitonetz erkenne ich Pablo, unseren Chauffeur, der sich zu mir neigt. Auf seinem olivgelben Gesicht zeichnet sich die schwere Erschöpfung ab, die uns alle an diesem Nachmittag in den Hängematten festhält wie Kranke in Liegestühlen.

Pablo verlangt eine Zigarette. Umständlich reiche ich sie ihm durch den vorsichtig hochgehobenen Zipfel des Moskitonetzes.

„*Quando vamos embora*[1]*?*"

Pablo macht eine unbestimmte Handbewegung, er hat keine Ahnung. Leute seines Schlages wissen nie, wann es weitergeht. Derartiges liegt für ihn im Bereich des Unwirklichen. Zeit zählt hier nicht, der Gebrauch eines Kalenders hat sich in dieser verlorenen Gegend noch nicht eingebürgert. Ein hartnäckiger Fatalismus wohnt in den Herzen der Bewohner. Pablo sitzt neben meiner Hängematte auf einem Sack mit getrocknetem Fleisch, unempfindlich gegen die zahllosen Moskitostiche.

„Sich überhaupt nicht waschen", hat er mir geraten, „das ist das wirksamste Mittel gegen diese Bestien, *elis estão damnados*[2]."

Pablo zieht mühsam an der Zigarette, deren Tabak feucht ist und nicht zünden will, wie die Kerzen unseres Motors, die sich anscheinend erkältet haben und seit zwei Tagen keinen Funken mehr von sich geben.

Verdammte Panne . . .

[1] Wann geht's weiter?
[2] . . . diese verdammten.

Wir haben das Lager am Rand der Piste aufgeschlagen. In einer mit der Machete ausgehauenen Lichtung im Herzen von wenigstens zehn Meter hohen, undurchdringlichen, lückenlosen und elastischen Mauern, einem Geflecht von tausenden Dornsträuchern, Lianen und Zwergpalmen, die im Schatten großer Bäume dahinkümmern und sich aneinander reiben wie gefangene Riesen unter einem gewaltigen Spinnennetz.

Seit Goiãnia haben wir in langsamer Fahrt Richtung Leopoldina, an der Grenze von Matto Grosso, dreihundert Kilometer hinter uns gebracht. Dort soll ich mit Meirelles zusammentreffen.

Dreihundert Kilometer, die ich beim Versuch, den Standort unseres Lagers auf der Karte festzustellen, mit einem roten Strich einzeichne. Die Piste, für die wir uns entschlossen haben, ist noch nicht vermerkt. Wie sollte es auch anders sein?

Der Weg, kaum zwei Meter breit, ist höllisch ausgewaschen und oft überschwemmt. Mit der Axt hat man ihn in diese barbarische Wildnis gehauen, und sein Einschnitt ist wie eine Wunde, deren Ränder sich hartnäckig zu schließen versuchen. Sie drängen zueinander mit der Kraft der sprießenden Triebe, die, ineinander verwirkt, über der Piste eine ständig einsturzgefährdete Wölbung bilden, um sie rasch zu überwuchern und den kläglichen Versuch, hier einen Weg zu bahnen, für immer auszulöschen.

Wir sechs Passagiere sind auf alles gefaßt. Sechs Männer klammern sich in stummer Entschlossenheit an die Kisten, die die zusammengewürfelte Ladung unseres Lastwagens bilden. Auch die Männer scheinen ein Teil der Ladung zu sein. Sie versuchen sich gegen die Stöße zu schützen, die sie jeden Augenblick vom Wagen zu schleudern drohen. Man muß scharf auf das schneidende Pfeifen der Zweige achten, die sich wie Bogensehnen über den Weg spannen und heftig die Karosserie peitschen. Der erste der sechs Unglücksraben, der es wagen wollte, den Kopf vorzustrecken, um Atem zu schöpfen, würde glatt geköpft werden . . . und unter ihnen war ich!

Ich glaube, der einzige, dem die Sache doch ausgesprochen Spaß machte, war Pablo. Von seinem schmalen Führersitz aus fand er das Ganze höchst komisch. Reichlich unbekümmert stürzte er sich in den graugrünen Nebel, von rasch aufeinanderfolgenden Stößen geschüttelt, die er mit wilden Hurrarufen beantwortete. Das einfache

Gemüt des arglosen Mestizen, der sich an das Steuerrad klammerte wie die anderen an die Kisten, wähnte den riesigen Urwald, den Schrecken seiner Vorfahren, zu besiegen und gnadenlos zu beherrschen.

„Dies ist Pablo, unser bester Chauffeur. Er sorgt einmal im Monat, in der guten Jahreszeit, für die Verbindung mit Leopoldina", hatte mir vor der Abreise aus Goiãnia der Chef des Indianerschutzdienstes gesagt. Seit wir unterwegs waren, mühte sich Pablo um meine Erziehung zum Waldläufer. Er selbst war ein Meister dieses Faches.

Im Urwald als Sohn eines Prospektors und einer Indianerin geboren, waren ihm die Pisten von klein auf ein offenes Buch, er kannte sich ebenso aus mit ihnen wie mit dem Himmel, mit Bäumen und Spuren. Er konnte ein Pferd aufzäumen und Wunden heilen, die giftiger Bambus hervorruft; er wußte sich gegen die wilden Tiere des Wassers, der Erde und der Luft zu schützen, konnte mit nackten Füßen auf glühenden Steinen gehen, sich Hunderte von Kilometer weit durch den dichten Dschungel schlagen und dabei von einer Handvoll Mehl und frischem Wasser aus den Riesenlianen leben, und sich vom Instinkt des Waldmenschen sicher leiten lassen.

Lesen und schreiben konnte er nicht, dafür aber wie kein anderer auf zehn Schritt eine zusammengeringelte Schlange in einer Mulde erkennen und unter tausend giftigen Früchten die einzig eßbare herausfinden. Als wir einmal halten mußten, zupfte er mich am Ärmel und zeigte auf eine Spur im Erdboden:

„Hier haben in der letzten Nacht Wildschweine gewühlt. Morgen werden sie wieder da sein. Sie sind nämlich auf der Futtersuche", sagte er überzeugt. Mitunter sprang ein *veado*[1] in rötlichem Fell anmutig und kraftvoll über die Piste. Man hätte leicht zu einer Beute kommen können, aber Pablo ließ ruhig seine Büchse gegen einen Baum gelehnt:

„Warum schießen? Hast du denn Hunger? Wir haben doch noch Dörrfleisch. Jagen können wir, wenn nichts mehr da ist."

Dann sagte er: „Schau, sieht die Rinde dieses Baumes nicht wie Krokodilleder aus? Das Holz ist sehr hart, Feuchtigkeit und Ameisen können es nicht zerstören. Daher ist es ausgezeichnet geeignet für den Bau eines Ranchos. Man nennt diesen Baum *jacaré*. Dies hier ist eine *folia larga*, die Form der Blätter erinnert an Teller, und wenn man

[1] Hirsch.

sie mit Grashalmen zusammennäht, kann man daraus Säcke für gedörrtes Fleisch und sogar Wasserbehälter anfertigen. Ja, und in der Regenzeit damit die Unterkünfte bedecken . . . und schau, dort, den anderen Baum mit Blättern wie Sandpapier, das ist eine *licha*. Damit poliert man Tonkrüge und reinigt Gewehrläufe oder reibt sich die Schwielen von Händen und Füßen."

Pablo lehrte mich den Wald täglich besser kennen und brachte mich dahin, ihn mit den Augen eines Eingeborenen zu betrachten, ihn zu lieben wegen seiner Hilfsmittel und zu fürchten wegen seines jähen Zornes und seiner Gefahren. Aber er lehrte mich auch, als fühle er sich für mich verantwortlich, grundsätzlich jedem Menschen zu mißtrauen, der mir begegnen würde, jedem Menschen . . .

„Merk dir", lehrte er, „du mußt immer zuerst schießen, auch auf die Gefahr hin, daß du einen Unschuldigen erwischt. Damit dich nicht ein anderer bedenkenlos umbringt."

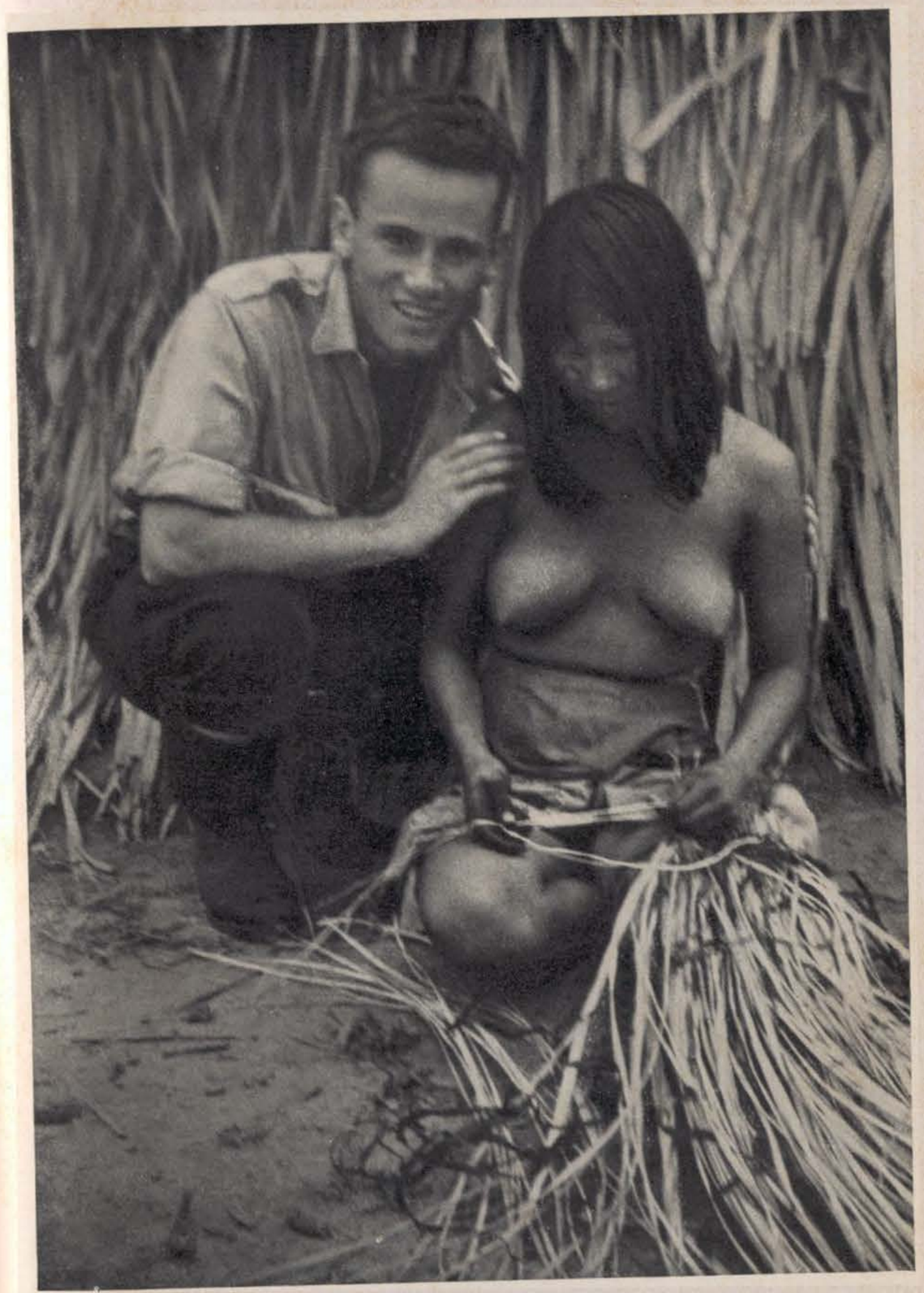
Dann deutete er mit einer raschen Kopfbewegung auf die Männer, die mit uns fuhren, und spuckte mißbilligend auf den Boden:

„*São bandidos vagabundos — cuidado com elis*[1]."

Was diese „Banditen" anbelangt, so sahen sie allerdings eher wie übernächtige Festgäste auf der Rückkehr vom Maskenball aus. Ständig ließen sie eine Flasche von Hand zu Hand gehen, der Fusel troff von ihren unrasierten Galgengesichtern. Gierig tranken sie aus der Flasche, fluchten und krochen dann unter einen Haufen ausgeblichener Leinenponchos, in dem Gewehre verborgen waren und auf dem wettergegerbte Filzhüte lagen. So hatten sie sich auf dem Lastwagen häuslich eingerichtet und bildeten eine Ansammlung von schmutzstarrenden Stiefeln, unbestimmbaren, abgetragenen und zerlumpten Bekleidungsstücken, die ihre schwarze oder bräunliche Haut durchschimmern ließen. Bei einigen war sie gelb von der Malaria. Alle trugen sorgfältig gepflegte Patronengürtel, die von Munition strotzten. Daran hingen schwere Colts von stärkstem Kaliber und guter Marke: die Grundbedingung, um die Regeln des Gemeinschaftslebens anwenden zu können oder sie andern aufzuzwingen. Das Schießeisen gilt bei diesen rauhen Burschen als Symbol der Unabhängigkeit.

Abends, beim Lagerfeuer, beobachtete ich, wie sie ihre Waffen einfetteten und den Schmutz von den Stiefeln kratzten. Schweigsam und

[1] Es sind vagabundierende Banditen, Vorsicht!



Raymond Maufrais mit einer jungen Indianerin.

Garimpeiro-Siedlung.

Ein Diamantensucher bei seiner mühsamen Arbeit.

bedächtig. Es waren Schwarze oder Mulatten, sie trugen recht komplizierte Vornamen und gingen keinem geregelten Beruf nach. Ihr ganzes Gepäck bestand aus den einfachen Werkzeugen eines Prospektors. Ich wollte die Gründe ihrer Abreise aus Goiãnia erfahren. Pablo, dem sie bekannt waren, begann mir bereitwillig zu erzählen. Es waren Geschichten von Meuterei und Raub, und ich mußte an den Polizeichef einer Kleinstadt im Landesinneren denken. Eines Abends hatte er mir, ganz niedergeschlagen, anvertraut:

„Auf zehn Männer kommen vier Verbrecher. Wollte man alle verhaften, so würden unsere Gefängnisse nicht ausreichen, und schließlich, was hätte es für einen Zweck? Die Polizei ist hilflos, daher ist es uns lieber, die Banditen gehen möglichst weit fort. Wir tun alles, um ihnen die Abreise zu erleichtern. Glauben Sie mir, auf diese Weise ist am besten für die Ruhe ehrbarer Leute gesorgt, und wir sichern uns anderen halbwegs friedliche Zustände. Unsere Polizisten werden sich nie auf das Abenteuer einlassen, ihnen ‚dorthin' zu folgen."

In der Fahrerkabine des Lastwagens saß neben Pablo ein kleiner, alter Pelzhändler aus São José do Araguaya. Er hatte sich eigenmächtig auf den Lederpolstern niedergelassen, weil er gerade an einem Malariaanfall litt. Ständig klapperten seine Zähne; er wäre unterwegs gestorben, hätte er wie wir die Stöße auf der Ladung aushalten müssen. Von den anderen Männern unterschied er sich höchstens durch einen ungeheuren Kropf, der ihm tief auf die Brust herabhing und ihn zu merkwürdigen Kopfverdrehungen zwang, wenn er seitwärts schauen wollte.

„Siehst du den Kropf von dem Alten da?" fragte mich Pablo im Onkel-Doktor-Ton. „Wenn du kein Jod ins Trinkwasser gibst, schaust du in einem halben Jahr genau so aus."

Pablo hatte recht. Ich konnte auf den einzelnen Stationen unserer Reise bei Männern wie bei Frauen oft erstaunlich große Blähhälse bewundern.

„Wann geht's also weiter, Pablo?"

Wieder nur eine vage Handbewegung. Heute scheint entschieden nichts mehr damit zu werden. Aus Ärger über die Untätigkeit knirsche ich mit den Zähnen und kann es nicht erwarten, diese seit Goiãnia immer gleich eintönige, endlose Piste möglichst rasch hinter mich zu bringen.

Ein einziges Mal fuhren wir eine Strecke, die Abwechslung bot. Die Piste mündete hier in ein kleines, von Hügeln umschlossenes, vom Rodungsfeuer schwarzgebranntes Tal. Einige Fazendas gaben der Einsamkeit eine wohnliche Note. Ein paar arme Teufel arbeiteten auf versumpften Zuckerrohrfeldern. Andere, halbnackt, saßen auf altertümlichen Gefährten mit riesigen Vollrädern ohne Eisen, die, im langsamen Schritt von einem Dutzend magerer, schwarzer Zebus gezogen, dahinschaukelten und tiefe Räderspuren hinterließen. Berittene Gauchos, in Ponchos gehüllt, wie Berber in ihren Burnus, den Karabiner quer über dem Sattel, den Sombrero tief ins Gesicht gezogen, bewachten Zebuherden auf harten Grasweiden. Ein paar elende Hütten, an Schmutz und Baufälligkeit voneinander nicht zu unterscheiden, winzige Rechtecke, mit Maniok oder Ananas bepflanzt, am Rand der Piste hie und da eine schadhafte Strohhütte, ein paar Knaben, die in den Wasserpfützen planschten, eine vor Fieber zitternde schwangere Frau, die unserem vorüberfahrenden Wagen einen erschrockenen und mißtrauischen Blick nachsandte . . .

Als wir diesen Landstrich verlassen haben, umgibt uns aufs neue die feindliche Wildnis. Der Lastwagen gerät für einen Augenblick aus der Wagenspur, rutscht wieder hinein, streift hart an die steilen Mauern, die uns begleiten, versucht bei den heftigen Stößen das Gleichgewicht zu wahren und bleibt plötzlich mit hartem Ruck stehen. Panne!

Was sollen wir jetzt tun? Hoffen, daß Pablo ein Wunder vollbringt? Stundenlang ist er mit dem störrischen Motor beschäftigt. Können wir auf fremde Hilfe rechnen? Auf welche Hilfe? Woher?

Es ist heiß. Ich schätze, fünfundvierzig Grad im Schatten. Treibhausluft, alle Viertelstunden ein Wolkenbruch, der den Wald in einen ungesunden Sumpf verwandelt. Schon die geringste Bewegung läßt von meinem nackten Oberkörper Schweißbäche herabrinnen, die nach Verwesung riechen. Ohne mich zu rühren, die Augen ohne Ziel in das Blättergewirr über mir gerichtet, versuche ich die Gluthitze dadurch zu ertragen, daß ich mir die angenehme Kühle unseres kleinen Cafés in Rio de Janeiro in Erinnerung rufe. Weit fort ist das kleine Café, und es erscheint mir jetzt, da ich von ihm träume und dort nicht mehr die Zeit totschlagen muß, so angenehm!

Die Männer haben ein großes Feuer angezündet, um die blutdürstigen Moskitos zu vertreiben, die sich blindlings auf die Netze

stürzen, um einen Spalt, einen Durchschlupf zu finden, der es ihnen ermöglicht, unsere schwache Schutzhülle zu durchbrechen und auf unsere Kosten ein Festmahl zu feiern. Da, ein donnerähnliches Geräusch zerreißt den Frieden des späten Nachmittags, gefolgt von unartikuliertem Grunzen und dem Krachen brechender Zweige. Pablo springt auf, die Männer am Lagerfeuer horchen gespannt.

Glücklich über die Ablenkung, springe ich aus der Hängematte, fahre in meine Stiefel, greife zum Karabiner und folge Pablo, der bereits jenseits der Piste im Wald verschwindet. Ich ihm nach, mit den biegsamen, dornenübersäten Zweigen kämpfend, die mein Hemd zerfetzen. Einmal sinke ich ein, dann wieder stolpere ich. So dringen wir schweigend, einer hinter dem andern, vor, immer näher dem Getöse, das zuweilen aussetzt, um in schwache, atemlose, schon kaum hörbare Klagelaute überzugehen.

Pablo ist einige Meter vor mir. In einer rinnenartigen Vertiefung läßt er sich auf die Knie nieder. Er stutzt, beobachtet einen Augenblick, reißt die Winchesterbüchse an die Schulter, schießt und springt rasch in eine breite Lichtung, in deren Mitte der barocke, massige Wurzelstock eines vom Blitz zerstörten Baumes liegt.

Zwischen den Wurzeln, in gleicher Höhe mit dem Erdboden, klafft ein Loch. Pablo schneidet schnell ein paar Zweige ab und steckt sie auf die Art eines Rostes vor die Höhle. Ich klettere auf den Wurzelstock, suche mit den Händen einen festen Halt, während Pablo einen belaubten Ast in das Loch stößt, das eine beachtliche Tiefe zu haben scheint.

„Franzos', gib acht!" schreit er.

Im gleichen Augenblick fühle ich, wie der Wurzelstock unter mir in Bewegung kommt. Verzweifelt suchen meine Arme einen Halt. Ein geifernder Rachen, hauerbewehrt, wühlt in rasendem Zorn die Erde auf, schnappt nach den Zweigen, um sie zu zermalmen . . . Fast im gleichen Augenblick feuert Pablo seinen Revolver zwischen die Augen der Bestie ab, die wie vom Blitz getroffen zusammensackt und sich am Boden wälzt. Wieder stochert Pablo mit dem Ast in der Höhle herum . . . Stille.

Ich lasse die Wurzeln los und geselle mich zu ihm, um ihm beim Herausziehen des Tieres — es ist ein Prachtexemplar eines Wildschweins — und beim Festbinden an einen Ast zu helfen.

Ein Grunzen läßt uns zusammenfahren. Mir bleibt gerade noch Zeit, um wieder auf den Wurzelstock zu springen und mich am höchsten Zweig hinaufzuziehen. Eine dunkle Masse stürzt auf Pablo zu. Geschickt läßt er sich fallen und rollt zur Seite, um dem Angriff des zweiten Wildschweines zu entgehen, das da plötzlich aufgetaucht ist. Nur wenige Zentimeter neben Pablos Hüfte bearbeitet die Bestie wütend mit dem Rüssel den Erdboden, indes er sich im Schutz eines Babassustammes aufzurichten versucht.

Ich bin außer Reichweite des Tieres, komme zweimal zum Schuß und verwunde es, daß es schwankt. Da feuert Pablo und tötet es.

Keine zwanzig Sekunden hat die Sache gedauert. Der Chauffeur ist ziemlich bleich.

„Die Sau hatte ich ganz vergessen", murmelt er verdrießlich.

Wir gehen zur Wasserrinne zurück und bahnen uns mit dem Buschmesser einen Weg. Unsere Schultern schmerzen unter dem Gewicht der Stange. Die beiden Wildschweine mit den Füßen daran festgebunden, baumeln bei jedem unserer Schritte hin und her und bringen uns zum Torkeln.

Es ist die unbestimmbare Stunde der kurzen tropischen Dämmerung. Die Tiefe des Waldes versinkt in graugrünem Licht, man hat das Empfinden, in einem Aquarium zu schwimmen. Kleine Brüllaffen schaukeln in den Kronen der Kokospalmen, wohin sie ängstlich geflohen sind, und beobachten uns interessiert.

Der brasilianische Pfefferfresser stößt seine röchelnden Schreie aus. Ein Wolke fliegender Ameisen dringt uns in Augen, Ohren und Nasenlöcher. Die Tragstange drückt, die beiden Wildschweine verströmen einen aufdringlichen Wildgeruch — kaum auszuhalten. Plötzlich ist es Nacht. Die Kälte läßt uns erstarren. Das von den Männern entfachte Lagerfeuer weist uns den Weg. Flüchtig mustern sie unsere Jagdbeute. Das Thermometer zeigt einen Wärmeunterschied von dreiundzwanzig Grad.

Ein Tapir mit häßlichem Trompetengesicht — Sylvio hat ihn geschossen — brät im eigenen Fell in der Kohlenglut. Wir zerwirken die Wildschweine, fädeln die besten Stücke auf entblätterte Zweige und legen sie zum Räuchern in Astgabeln. Was übrigbleibt, gehört den roten Ameisen. Das Nachtmahl fordert nicht viel Zeit. Jeder holt sich mit fettigen Fingern zwei Handvoll Maniokmehl aus dem Sack

und stopft es sich in den Mund. Ein großes Stück Tapir und eine Tasse ungesüßter Kaffee — fertig.

Ich lasse mich in die Hängematte fallen und rolle mich zusammen. Einer der Schwarzen zupft auf seiner Gitarre. Tiefe Müdigkeit überfällt mich. Was werden mir die nächsten Tage bringen?

Diese innere Einsamkeit reißt an den Nerven. Die Schatten der Männer fallen auf mein Moskitonetz. Sie sprechen ein Kauderwelsch, das ich kaum verstehen kann und das mich noch weiter von ihnen entfernt. Ihre Gegenwart ist greifbar wie die der Bäume rings um uns, aber ich habe keine Verbindung zu ihnen.

Der Gitarrenspieler singt ein eigenartiges Lied voll tiefer Schwermut. Pablo pocht dazu den Takt auf eine leere Kiste. Die anderen entlocken grünen Hölzern durch rhythmisches Reiben schrille Töne. Musik, die zu ihrem primitiven Ursprung zurückkehrt. Sie singt von der Tragödie einer versklavten Rasse. Sie singt ein Lied vom Meer. Weit in die Unendlichkeit rollen seine Wogen, schwere Riemen tauchen ins Wasser, Klirren von Ketten, harte Schläge mit der Nilpferdpeitsche, daß die Haut des Rückens in Streifen platzt. Es ist die Klage eines alten Sklaven, der dem weißen Mann von seiner Erschöpfung singt. Hin und wieder verstehe ich den Text. Eine ergreifende Klage, doppelt ergreifend in solchem Rahmen:

„Weißer, bewundere diese Felder, eine Welt von Baumwolle.
Aber denk daran, o Herr: nicht aus sich selbst
ist all dies gewachsen.
Weißer, bewundere die Felder und Fluren . . .
Doch du vergißt die harte Arbeit deines Negers, der alt geworden.
Weißt du, weißer Herr, woher die Stoffe
für die Trauerkleider kommen, woher die weißen für den Hochzeitstag,
Das Tuch für die Fahnen deiner Soldaten, für den Krieg?
Der alte Neger hat geschuftet
bei Tag und Nacht, bei Nacht und Tag . . .
Der kalten Erde hat er entrissen Stoff über Stoff
für dein Wickelkind, das bald ein weißer Herr sein wird."

Der Sänger schweigt. Die roten Wölfe der Wälder um Goyaz heulen schaurig. Und ihre Klage begleiten unermüdlich die Grillen,

sie zirpen mit aller Kraft — bis sie zerplatzen. Ein alter Neger hat es mir gesagt.

Das anheimelnde Zirpen der Grillen gehört nun schon zu unseren Nächten, man empfindet es im Dschungel nicht mehr als eine Störung der tiefen Stille.

Die Glut des Feuers erlischt. Langsam, ohne Windhauch zieht ein Gewitter herauf. Auch die Wölfe sind verstummt. Manchmal hört man einen Schrei, wild, unmenschlich.

„Pablo, wann geht's weiter?"

„Bald, Franzos'!"

Soll das ein Witz sein?

Nein, Wunder über Wunder, wir können fahren, wir brechen auf. Seit dem Erwachen im Morgengrauen habe ich bemerkt, daß Pablo mit bewundernswerter Hartnäckigkeit am Motor bastelt und ihn kurz zum Aufhusten bringt. Jetzt kommt er, von Schmieröl glänzend, und verkündet in strahlender Laune: „Wir können starten, rasch, eil dich!"

Die Männer brechen das Lager ab und tragen ihre Sachen zusammen. Einige Stücke Holzkohle ist alles, was an unserer Raststätte zurückbleibt. Morgen bereits wird der Wald auch dies verwischt haben. Schon zeigen sich die ersten Zeichen neuen Lebens. Die abgeschnittenen Zweige verbluten belebenden Saft, Lianen breiten in schlangenhaften Verschlingungen ein Netz über den Boden, so daß man stolpert und der Länge nach auf den widerwärtigen, schlammigen Teppich fällt.

Der Regen hört nicht auf. Schwer und regelmäßig stürzt er seit dem grauen Morgen hernieder. Hoch über unseren Köpfen tobt der Sturm. Wir haben die geölten Plachen und Ponchos aus grober Leinwand ausgespannt. Es ist kalt. Der Lastkraftwagen schlingert auf dem engen, tunnelähnlichen Weg, rumpelt, kommt ins Schleudern, kracht und ächzt. Von den Rädern spritzen Schlammfontänen hoch, die unser Fahrzeug besudeln.

Alle Augenblicke müssen wir anhalten, die Räder mit Hilfe von Ketten aus glitschigen Einbruchstellen befreien, tiefe Schlaglöcher durch Unterlegen von Zweigen, flachen Steinen und Reisigbündeln

ausfüllen, von den Sturzfluten des unablässig fallenden Regens fortgespülte Stege wiederherstellen. Bäume, vom Blitz gefällt, versperren den Weg. Ihre Stämme sind schwer. Eisenstangen, die wir darunterschieben, um sie aus der Umarmung des Schlammes zu befreien, werden wie Halme eingedrückt. Mit verzweifelter Kraft zerren die Männer an den Stricken, um die Stämme fortzuziehen und die Piste wieder befahrbar zu machen. Ihre Hände bluten und ihre Körper zucken, denn eine Unzahl kleiner Lebewesen kriecht in ihre Kleider und badet in ihrem Schweiß. Nur Zentimeter um Zentimeter kommt der Wagen weiter, zuweilen durch die Kraft unserer Fäuste geschoben, über Brücken, zu denen wir mit der Axt die Bohlen hergestellt haben, über Stege, die sich unter dem Gewicht biegen. Sie drohen zusammenzubrechen und uns in tiefe Morastlöcher zu stürzen. Der Händler in der Kabine des Chauffeurs muß sich übergeben, er hat an seiner Krankheit schwer zu leiden. Pablo rast wie ein wahrer Teufel und brüllt die Männer an, die sich seiner Meinung nach nicht genug beeilen. Dann kommt ein See. Seine Ausdehnung können wir nicht abschätzen. Er füllt die Piste ganz aus, überschwemmt die Vegetation und verliert sich weit im Dickicht. Das Hindernis zu umfahren oder zu überbrücken, erweist sich als unmöglich. Wir müssen durch.

Ein Mann macht den Aufklärer und erkundet eine Wassertiefe von zwei Metern, entdeckt aber auch eine Art Furt, auf der wir über den See kommen können. Die Ladung muß herunter, damit sie nicht naß wird.

Die Piste verläuft dreißig Meter weit in fast gerader Linie und macht dann eine scharfe Kurve, so daß wir die Ausdehnung des Sees nicht überblicken können. Wir entledigen uns unserer Kleider und entladen den Kraftwagen, Kiste um Kiste. Der Regen schmerzt auf der Haut, so schwer und dick fallen die Tropfen.

Langsam, im Gänsemarsch, geht es vorwärts, auf dem Kopf Lasten von vierzig Kilo. Wir zittern vor Kälte. Die Zehen krallen sich in den schlammigen, schlüpfrigen Grund, den kleine Äste dicht bedecken, die uns die Haut verletzen und aufreißen. Der Körper ist tastend gespannt, das Wasser reicht uns bis ans Kinn — ein Wasser, das von unendlich vielen Lebewesen wimmelt, die an uns streifen und auf unseren Beinen und Leibern krabbeln. Wir gehen, die Nase dicht am Rücken des Vordermannes, und halten mühsam das Gleichgewicht . . .

Um auf dem glitschigen Boden Halt zu finden, spannen wir die Muskeln übermäßig an, was einen Krampf in den Beinmuskeln auslöst, und müssen öfters anhalten. Dann steigt der Boden fast gleichmäßig an. Wir kommen aus dem See heraus, setzen die Kisten ab und gehen wieder zurück.

Fünfmal, zehnmal, ich weiß es nicht, wie oft, denn ich bin vollkommen erschöpft.

Die Nacht bricht herein, Eile tut not. Meine Füße bluten, Pablo wirft den Motor an.

„Fertig!" ruft ein Schwarzer, als wir bei der letzten Überquerung die Gewehre und unsere Kleidung hinübergeschafft haben. Der Motor läuft auf vollen Touren. Wir waten ins Wasser, um einen besseren Überblick zu haben und Pablo einzuwinken. Diesmal ist er nicht zu Späßen aufgelegt.

Der Lastkraftwagen fährt in einen schmutzigen Wirbel schillernden Wassers, gerät ins Schleudern, fängt sich wieder, zieht neuerdings an. Der Motor spuckt, der Wasserspiegel reicht bis zum Führersitz . . . Zehn Meter, fünf, noch drei, zwei . . . Wir haben es geschafft. Nur mit Mühe kommt der Wagen aus einer Radspur heraus, mit einem letzten, heftigen Ruck erreicht er das Ufer. Aber die Tourenzahl war zu hoch, sie reißt den Wagen aus der Richtung, er erfaßt einen Mann, drückt ihn gegen einen grasbewachsenen Abhang und kann gerade noch zum Stehen gebracht werden, ehe er ihn zerquetscht.

Der Verunglückte kommt mit einem gebrochenen Bein davon. Wir schienen es und betten den Mann zwischen zwei Kisten, binden ihn wie ein Gepäckstück fest und breiten eine Plache über ihn. Er wimmert wie ein Kind. Weiter. Jeder Stoß des Wagens läßt ihn aufschreien und fluchen. Zuweilen wird ein Tier der Wildnis vom Scheinwerfer geblendet, hält verängstigt inne und ist im nächsten Augenblick im Dickicht verschwunden. Die nächsten zwei Stunden scheinen endlos. Plötzlich erneutes Anhalten, so unvermutet, daß wir uns fast überschlagen. Wir stürzen hinunter, mit uns ein Teil der Ladung und auch der Verletzte, der ja an Kisten festgebunden war. Er ist bewußtlos.

Die schleimige, zähe Masse, die den Wagen ins Schleudern brachte, bespritzt uns von unten bis oben. Sie ist mindestens fünfzig Zentimeter tief und besteht aus Mangofrüchten, die der Regen von den

Die Expedition dringt zu Pferd in das Indianerterritorium vor.

Auf einer Lichtung des Urwaldes wird Rast gehalten.

Eine beachtliche Jagdstrecke.

Bäumen am Rand der Piste heruntergeschlagen hat. Man kann darin bis zu den Knien waten. Da uns der Hunger quält, stopfen wir sie uns in den Mund. Die Masse ist faserig und hat einen wachsähnlichen Geruch, der uns schnell zuwider wird. Eine Seitenwand des Wagens ist gebrochen. Pablo versucht sie mit Draht so gut wie möglich zu flicken, aber es ist ohnehin zu spät, um weiterzufahren.

Im Finstern tappend, bereiten wir uns ein Lager. Jeder hackt sich mit dem Buschmesser im dichten Gehölz einen Platz frei.

In der Dunkelheit entdecke ich zwei Bäume, dicht genug beieinander, um meine Hängematte an ihnen zu befestigen. Sie sind unbelaubt, scheinen aber fest. Ich spanne die Hängematte aus und werfe das Moskitonetz darüber. Dann ziehe ich die Stiefel herunter, zünde mir eine Zigarette an, werfe mich mit einem erleichterten Seufzer auf mein Lager — und finde mich sogleich auf der Erde wieder. Meine Hüfte schmerzt, ich verfange mich in dem zerrissenen Netz und in der umgedrehten Hängematte. Ein Baumstamm liegt quer über meinen Beinen, der andere wie ein Polster unter meinem Kopf. Ich fluche, versuche mich zu befreien, stoße ein Gebrüll aus und wecke das ganze Lager. Selbst der Verletzte erwacht aus seiner Benommenheit, und die Papageien werden rebellisch. Pablo stürzt mit seinem Karabiner herbei und läßt die Scheinwerfer des Wagens aufflammen. Schauder schüttelt mich. Ich brülle weiter. Ich höre mich selbst schreien und kann nicht aufhören, bin nicht mehr Herr meiner selbst. Ich kann nicht schweigen! Auf Hals, Brust und Gesicht spüre ich ein tausendfaches Gekrabbel. Auf meinem Körper sehe ich braune Streifen, die sich langsam, meine Haut versengend, vorwärtsbewegen. Ich kann mir vorstellen, daß weißglühende Lava sich so vorschiebt. Ich fühle mein Bewußtsein schwinden.

Ein paar Rippenstöße und ein Schluck *cachaça*[1]. Pablo neigt sich über mich. Mich überfällt ein fiebriges Zittern, und ich beginne zu stöhnen. Meine Haut brennt, als ob die Funken einer Schmiede auf sie niederfielen.

„Das sind die roten Ameisen", erklärt Pablo lakonisch. „Du hast deine Hängematte an zwei ausgehöhlte Bäume gebunden, die bis oben von diesen Bestien bevölkert sind. Das nächste Mal klopf die Stämme erst mit einem Messer ab und hör, wie sie klingen."

[1] Zuckerrohrschnaps.

Ich fühle, wie ich anschwelle. Wenn das anhält, platzt mir die Haut. Dicke Wülste an den Lidern verschließen mir die Augen und machen mich fast blind. Mit steifen Fingern massiere ich mein gedunsenes Gesicht, Fieber trocknet mir die Kehle aus. Pablo hat die Hängematte wieder aufgehängt, man legt mich hinein. Das Moskitonetz ist unbrauchbar.

Einschlafen kann ich nicht und bin gerade in der richtigen Verfassung, um den Reiz einer Tropennacht zu genießen. Der silberne Mond, der Himmel sternübersät . . . und, als ob rote Ameisen nicht genügten, um mir diese billige Romantik zu verekeln, kommen die Moskitos und stürzen sich in dichten Wolken, unerbittlich, unermüdlich, gierig, auf meinen gemarterten Körper. Noch habe ich die Kraft, mich zur Wehr zu setzen, den Kampf aufzunehmen gegen den unsichtbaren, blutgierigen Feind, der sich immer wieder wie ein Phönix aus der Asche erhebt . . . Denn, je mehr ich erschlage, desto mehr greifen mich an. Es ist, als habe der Busch alle Regimenter mobilisiert, um mir für immer den Geschmack an Abenteuern zu nehmen.

Ich verliere die Nerven, rase, wüte, zerquetsche die Biester haufenweise, beschmiere mich mit meinem und ihrem Blut, alles mit dem einzigen Erfolg, daß ich neuerlich in den Dornen lande. Vor Wut beginne ich zu weinen, Schmerzen spüre ich nicht mehr oder bilde mir wenigstens ein, nichts mehr zu fühlen.

Zecken bohren sich in meine Zehen und lassen sich dort häuslich nieder, und ich kann nicht hingreifen, um sie herauszuziehen.

Behaarte Spinnen, die mir riesengroß vorkommen, ziehen silbrige Gespinste über mein Gesicht. In hinterhältiger Verschwörung gibt sich in diesen Stunden die gesamte Parasitenwelt des verwünschten Dschungels auf meiner Haut ein Stelldichein. Die unselige Nacht nimmt kein Ende, und ich bin sterbensmüde. Die laue Jauche aus dem Wasserbehälter bringt keine Linderung für die Wunden, die mich von oben bis unten bedecken. Sie beginnen bereits zu eitern.

Oh, glückliche Bauern daheim in unserem friedlichen Land, weiche, wohlige Betten und der Lavendelgeruch der Leintücher . . . Bürgerlicher Komfort! Gestern beeilte ich mich, dir zu entfliehen, heute sehne ich mich nach dir! Wer schwärmt jetzt noch vom Glück des Abenteuers?

Beim Morgengrauen öffnen sich meine geschwollenen Lider wieder dem Leben. Es gibt schalen Kaffee. Mein Fieber will nicht fallen. Ich lege mich auf den Lastwagen zu dem Verletzten.

„Deine Urwaldtaufe hast du hinter dir", spottet Pablo.

Ich könnte ihm eins hinter die Ohren hauen . . . Aber plötzlich versinke ich in einen tierischen Schlaf, der, ich weiß nicht, wie lange dauert. Als ich aufwache, sind wir in Leopoldina.

Der Rio wälzt seine schweren Wasser, tief hängen die Wolken herab, und der Regen hat aufgehört. Aber die Moskitoschwärme, die in dem Morast hausen, bringen die Malaria. Wie ein Automat verlasse ich den Wagen. Die Schwellungen sind verschwunden, eine unsägliche Schwäche läßt mich in den Knien einknicken.

Die Stadt der Verdammten

Leopoldina ist eine tote Stadt unter einem bleifarbenen Himmel, zwischen Urwald und Strom gelegen, mit einem Stück staubiger Piste, die der Regen in Sumpf verwandelt. Verstreut stehen dort etwa vierzig Hütten, deren Bambuswände mit tonhaltiger Erde ausgefüllt sind. Die Dächer bestehen aus Palmblättern, mit Lianen zusammengeheftet, oder aus unförmigen Ziegeln, zwischen deren Verzahnung üppiges Gras wächst, durchsetzt mit vertrocknetem Gesträuch.

Dorngebüsch überwuchert die baufälligen Behausungen. Einige bestehen nur noch aus wackeligen Mauerresten voller Risse und Sprünge.

Pablo erklärt: „Wenn eine Mauer umfällt, entsteht eine Veranda; ist das ganze Haus hin, so zieht man aus und baut ein neues."

Dicke Leguane liegen unbeweglich auf dem Schutt und scheinen zu schlafen. Ein Haufe stinkender *urubús*[1] mit jettschwarzem Gefieder und kahlen Köpfen zerstückelt einen verendeten Hund. Mit aller Kraft schlagen die Aasgeier ihre gekrümmten Fänge in das Fell des Tieres und wühlen mit gebogenen Schnäbeln in dem fauligen Fleisch. Ganze Brocken der grauen, schlüpfrigen Masse reißen sie heraus und tragen sie unter schweren Flügelschlägen fort, um sie abseits zu verschlingen. Wenn sie sich dazu auf ein Dach setzen, heben sich ihre Konturen scharf gegen den Himmel ab. Sie schlagen mit den Flügeln, um das Gleichgewicht zu bewahren. Bei der geringsten Störung fliegen sie auf, um sich einige Meter entfernt erneut zum Fraß niederzulassen.

Der Marktplatz surrt vom Flügelschlag tausender grüner Fliegen. Dicht nebeneinander sitzen sie auf den Puma- und Antilopenhäuten, die zwischen Astgabeln zum Trocknen aufgespannt sind.

[1] Aasgeier.

Am Stadtrand ist ein Gaul an den Türpfosten eines Hauses gebunden, dessen gekalkte Wände wohl einmal weiß gewesen sein mochten; jetzt sind sie schmutzig und blättern ab.

Aus dem Inneren tritt ein vollbärtiger Mann mit gelbem Gesicht unter dem breitkrempigen Filzhut. Er schlurft ein wenig in seinen roten Lederstiefeln, die von Termiten zerfressen sind. Gegen seine Schenkel schlägt ein Colt in einer kunstvoll mit silbernen Ornamenten verzierten Lederhülle. Er grüßt mich mit einer Handbewegung.

„Gruß, Fremder!"

„Gruß!"

Dann trägt ihn sein Reittier gemächlichen Schrittes einen Weg entlang, der von Termitenhügeln und entlaubten, umgestürzten Bäumen gesäumt ist, zwischen deren Astgabeln die Nester des Urubus hängen.

Auf allen vieren kriecht ein Baby auf dem Boden, sein Bauch mit dem hervortretenden Nabel schleift über die Erde. Seine Mutter ist gerade dabei, Kehricht ins Freie zu schütten. Als sie mich erblickt, nimmt sie den schreienden kleinen Dreckspatzen auf. Allzu lebendig funkeln die Augen in dem allzu schwermütigen Gesicht der gleichmütigen, schönen Frau. Es ist eine Mestizin mit langen, schwarzen Haaren, und ich spüre, daß vierzehn Tage, allein in der fiebrigen Luft des Urwaldes, eine gar lange Zeit sind.

Ein alter, betrunkener Neger ist an einer Mauer zusammengesunken, ein grotesker Anblick. Der Strohhut hängt ihm tief ins Gesicht. Er schläft. Hier, in Leopoldina, scheint alles zu schlafen.

Als wir heute früh hier ankamen, führte Pablo mich sogleich zu der Wohnhütte eines Inspektors des Indianerschutzdienstes, der sich gerade hier befand, um eine Inspektionsfahrt auf dem Fluß zu unternehmen. Dann, als Pablo mir ansah, welch ungünstigen Eindruck der erste Kontakt mit dieser Dornröschenstadt in mir hinterlassen hatte, faßte er die Lage der Dinge in die Worte zusammen:

„Geduld, Franzos', wart den Abend ab. Aber nimm dich vor den Weibern in acht. Sie haben alle die Lustseuche. Und hüte dich vor den Messern . . . Stahl ist schlecht für die Gesundheit. Denk daran . . . schieß zuerst und triff."

Pablo ist nach Goiânia zurückgefahren. Den übrigen Mitreisenden bin ich nicht mehr begegnet, auch dem kranken Händler nicht. Ich langweile mich tödlich und bin merkwürdig deprimiert.

Nach einem flüchtigen Rundgang in der Umgebung wandere ich trübselig auf und ab in dem einzigen Raum, dem Amtssitz des Inspektors der S.P.I. (Abkürzung für Indianerschutzdienst) Manchmal beuge ich mich zum Fenster hinaus und schaue auf die schmutzigen, trägen Fluten des Araguaya.

Am Fuß der Steilküste liegt eine enge, kleine Bucht, zu der ein paar Stufen führen. Sie schaut wie eine in den roten, schlüpfrigen Sand eingedrückte Seifenschüssel aus. Dort kniet eine Frau und wäscht.

Eine Flottille von Einbäumen und primitiven Booten mit Überdachungen aus Palmblättern wiegt sich in der Strömung, die von schwachen, kaum wahrnehmbaren Schnellen unterbrochen ist.

Ich befestige meine Hängematte an den Stützbalken der Decke, denn mit dem schmalen Feldbett will ich nichts zu tun haben. Wanzen und anderes Ungeziefer haben sich darin häuslich niedergelassen. Die Wände sind kahl und der Fußboden ist rissig. In einer Ecke des Zimmers stehen ein Gewehrständer und eine Holzkiste, die mit einem dünnen, ausgeblichenen Vorhang verhängt ist. Neben dem Bett entdecke ich noch eine Spirituslampe und einen gelb angelaufenen, zerbrochenen Spiegel.

Wenn man Pablo Glauben schenken will, stellt der Bewohner dieses Raumes die einzige Autorität im Ort dar. Es gibt weder Polizei noch einen Geistlichen. Seit dem letzten Besuch eines Arztes sind fast zwanzig Jahre vergangen.

Ich fange wieder an, auf und ab zu rennen, bis die Sonne überraschend schnell im Fluß ertrinkt und der Himmel sich schlagartig mit helleuchtenden Sternen überzieht. Als ob Leopoldina auf diesen Augenblick gewartet hätte, um mich zu überrumpeln, belebt sich der Ort endlich, um sein Gesicht eindrucksvoll zu zeigen. Im Schutz der Strohhütten flammen kümmerliche Feuer auf. Akkorde eines wilden Samba bringen Hüften in Bewegung, Beine und Röcke fliegen in die Höhe in einem wahren Hexensabbat von Schreien, Flüchen und Musik. Die Leidenschaft der durch Alkohol und aufreizende Tänze erregten Menschen ist voll entfesselt.

Und plötzlich sind da überall Männer. Sie kommen zu Fuß, zu Pferd oder in Kanus. Wie Gespenster treten sie aus dem Wald, zerlumpt, bärtig und fiebernd.

Auch einige Frauen sind zu sehen, besonders alte, gelb oder schwarz, abstoßend häßlich und übelriechend. Hysterisches Lachen bringt ihre Kröpfe und Hängebrüste zum Zittern, wenn sie sich in den Armen bärenstarker Gaunertypen im Tanz drehen. Dann gibt es noch andere, deren Alter man nicht schätzen kann und deren Geschlecht sich nur durch die Kleidung verrät. Mädchen mit eng um die Hüften gespanntem Rock schlendern vorüber. Die Männer grinsen.

Vom Fluß her kommt in Wellen das Konzert der Ochsenfrösche und *cigaras*[1]. Die schwüle Nacht läßt den *cachaça*, der in großen Gläsern in halbdunklen, improvisierten Schenken feilgeboten wird, zu Kopf steigen. Hier verkehren die Diamantensucher. Im Verlauf einer Nacht werden sie oft ihr gesamtes Geld los, die Einnahme von vielen Monaten härtester Arbeit. In den *armazemes*[2] ist alles zu haben: Ledergürtel mit Revolvertaschen in bester Ausfertigung, Waffen, Munition, bunte Leinenponchos, eigenartige Sättel, Glaswaren, Siebe, Hacken und Spitzhauen . . .

Die Preise sind irrsinnig hoch, denn hier ist der Treffpunkt der Männer, für die kein Gesetz gilt, die ihre Ausrüstung erstehen, bevor sie im Busch verschwinden, vielleicht um einer Verfolgung zu entgehen, oder um Gold zu suchen, Gold, das hier zuweilen, neben kleineren und größeren Diamanten, auf dem Tisch liegt.

In den Hinterzimmern der Läden, wahren Schlupfwinkeln des Betruges und der Hehlerei, spielen sich trübe Transaktionen ab. Manchmal entsteht eine Rauferei. Spirituslampen fliegen durch die Luft und zerbrechen, Revolver und Messer werden gezückt, gleichgültig, wer ihnen zum Opfer fällt.

Es finden sich immer wieder Kerle, die kaltes Blut bewahren und überlegen genug sind, um sich den Wirbel zunutze zu machen. Mit raschen Griffen leeren sie die Ladenkasse, nachdem sie dem Händler die Gedärme bloßgelegt haben. Dafür riskiert man den Strick, aber die Versuchung ist groß, und von den Verschwundenen spricht man ja nicht. Die Wutanfälle verebben ebenso rasch, wie sie aus-

[1] Zikaden.
[2] Kramladen.

brechen. Man schlägt einander schallend auf den Rücken und erinnert beim Leeren der Gläser an die eigenen Heldentaten oder an die von anderen.

„Denkst du noch an Miguel?"

„Welchen Miguel?"

„Der von São José!"

„Na und?"

„Du weißt ja doch, was er mit dem Schuft von Portugiesen gemacht hat, der da in São Vicente eine Kneipe hatte mit seiner Negerin, der alten Amelia."

„Erzähl, rasch!"

„Um Luft zu schnappen, ist der Alte vor der Tür gestanden. Mit seinem großen Bauch, so einem dicken Bauch, so dick, daß er sich nicht allein in eine Piroge setzen konnte. Man mußte ihn hineinhissen wie einen Sack Kuhmist . . . *porco de Português que estão comendo a nossa carne*[1]."

„*Certo*", bestätigen die anderen.

Also der Alte hat Luft geschnappt. Miguel geht vorbei. Sieht den Bauch. Der Bauch sticht ihm in die Augen. Er kann sich einfach nicht beherrschen, piff paff . . . Mit dem Messer macht er noch einen tiefen Schnitt und schneidet die Gedärme durch. Und zu dem Alten, der sich blutend am Boden windet, sagt er: „Du elender Portugiese, ich wollte nur sehen, was da bei dir Platz hat."

Der Erzähler leert das Glas auf einen Zug, und die Zuhörer lachen laut über die Geschichte, bis sie vom Trinken und Lärmen berauscht unter den Tisch fallen. Manchmal werden sie schlagartig nüchtern. Mit schiefen Blicken versinkt einer tief in Gedanken, die, nach dem Gesichtsausdruck zu schließen, nicht gerade erfreulich sind. Aber das dauert nicht lang, denn immer findet sich ein Gutmütiger, der ihm über die plötzliche Schwermut hinweghilft und eine andere Geschichte auftischt.

„Oh, Casimiro . . . warum hast du den Alphonso umgebracht?"

Casimiro, ein riesiger, schlottriger Mulatte, ist bei seinem Drink halb eingeschlafen. Beim Anruf richtet er sich auf und stürzt das randvolle Glas hinunter.

[1] Schwein von Portugiese, der unser Fleisch frißt.

„Was?" verteidigt er sich, „du fragst noch? Was mußt du für dickes Blut in den Adern haben? Den möcht' ich sehn, der Tag für Tag, von früh bis spät so einen Kerl vor Augen haben kann, schwarz und häßlich wie Alphonso!"

Ernsthaft stimmen die anderen ihm zu. Pause. In einer Ecke des Raumes hocken ein paar Neger und tun, als hätten sie nichts gehört. Spielerisch gleiten ihre Hände über den Holzgriff des Hirschfängers am Gürtel. Einen Augenblick glaube ich, es gibt eine Tragödie. Aber es geschieht nichts. Der die Geschichte erzählt hat, nimmt wieder einen Schluck, während die übrigen ihn anschauen. Im ganzen Raum ist es still. Unbeweglich selbst der Rauch der dicken, schwarzen Zigarren. Es ist schwül. Die Spelunke erinnert an eine Theaterdekoration. Es schlägt zehn Uhr. Unter einem wunderbar schönen Nachthimmel glänzt der Rio, und unendlicher Friede liegt über dem Dorf.

In einer Hütte sind einige Familien zusammengekommen, um eine Messe zu feiern. Die Prospektoren, im vollen Schmuck ihrer Waffen, sind doch etwas verlegen und machen einen fast demütigen Eindruck. Sie sind hergekommen, weil sie nichts anderes zu tun haben, und eine Messe bietet in Leopoldina genau so wie in anderen Dörfern der Welt eine Abwechslung.

Die Männer drehen die Sombreros in schmutzigen Händen, stehen wie ertappte Kinder da und wagen nicht näherzutreten. Sie mustern sich gegenseitig. Um ihren schmierigen, von der Malaria geschwollenen Mund spielt ein einfältiges, krampfhaftes Lächeln. Sie sind heruntergekommen, doch sie wirken in ihrer katzenartigen Geschmeidigkeit gefährlich.

Da ist einmal Félipo, etwa zwanzig Jahre alt, mit negroidem Einschlag, krausem Haar und merkwürdig schräggestellten Augen. Er ist hochmütig wie ein Hidalgo und hält sein haarscharfes Messer griffbereit. Er liebt Zwischenfälle und beschwört sie gern herauf.

Paolo ist vor kurzem aus dem Norden gekommen, wo er sich fast ein Jahrzehnt herumgetrieben hat, nachdem er seine Schwester ermordet hatte. Er steht im Verdacht, eine Expedition vorsätzlich in die Irre geführt zu haben, um sich das Gepäck anzueignen und die Beute zu einem Spottpreis zu verschleudern.

Atahu, ein Indianerhäuptling, hat seinen Stamm am Ufer des Rio Kuluene verlassen, um der Frau eines *garimpeiro*[1] zu folgen, der in seinem Gebiet Gold suchte. Den Schnaps aus Zuckerrohr säuft er flaschenweise. Majestätisch hat er sich in eine alte Bettdecke gehüllt, die seine Muskelknoten und verblichenen Tätowierungen sehen läßt. Tagelang ist er in Betrachtung seines krebszerfressenen Unterleibes versunken, dessen entsetzliche Zerstörungen keiner der Zauberdoktoren zu heilen vermochte.

Dann gibt es noch einen jungen Neger mit gelbfleckigem Gesicht und von stattlicher Figur. Um den rasierten Schädel trägt er einen mit frischem Blut getränkten Mullverband.

„*Hombre . . . que foi*[2]?"

„*Si senhor . . . e Manolito*[3]."

„Manolito hat dir das beigebracht? Ja, wann denn?"

„Kurz bevor ich ihn umgebracht habe."

„Und warum hast du ihn umgelegt?"

„Er wollte meine Frau . . . Daraufhin habe ich sie beide umgelegt . . . Aber vorher hätte beinahe er mich mit einer Hacke erschlagen."

Félipo, Paolo, Atahu, wie ich sie sah, schienen eigens für mich einem Abenteuerroman entnommen zu sein, mit der ganzen Übersteigerung ihrer Laster, wie sie sich an jenem Morgen in den Wellen des Flusses reinigten, der Goldplättchen führt. Bei ihnen gilt nur das Gesetz des Stärkeren, des Schießeisens im Gürtel. Sie fürchten nicht Tod und Teufel und verlassen sich einfach auf ihr Glück; sie alle verbindet ein und dieselbe Hoffnung, die sie mit wilder Leidenschaft erfüllt.

Täglich bei Tagesanbruch fahren sie in Pirogen den Fluß hinunter und waschen Sand und Kies, bis die Sonne hinter dem Wald verschwindet. Über das Sieb geneigt, vergehen ihre Tage, und ihren Weg am Rio zeichnen kleine, rote Hügel ausgelaugter Flußerde. Erweist sich das Claim als gut, machen sie halt und bauen sich eine dürftige Hütte, um ihre Hoffnungen und Träume zu beherbergen. Wenn es Dame Fortuna so gefällt, finden sie eines Tages wirklich den Stein oder den Goldklumpen, der ihnen ein Leben im Überfluß und die Nachsicht der Behörden verheißt . . .

[1] Besitzer eines Claims.
[2] Mann . . . was ist das?
[3] Ja, das stammt von Manolito!

Leise flüstern in dem großen Raum die mit ihren besten Gewändern aufgeputzten Frauen. Trankerzen brennen im Viereck um einen Schragen, der an einer der gestampften Lehmwände steht und mit einem alten Tuch bedeckt ist. Auf dem Schragen steht ein Brett mit einem schwarzen Überwurf und darauf ein großes silbernes Kruzifix — das ist der Altar. In einem dunklen Winkel findet sich eine grell bemalte, grobgeschnitzte Holzstatue: St. Sebastian, der verehrte Dorfpatron.

Die Frauen knien auf dem unebenen Estrich nieder. Manche halten ein Baby im Arm oder tragen es rittlings auf der Hüfte. Die älteren Kinder klammern sich an die Hand ihrer echten oder vermutlichen Väter. Wie schon gesagt, an diesem Abend herrscht im Dorf großer Friede.

In leidenschaftlichem Gebet spricht man Absatz um Absatz einer höchst einfachen Messe. Die Litaneien, von Gesängen unterbrochen, werden von den kreischenden Stimmen zweier alter Neger geführt. Es sind die Dorfältesten. Ihre ergebenen Gesichter sind zerfurcht, ihr Haar ist weiß und schütter.

Die Gesichter sind ekstatisch wie im Rausch des Tanzes, die Stimmen heiser; aber kommt es auf den Wohlklang an? Im Herzen dieser einfachen, rauhen Menschen lebt ein Gott, ein wenig christlich, ein wenig heidnisch, ohne den Beistand des Geistlichen, ohne Glanz und Weihrauch, aber er gibt die Erwartung auf einen bescheidenen Platz im Himmel.

Lange Zeit beten die massigen Kerle und die Frauen in den langen Kleidern, die ihre ausgearbeiteten Körper und die von Waldpfaden schwieligen Füße verbergen. Alle fühlen sich vereint in einer Religion der Liebe und Demut, in deren Dienst sie die lange Liste ihrer Sünden tilgen dürfen.

Ganz von selbst kommt auf die Lippen auch der Verderbtesten ein Gebet. Nach Landessitte begleiten krachende Schüsse den Verlauf des Gottesdienstes.

Nun holt man die Statue des heiligen Sebastian aus ihrem dunklen Winkel und hebt sie auf ein aus geflochtenen Lianen gebildetes Traggestell. Ausgemergelte Gestalten, Männer, mit Gewehren bewaffnet, nehmen sie auf ihre Schultern. Eine feierliche Prozession beginnt, von Fackelträgern begleitet. Der Raum leert sich. Eine Frau

löscht die Kerzen; sie schwelen und verbreiten einen beißenden Rauch.

Ich schließe mich dem Umgang an, der langsam an den Steilufern des Flusses entlangführt, bis er zu einer Art Kalvarienberg kommt, den ein Steinhaufen bildet, auf dem ein schwarzes Kreuz aus verwittertem Holz steht. Auf die schlammgelbe Strömung des Rio werfen die Fackeln einen flackernden Glanz.

„*Gloria! Gloria! Viva São Sebastião!*" heulen die Männer und feuern ihre Revolver ab, und das dunkle Himmelsgewölbe durchzucken bläuliche Blitze.

„*Viva! Viva São Sebastião!*" schreien Frauen und Kinder um die Wette.

Ein altes Weib, tief gebeugt unter dem Gewicht einer großen Glocke, die in den zweihundert Jahre alten Ruinen eines portugiesischen Missionsklosters gefunden wurde, gibt sich große Mühe, dem Erz einen feierlichen Ton abzuringen. Bronzeglöckchen klinge n. Frauen beugen das Knie und bekreuzigen sich hastig, wenn die Prozession vorüberkommt. Dann schließen sie sich ihr an. Die Männer entblößen das Haupt und verschwenden ihr Pulver, ohne an die Kosten zu denken. Wir gehen lange Zeit, umkreisen mehrmals den Steinhügel, stolpern auf dem unebenen Boden, leiern unzählige Litaneien. Ausgeschriene und rostige Stimmen, der Ton der kleinen Glocken, Schüsse . . .

Und plötzlich Stille. Die grellbemalte Statue verschwindet, ohne daß man weiß, wie.

Die Teilnehmer der Prozession halten verwirrt einen Augenblick an. Dann finden sie sich wieder und eilen auf ein kleines Haus zu. Endlich befreit, schreit und singt die Menge im Rhythmus eines bekannten Liedes:

„Victorino! Victorino! Wir wollen tanzen! Musik!"

„*Vamos dançar! Musica!*" schreien alle mit strahlenden Gesichtern.

Fein ausstaffiert, mit gewichstem Schnurrbart, das Akkordeon am Band um den Nacken, erscheint Victorino. Dicht hinter ihm ein Bursche, der stolz eine Gitarre trägt, deren Saiten er einen gemessenen, synkopierten Rhythmus entlockt.

Und wieder Rufe: „*Vamos dançar!*"

Einige Paare nehmen Aufstellung. Der schmale, sehr niedrige Saal, in den wir hineingedrängt werden, ist nur vom gelblichen Licht einiger Petroleumlampen erhellt.

Die Musikanten haben auf einem großen, dunklen Holztisch dicht beim Ausschank Platz genommen. Ein dritter Spitzbube mit einer großen Trommel gesellt sich zu ihnen. Das Trio beginnt ohne weiteres in höllischer Lautstärke Märsche und Sambas zu spielen. Die Paare tanzen mit nackten Füßen im Staub und kommen ins Schwitzen. Der Schankwirt, der mir bereits reichlich unter Alkohol zu stehen scheint, gesellt sich zu mir und betitelt mich als *excellentissimo*. Es ist ein Mann von beachtlichem Körperumfang, unbestimmter Rassenmischung und sehr redselig. Er umarmt mich nach der Sitte des Landes, küßt mich auf beide Wangen und lädt mich dann zu einem Glas ein. Ich nehme an und fordere ihn zu einem zweiten auf. Daraufhin nennt er mich Freund und Bruder und erklärt mir zwischen zwei Schlucken mit einer komischen Verbeugung:

„Eure Gnaden haben heute Nacht keine Zwischenfälle zu befürchten. Exzellenz sind mein Freund, und ich erkläre mich für Ihre Taten verantwortlich. Sie können mit unsern Töchtern tanzen, ohne daß einer dieser Banditen Sie belästigen wird."

Dann fügt er mit listigem Augenzwinkern und in einer weniger gewählten Ausdrucksweise hinzu:

„Übrigens . . . wenn Sie Wünsche haben, Sie wissen . . . haben Sie Vertrauen zu mir, ich rate Ihnen gut. Es ist nicht teuer, *são meninas de quinze anos, bem bonitinhas*[1]!"

Ich nicke unentschlossen, etwas benommen vom Alkohol, den ich getrunken habe, und von dem beißenden, dicken Qualm im Raum. Es ist unerträglich heiß. Um mir Erleichterung zu verschaffen, ziehe ich mir, wie viele andere Männer, das Hemd aus. Der Wirt hat sich wieder seinen Geschäften zugewendet. Vorher spielt er noch den fürsorglichen Gastgeber und macht mich mit Manoel bekannt.

Manoel ist ein geschickter Bursche ohne rechte Arbeit. Nach einigen Runden, die meine Barschaft beträchtlich verringern, und mit hundert Cruzeiros samt einer Rolle Tabak gelingt es mir, ihn aus seiner Ruhe aufzuschrecken, und er stellt mir die Verwirklichung eines Planes in Aussicht, der mich seit meiner Ankunft in Leopoldina beschäftigt.

[1] Es sind Mädchen von fünfzehn Jahren, recht hübsch.

Kurz gesagt: Ich möchte die Diamantenclaims am Rio das Garcas, etwa siebenhundert Kilometer entfernt, aufsuchen.

Wir trafen noch am gleichen Abend eine Übereinkunft, und ich begann gerade, mich darüber zu freuen, als mir der Blick Manoels auffiel, der unverwandt in eine Ecke des Zimmers starrte. Ich schaute auch hin. Auf einer Holzbank, etwas abseits vom allgemeinen Treiben, verhandelte ein alter Prospektor leise mit einem jungen Mestizen mit Katzenaugen und lang in den Nacken hängenden Haaren. Beide standen auf. Der Jüngere ging mit gezierten Schritten und einer gewissen Verkrampfung, so, als ob er jeden Augenblick einen Tritt ins Gesäß erwarte.

Plötzlich schreit jemand höhnisch:

„*Boa noite, gracinha! Passa bem*[1]*!*"

Bei dieser Beschimpfung dreht sich der alte Prospektor, die Hand an der Pistole, schnell um. Keiner rührt sich, nur der Mestize macht sich leise aus dem Staub. Atemlose Pause. Langsam, mit kurzen Schritten, geht der Prospektor weiter, und die Finsternis draußen nimmt ihn auf. Im Zwielicht erkenne ich seine Silhouette, wie er sich an den Mestizen schmiegt, der ihn erwartet hat.

Manoel flüstert mir ins Ohr:

„*Sabe, senhor, e una puta de veado*[2]."

Man erstickt hier drinnen. Um mir Mut zu machen, trinke ich noch etwas und stehe auf, um eine Frau mit zartem, traurigem Gesicht zum Tanz aufzufordern. Den ganzen Abend lang sitzt sie neben einem Mann, der über den Tisch gebeugt, mit dem Kopf auf den verschränkten Armen, daliegt. Manoel unterdrückt einen Fluch und zieht mich am Ärmel zurück:

„Wollen Sie gevierteilt werden?" murmelt er erschrocken, „der Mann ist eifersüchtig wie ein Tiger, bleiben Sie hier. Schauen Sie meinetwegen zu ihr hinüber, aber, *per Deus*, keinen Tanz! Ein Fremder, der eine unserer Frauen auffordert, kann allerlei erleben. Er ist erledigt, der beste Freund kennt ihn nicht mehr. Ihm bleibt nichts, als sich schleunigst aus dem Staub zu machen, wenn man ihm noch Zeit läßt, seinen Gaul zu satteln."

„Aber", verteidige ich mich, „der Wirt hat mir doch versprochen ..."

[1] Gute Nacht, Liebling! Viel Vergnügen!
[2] Sie wissen schon, Herr, ein käuflicher Freund!

„Der Wirt", unterbricht mich Manoel, „der Wirt hat Ihnen gar nichts versprochen. Er hat sich nur wichtig machen wollen . . . Bleiben Sie hier."

Da ich nicht übermäßig unternehmungslustig bin und Zwischenfälle gern vermeide, bleibe ich sitzen und unterhalte mich mit Manoel. Er hat anscheinend die Absicht, Pablo zu ersetzen, denn er erklärt mir genau die Regeln, die man einhalten muß, um lebendig aus dem Innern Brasiliens herauszukommen.

Merkwürdiges Land. Langsam verstehe ich, warum mir in dieser Gegend noch kein Europäer begegnet ist. Auch in den Diamantenfeldern, versichert man mir, trifft man keine.

„Du mußt verstehen", sagt plötzlich Manoel vertraulich zu mir, „was sie abschreckt, ist das Klima, die Sitten hier, das Essen, außerdem muß man schwer arbeiten. Da geben sie es lieber auf und verschwinden."

Ich denke an Sanders und alle die anderen mit ihren verwegenen Hoffnungen und sehe sie in dieser Hölle als Opfer der täglichen, unvermeidbaren Fallen und Gefahren. Am liebsten möchte ich zu ihnen, um sie aus ihren goldenen Träumen zu wecken.

„Sicher gibt's dort Gold und Diamanten", sagt Manoel, „wenn du zum Zeitvertreib ein bißchen suchst, kannst du leicht fünf bis zehn Gramm am Tag finden. Manchmal mehr, manchmal weniger. Ich, ich weiß schon, wo man Gold in Menge findet. Man sieht es im Sand funkeln und braucht sich nur zu bücken, um es in den Lederbeutel zu tun und reich zu sein. Aber meine Haut ist mir lieber."

Jetzt hat mich Manoel gepackt, ich wittere eine von den zahlreichen im Busch umlaufenden Geschichten. Aber je mehr ich die Überzeugung gewinne, daß jede von ihnen einen wahren Kern hat, desto mehr muß ich meine kindische Hoffnung aufgeben, ihn zum Sprechen zu bringen. Er weiß sicherlich mehr, als er angedeutet hat. Ich biete ihm meine Uhr an, verspreche ihm Unmögliches, um ihn gefügig zu machen. Er hüllt sich jedoch in Schweigen und weicht aus:

„In ein paar Tagen wirst du am Rio das Garcas selber sehen und dich überzeugen können, wie schwer es ist."

„Manoel, sag mir doch, wo dies Gold liegt . . . Hast du es gesehen? Wer hat dir davon erzählt? Kannst du mir die Stelle auf der Karte zeigen?"

Hastig stößt er zwischen verkniffenen Lippen hervor: „Franzos', auf der Karte wirst du den Fluß nicht finden, niemand wird ihn je finden. Ich gebe dir den guten Rat, jetzt den Mund zu halten . . . Du redest zu viel."

Na schön, da bin ich also abgeblitzt. Die Geschichte von diesem Gold will mir jedoch nicht aus dem Kopf. Ich denke nicht mehr an Meirelles und die Indianer, sondern nur noch an die Goldklumpen. Verdammter Manoel, man bringt aus diesem Schweinskopf nichts heraus!

„*Boa noite, Frances! Ate manhã, se Deus quiser!*"

Manoel verschwindet. Der Wirt ist an der Kasse und mit Flaschen beschäftigt, es tanzen weniger Paare, der Lärm läßt nach, nur das Akkordeon wimmert . . . es muß drei Uhr früh sein . . . ich weiß es nicht, denn meine Uhr ist stehengeblieben.

Ich gehe nun auch, und da ich doch nicht werde schlafen können, suche ich mir zwischen finsteren Häusern einen Weg und schlendere zum Fluß, der glatt wie ein Band aus altem Silber ist. Es tut gut, in dieser Stunde in das Wasser zu schauen, den starken Geruch des schlafenden Dschungels zu atmen, der von Milliarden tanzender Punkte flimmert, und den Himmel mit seinen fernen Sternbildern zu betrachten. Es ist kühl, aber die Moskitos sind wach — die schlafen wohl niemals. Mir scheint, ihr Daseinszweck ist, den Traum, den Schlaf und das Vergessen zu verhindern.

Einst war es so leicht, sich auf das Pferd der Phantasie zu schwingen und über die Grenzen des Sichtbaren ins Blaue zu galoppieren, weiter, immer weiter. Hier jedoch kann man offenbar nichts anderes tun, als mit derben Schlägen Moskitos töten und sehr sachlich an Frauen und Diamanten denken.

Man schlägt sich wohl den Bauch voll mit strohigem Mehl und zähem Fleisch, aber in dieser wilden, paradiesischen Welt fordern die Sinne mit jäher Kraft und lassen einen an nichts anderes mehr denken als an geraffte Röcke, die man ohne Widerstand oder gewaltsam öffnet. Hier gilt der brutale, ursprüngliche Wille, wenn man nicht das einzig überzeugende Mittel besitzt, jenes, das man aus dem Sand der Flüsse wäscht, in dem es wie Sterne funkelt. Es zwischen den Fingern zu fühlen tut gut, seine Rauheit ist süß, sein Gewicht erregend, und köstlich ruht es in der hohlen Hand, die es wie ein Schrein schützt. Gold . . .

Hier atmet alles Liebe, wenn jenes Gefühl diesen Namen verdient, das in dem Land ohne Frauen unerfüllbare Wünsche weckt. Wenn das Schicksal jemandem wie durch ein Wunder ein Weibchen schenkt, wie muß er es hüten und hätscheln, eifersüchtig bewachen, zum sicheren Schutz seines Besitzes gefährliche Drohungen ausstoßen und denjenigen beseitigen, der es wagt, es auch nur anzusehen, mit ihm zu plaudern oder in seine Nähe zu kommen. Man muß die Frauen bewachen, die allein hier das schwere Leben erträglich machen.

Wie ein Prospektor auf sein Claim, muß man auf sie aufpassen, daß niemand die Grenze überschreitet und verbotenes Land betritt.

Wie groß ist bei dem, der nach endlosen Nächten der Einsamkeit die Hölle des Urwaldes und der Flüsse hinter sich läßt, das Verlangen, mit fordernder, wissender Hand den Samt der Brüste zu streicheln, die sich prall hinter den Miedern der Mädchen wölben, die so jung an Jahren schon Frauen sind, erfahren und verdorben. Lüstern wiegen sie sich in den biegsamen, festen Hüften, und da sie sich begehrt wissen, reizen sie das Verlangen noch mehr, denn sie lieben die Erregung, die Zügellosigkeit verspricht. Die Mädchen hier sind bereit, sich jedem Mann hinzugeben, eine willenlose Sklavin dessen zu werden, der fähig ist, für ihren Besitz einen Mord zu begehen. Damit zahlt man für die Umarmung einer Nacht.

Die Mädchen werden mit acht, spätestens mit zehn oder zwölf Jahren zur Frau. Sie werden von ihren Verwandten verkuppelt, werden vergewaltigt oder geben sich freiwillig hin.

Die Männer sagen zwar, sie heiraten Kinder, warten aber bis zu ihrer Reife, um sie zu besitzen. Eine Schwangerschaft tritt jedoch meist sehr bald ein. Das ist die einzige Möglichkeit, um sich den Besitz eines Mädchens zu sichern, das sonst schnell zur Beute handgreiflicher Auseinandersetzungen wird.

Kein Pfarrer segnet den vorzeitigen Ehebund dieser Kind-Frauen, kein Beamter trägt die Sprößlinge der jungen Eheleute ins Register ein.

Eine Frau ist tabu, keiner darf ihr nahetreten oder er zieht mit rasender Geschwindigkeit die Folgen auf sich. Wenn auf zwei Männer eine Frau kommt — man kann eher sagen, daß die Verhältniszahl eins zu hundert ist —, dann ist eben einer zu viel. Das Mädchen fragt man nicht um seine Meinung. Die Beute gehört dem Stärkeren. Der Dolch

im Gürtel regelt sehr rasch alle Meinungsverschiedenheiten. Die Kerle handhaben ihn — wie auch das Rasiermesser — mit einer erschreckenden Meisterschaft, um mißliebigen Personen den Bauch aufzuschlitzen. Wenn jemand sie beim Tanz belästigt, tun sie es, ohne daß eine Handbewegung sie verrät. Der andere sieht nur plötzlich sein Hemd in der Magengegend sich röten und entdeckt in seinem Fleisch einen langen Schnitt. Den Schuldigen ausforschen zu wollen, ist zwecklos. Man schafft den Verwundeten hinaus, und der Tanz geht ohne Unterbrechung weiter. Nur die Blicke sind mißtrauisch geworden, die Muskeln gespannt und bereit, sich zu betätigen. Jeden Augenblick kann es einen Totschlag geben.

Hin und wieder verirrt sich in diese Gegend eine Prostituierte. Es sind ausgemergelte Freudenmädchen, zu häßlich und verbraucht, um in den großen Städten noch Anklang zu finden. Sie werden angeschwemmt wie Strandgut von der Flut. Doch auch sie vermögen mit ihren schlaffen Körpern noch Freude zu geben, sind immerhin Frauen, und man läßt ihnen kaum Zeit, die Syphilis denen, die davon noch verschont sind, weiterzugeben. Man schlägt sich auch um sie, um sie von ihrem Gewerbe zu erlösen und zu Gefährtinnen eines abenteuerlichen Lebens zu machen.

„Erinnerst du dich an Severiano?" fragt ein Mann am Ausschank.

„Ja", antwortet der andere.

„Verdammt, hat er nicht versucht, meiner Maria den Hof zu machen?"

„Und dann?"

„Da habe ich ihn natürlich zur Rede gestellt. Er sagt zu mir: ‚Schließlich habe ich das gleiche Recht wie du.' — Dein Recht? Dein Recht?! Nimm das in deinen Wanst und du brauchst kein Recht mehr! *E botei a faza dentro sua barriga que foi uma maravilha*[1] . . ."

Den Himmel färbt helles Licht, bald wird die Sonne aus dem Fluß steigen. Es ist beinahe kalt.

Müdigkeit überkommt mich, vielleicht kann ich endlich schlafen?

1. Oktober. Siebenunddreißig Grad im Schatten. Heute bin ich zwanzig Jahre alt geworden, eine merkwürdige Art Geburtstag. Meirelles ist noch nicht eingetroffen. Ich warte.

[1] Ich habe ihm das Messer in den Bauch gerannt, daß es eine Pracht war.

Zwei Männer sind heute früh hier angekommen und haben ziemliches Aufsehen erregt. Sie nennen sich João Perreira und Antonio da Souza. Der erste lag in schrecklichem Zustand am Boden der Piroge, der zweite war vor Hunger halbtot und von Parasiten zerfressen. João Perreira ist bewußtlos, man gibt ihm nicht mehr viel Aussicht zu leben. Antonio erzählte beider Geschichte:

„João und ich haben im Matto Verde Arbeit gesucht. Da wir gewußt haben, daß Chavantes in der Gegend sind, marschierten wir sehr vorsichtig. Am Abend sind wir zu einer Farm am Rio Cristallino gekommen, die von Indianern überfallen worden war. Der alte Batisto begrüßte uns und erzählte, wie er und seine Söhne vom Feld heimkamen und die Frauen suchten. Das Haus war von oben bis unten ausgeplündert. Den Leichnam der Großmutter, der Frau und der ältesten Tochter fand man am Fluß, wo sie Wäsche gewaschen hatten. Die Jüngste fehlte, wahrscheinlich hatten die Indianer sie verschleppt. Sie tun das gern, um ihr Blut aufzufrischen. Die Körper der drei anderen waren gräßlich verstümmelt. In der Nähe lagen ein paar Bordunas, also Knüppel aus Eisenholz, wie sie bei den Chavantes üblich sind, und die sie gewöhnlich neben ihren Opfern liegen lassen.

Wir sind dann weitergezogen, João Perreira und ich, bis die Nacht uns zwang, zu rasten. Ich ging Holz suchen. Alles war naß, ich fand kaum einen trockenen Zweig. Plötzlich hörte ich einen gräßlichen Schrei . . . rannte zur Lagerstätte und stieß fast mit der Nase auf die Chavantes, die sich mit der Borduna über den armen Joao hergemacht hatten. Ich mußte mich verstecken, denn es waren so viele, daß mein Eingreifen sinnlos gewesen wäre. Bevor die Indianer weiterzogen, plünderten sie unser Gepäck und stahlen uns alle Lebensmittel. João versuchten sie zu erledigen und stachen ihn mit der Spitze ihrer Stöcke in die Seite. Ich wußte, wo eine Piroge lag, schleppte João zum Ufer, und da sind wir nun."

Antonio zeigt eine Borduna, die er mitgebracht hat. Es ist ein handfester Knüppel aus Eisenholz, etwa fünfundsiebzig Zentimeter lang, leicht geschweift, mit Feuer und Stein geglättet. Das eine Ende ist spitz, das andere keilförmig. Sie ist mindestens drei Kilo schwer.

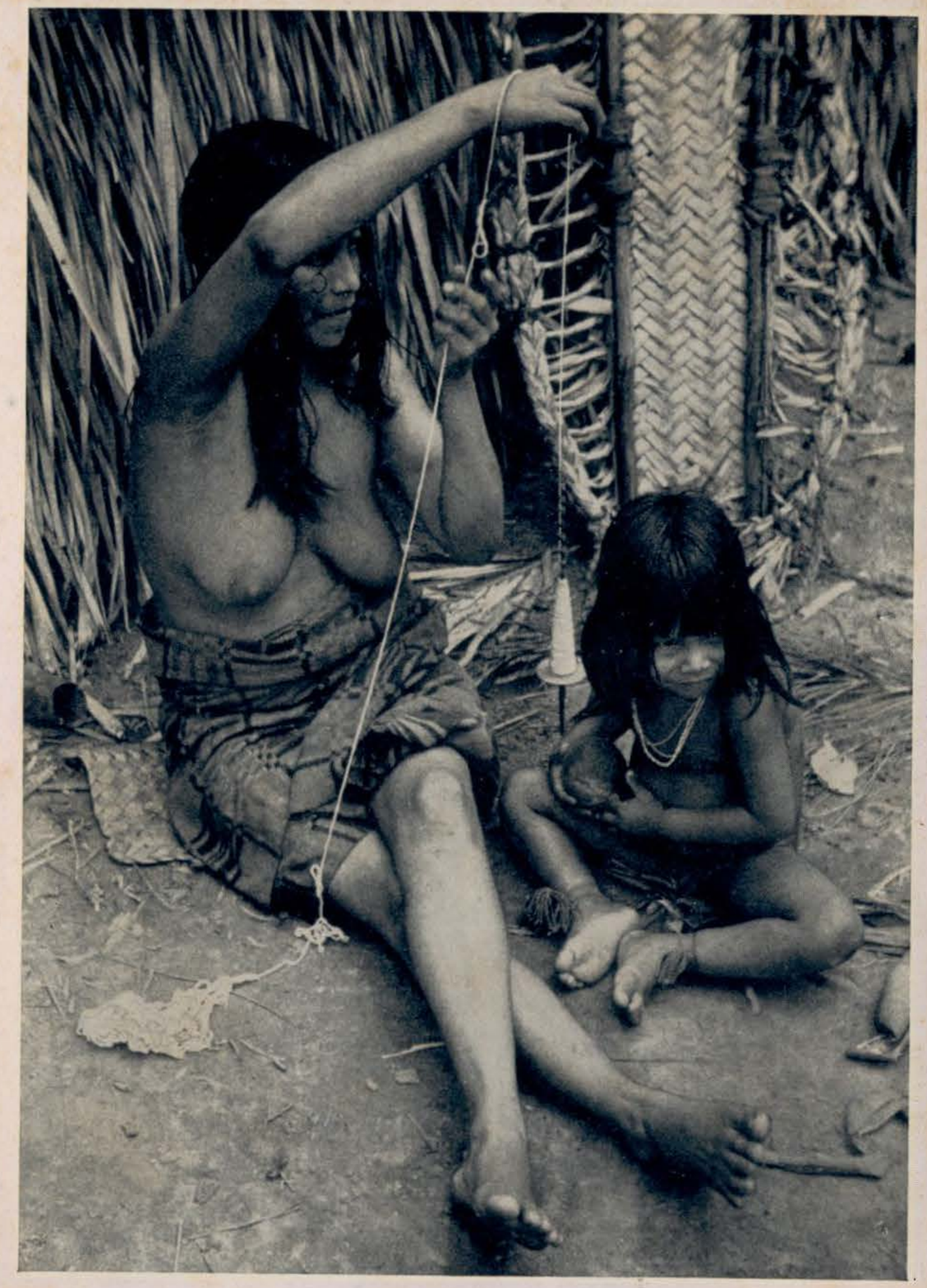
Aus Antonios Rede geht hervor, daß die Chavantes angriffslustig sind und die Umgebung unsicher machen. Diese Nachricht wird sich rasch verbreiten und vielleicht Meirelles Ankunft beschleunigen. Einige

Männer des Dorfes schaffen den Verwundeten zu dem Heilkundigen, aber es besteht kaum Aussicht, ihn zu retten. Antonio greift gierig nach dem Essen, das man ihm bringt, und das allgemeine Gespräch wendet sich den Chavantes zu. Auf Flußfahrten oder in den Pampas haben diese Männer oft von weitem oder auch in der Nähe Gruppen von Chavantes-Indianern gesehen. Jetzt erinnert man sich ihrer in Erzählungen, die sicherlich etwas ausgeschmückt sind, um sie dramatischer zu gestalten. Alle stimmen darin überein, daß die Chavantes folgende Kennzeichen haben: Größe weit über dem Durchschnitt (manche behaupten: ein Meter achtzig, andere noch mehr, andere wieder weniger, jedenfalls ausgesprochen groß), kräftiger Körperbau und starke Muskeln, lange, große Schädel, schräge Augenstellung, schmale, leicht gekrümmte Nase, großer Mund mit schmalen Lippen, gute Zähne, kleine Hände und kurze, breite Füße, eine seltsame Haartracht: rund um den ganzen Kopf dichte Fransen, die bis unterhalb der Ohren in den Nacken fallen. In den Ohrläppchen steckt ein kleiner Holzpflock, *tacara* genannt. Sie lassen sich auch in die Lippen einen Holzstab einwachsen, um den Mund zu vergrößern und einen furchterregenden Anblick zu bieten. Ihre Haut ist bronzefarben, fast purpurrot und kaum tätowiert. Manche der Chavantes tragen das Glied in einer Art grünem Beutel, andere haben die Hoden durch einen tiefen Schnitt geteilt. Vielleicht erkennt man daran die Verheirateten und die Ledigen. Der Häuptling trägt um die Lenden einen Fasergürtel, die übrigen sind völlig nackt. Die Spitzen ihrer Pfeile sind kürzer als bei anderen Indianerstämmen, sorgfältig herausgearbeitet und mit *urico-* oder Bambusstacheln versehen, dolchartig geformt und zuweilen vergiftet.

Die Chavantes haben eine Scheu davor, sich unmittelbar auf die Erde zu setzen und streuen immer ein wenig Heu oder Blattwerk darauf, ehe sie sich niederlassen. Sie trinken auch nicht direkt aus dem Fluß, da sie sich fürchten, ihr Spiegelbild zu sehen, sondern schöpfen mit gewölbten Händen Wasser, wobei sie den Kopf zur Seite wenden. Manchmal führen sie rotbraune Hunde mit weißen Flecken mit sich.

Nachdem Antonio gesättigt ist und sich beruhigt hat, beteuert er, daß er einmal in der Gesellschaft von Chavantes einen Mann von weißer Hautfarbe und starkem Bartwuchs gesehen habe, den sie mit abergläubischer Ehrfurcht zu behandeln schienen.

Mühsam bahnt der Caboclo mit seiner Machete den Weg.



Indianerin mit Kind beim Spinnen.

Tatsächlich hört man allenthalben Berichte von der Existenz eines weißen Häuptlings bei den Indianern. Man kann sie jedoch weder bestätigen noch widerlegen, da bis zum heutigen Tag keine Expedition lebend aus dem Gebiet der Chavantes zurückgekommen ist. Der Indianerschutzdienst sympathisiert keineswegs mit diesen Gerüchten, hat sie aber auch nie dementiert. Einige Inspektoren sind von dem Vorhandensein des mutmaßlichen Häuptlings überzeugt und nennen sogar seinen Namen. Sie glauben, es sei kein anderer als Fawcett oder dessen Sohn oder Rimmel. Vielleicht hebt man eines Tages den Schleier von diesem Geheimnis und beschert der Welt eine Sensation. Vielleicht werden wir selbst es sein, die jene Berichte bestätigen oder endgültig widerlegen können . . . Das wird die Zukunft weisen. Dazu ist allerdings zunächst einmal nötig, daß Meirelles sich endlich bequemt, die berühmte Expedition in Marsch zu setzen, die mich in diesem Wildwestdorf festhält. Wenn mir die ersten Tage auch rasch vergangen sind, so zähle ich jetzt bereits die Stunden.

Manoel hat trotz seiner Zusage noch nichts für meine Reise zu den Diamantensuchern getan. Ich schaue den lieben langen Tag in den Fluß, kaue meterweise Zuckerrohr, statte dem Korral lange Besuche ab und bewundere die Geschicklichkeit der Gauchos beim Zureiten junger Pferde. Das Wetter ist düster und zum Ersticken schwül. Punkt vier Uhr bricht das unvermeidliche Gewitter los.

Da heute mein Geburtstag ist und, wie es in einem alten Lied so nett heißt, man nicht jeden Tag zwanzig Jahre alt wird, schlendere ich zur Kneipe. Hinter dem Ladentisch döst der Wirt. Er stellt eine Flasche *aguardente*[1] vor mich. Ich lasse mich auf einer Holzbank nieder und bin bereit, mir einen sanften Rausch anzutrinken. Der Wirt, froh über meine Gesellschaft, will sie allerdings auf diese Art nicht wieder einbüßen und nimmt ohne weiteres an meinem Tisch Platz. Er wischt sich mit dem Handrücken über die feuchten Lippen und beginnt mir seine Geschichten, die ich schon auswendig kann, noch einmal zu erzählen:

„Gestern ist dir ein schönes Schauspiel entgangen, Franzos'!" frohlockt er in der Vorfreude auf meine Überraschung über seine Neuigkeit. „Stell dir vor, da kommt ein Mann, um einen Revolver zu kaufen, und hat für einen neuen nicht genug Geld. Benedito, der zwei besitzt,

[1] Branntwein.

bietet ihm einen davon für dreihundert Cruzeiros an. Aber der Kerl spielt sich auf: der Revolver sei die Summe niemals wert und er wolle ihn nicht einmal gegen eine Krokodilshaut eintauschen. Benedito ist bestürzt, er nimmt den Revolver, zielt aus zwanzig Schritt auf eine Flasche und trifft, daß die Scherben fliegen. Der Mann grunzt befriedigt und läßt sich den Revolver geben. Es ist klar, daß er ihn kaufen wird . . . In dem Augenblick reitet Pedro auf der Straße vorbei . . . Der Mann bemerkt ihn, grinst, lädt und knallt Pedro über den Haufen. Dann wendet er sich zu Benedito und sagt befriedigt: ‚Ich kaufe ihn.' Und zahlt."

„Und ihr habt ihn nicht festgehalten?"

„Nein . . . Er hat doch bezahlt und ist dann gleich fortgeritten. Weiß Gott wohin . . . Übrigens war Pedro gar nicht beliebt."

Manoel tritt ein und gesellt sich zu uns.

„Du, Franzos', ich hab' dich gesucht . . . magst du Indianer sehen?"

Ich springe auf:

„Wo?"

„Komm mit!"

Ich lasse den Wirt bei seinen Geschichten und gehe. Draußen in der Sonnenglut verliere ich fast die Besinnung, aber es gelingt mir, mich hinter Manoel zu halten, der mich ans andere Ende des Dorfes zu einer verlassenen Piste führt. Er deutet mit dem Finger auf eine spärliche Ansammlung von Hütten, die mir früher nie aufgefallen war.

„Dort", sagt er. „Schau sie dir noch rasch an, denn morgen, gleich nach Mitternacht, brechen wir nach Barra-Cuyaba am Rio das Garcas auf. Du sollst die Diamantensucher sehen."

Ich verlasse Manoel, der sich zur Bucht wendet, und betrete den engen Pfad, der ins Indianerdorf führt . . . Ich gehe, sehe aber nichts als ein kleines Gebiet mit den Buckeln von Palmblatthütten, dreifach mit rostigem Stacheldraht umgrenzt, und dahinter, wie arme, eingesperrte Tiere auf- und abgehend, fast nackte Männer mit langen Haaren, in erbärmliche Lumpen gehüllt. Das nenne ich: Indianer im Käfig.

Auf dem Weg zu dem trostlosen abgesperrten Raum mußte ich an einen Jesuitenpater denken, einen äußerst sympathischen Mann, eine eindrucksvolle Erscheinung und weltgewandt. Er hatte mich seinerzeit zu sich geladen, zusammen mit einigen Freunden, die gerade aus jener Gegend zurückgekommen waren, in die ich aufbrechen wollte.

Da ich zu der sehr lebhaften Unterhaltung nichts Vernünftiges beisteuern konnte, begnügte ich mich zuzuhören, um früher oder später aus den wertvollen Erfahrungen, die sie auf ihren gefahrvollen Expeditionen gemacht hatten, Nutzen zu ziehen. Diese Männer hatten Flußgebiete und Wälder durchforscht, sei es, um ihren Glauben zu verkünden, sei es, um ihren Wissensdurst zu stillen oder aus dem Wunsch, im Interesse der Allgemeinheit die wenig bekannten Gebiete Innerbrasiliens zu erforschen.

Außer zwei Ordensbrüdern des Jesuiten waren noch anwesend: ein Kartograph, ein Ethnologe und ein Offizier, der vorübergehend an der kolumbischen Grenze in Garnison stand.

Spät abends traten wir auf die Terrasse hinaus. Sie lag sechzehn Stock hoch über dem Strand von Flamengo und bot einen Ausblick, ganz danach angetan, die Freuden eines sorglosen Lebens empfinden zu lassen. Und just in diesem Augenblick, als wir hingegeben die Schönheit des Panoramas genossen, rief unser Gastgeber aus:

„Wie gern hätte ich jetzt eines meiner kleinen Indianerkinder bei mir! Eines von jenen, denen ich auf der Missionsstation beigebracht habe, sich zu bekleiden und einen anderen Horizont zu kennen als nur den ihres Flusses. Ja, einen kleinen Wilden, dessen Seelenheil mir anvertraut ist. Ich möchte aus seinen Augen herauslesen, was darin steht, Freude oder Furcht, Überraschung, Abwehr, was es auch sei, aber wenigstens eine menschliche Empfindung, wie wir alle sie haben. Dann könnte ich meine Aufgabe als gelöst betrachten. Aber würden diese Kinder einer Regung fähig sein, wie sie manchmal nicht einmal zivilisierte Menschen empfinden? . . . Was ist das Ergebnis aller unserer Anstrengungen, was nützt das Opfer so vieler Männer, die in Erfüllung ihrer Pflicht den Tod fanden?"

Der Ethnologe wollte wohl antworten, er öffnete halb den Mund und wandte sich zu uns. Dann zuckte er kaum merklich mit den Schultern und schaute wieder auf die prachtvolle, erleuchtete Bucht. Der Pater lächelte, und halb zu sich selbst, halb zu uns, gab er eine Antwort auf die unausgesprochene Frage seines Freundes:

„Die Resultate sind leider oft grundverschieden von den Gefühlen, die uns zum Handeln treiben . . . Irren ist menschlich."

Irren ist menschlich, das stimmt. Es ist aber unmenschlich, wenn es sich gegen hilflose Opfer richtet, sie ihrer Ursprünglichkeit und ihrer

Überlieferungen beraubt und sie zwingt, auf ihr gewohntes Leben zu verzichten. Unter dem trügerischen Vorwand, ihnen die ewige Glückseligkeit zu bringen, läßt man sie dann mit den Weißen ein Leben im Elend führen. Und die Indianer in der Reservation von Leopoldina sind in meinen Augen ein Musterbeispiel für die Folgen eines solchen Irrtums.

Arme Strohpuppen mit geknicktem Federschmuck . . .

Es sind Nachfahren des alten Stammes der Karajas. Vor langer Zeit waren sie als die wildesten Einwohner der brasilianischen Staaten berüchtigt. Ständige Angriffe benachbarter Stämme haben sie dezimiert. Unter dem Einfluß von Missionären, vielleicht auch aus Notwendigkeit, wahrscheinlich aber vor allem aus Trägheit entsagten sie schließlich dem freien Urwaldleben und stellten sich unter den Schutz der Weißen, die sie sich gefügig machten. Mit den Chavantes, den „Schlächtern des Matto Grosso", haben sie nichts mehr gemein, auch nicht mit anderen Stämmen, zu denen wir später kamen. Sie sind nur noch Knechte.

Als Waldläufer sind sie nie zuverlässig, als Handwerker ohne eigene Einfälle. So führen sie ein Schmarotzerdasein unter der theoretischen Protektion einer Regierung, die sie in Gruppen zu je vierzig Menschen in dieser Reservation zusammengefaßt hat. Übrigens ist es die einzige in Brasilien. Ihre Insassen haben rasch den Wert des Geldes erkannt, des angenehmen, bunten Zauberpapiers, mit dessen Hilfe sie in den Läden grellbunte Stoffe, Tabak, Zucker und Alkohol kaufen können. Um zu Geld zu kommen, schrecken sie vor nichts zurück. Als geborene Wegelagerer führen sie Expeditionen, die sich ihrer Führung anvertraut haben, absichtlich in die Irre oder plündern in Abwesenheit der Kaufleute die Läden.

Bei ihnen herrscht Vielweiberei. Die Männer überlassen alle Arbeit den Frauen und verkaufen die von ihnen verfertigten Töpferwaren zu hohen Preisen. Zum Teil haben sie ihre alte Tradition bewahrt und hausen in niederen, beengten Palmhütten, in die mehrere Eingänge führen. Ich muß mich tief bücken, um in die Hütte des Dorfobersten eintreten zu können. Er geruht mich zu empfangen, auf einer Fasermatte hockend, die Lenden mit einem groben Leinenschurz bedeckt.

In seinem rein asiatischen Gesicht, wie man es bei den südamerikanischen Indianern gewöhnlich sieht, steht überraschend viel Würde, er ist kräftig, trotz seinem angeblich hohen Alter. Seine Tätowierung

besteht lediglich aus zwei bläulichen Kreisen auf den vorspringenden Backenknochen. Die bronzefarbene Haut ist glatt und glänzt von Pflanzenöl. Die Haare hängen ihm lang in den Nacken. Er stammelt rauh und kaum verständlich ein bizarres Portugiesisch; einem Brasilianer hätte unser Gespräch sicherlich viel Spaß gemacht. Eine Zigarette, die ich ihm anbiete, nimmt er gnädig entgegen und weist mir huldvoll einen Zipfel der Matte zum Sitzen an.

Dann prüfen wir uns gegenseitig mit den Blicken.

Zwei Frauen sitzen schweigend, den Rücken uns zugekehrt, in der Nähe. Trotzdem sie in rote Decken vermummt sind, ahnt man die Anmut ihrer Figuren. Sie sind damit beschäftigt, einen übelriechenden, grauen Trank herzustellen, den sie im weiteren Verlauf in kleine Kürbisflaschen gießen. Ein kleines, nacktes Mädchen mustert mich mißtrauisch mit großen, wachen Augen. Ringe aus rotgefärbter Baumwolle schmücken ihre Knöchel, und ihr zarter Körper ist von oben bis unten mit seltsamen Ornamenten bemalt.

„Unter deinem Dach ist alles gesund, Häuptling?"

„Alles in Ordnung."

„Was hast du einem Tori (Weißen) Schönes zu verkaufen?"

„Pfeile und Felle."

„Zeig!"

Es sind ganz gewöhnliche Pfeile, von denen ich schon eine vollständige Sammlung besitze; ich beabsichtige daher keine weiteren zu kaufen. Die Bogen zeigen schlechte Arbeit; die Sehne ist ein ganz gewöhnlicher Strick, und die Pfeilspitzen aus Knochen dürften sich bei einer Antilope als wertlos erweisen.

Die Felle dagegen sind herrlich und in bestem Konservierungszustand. Man riecht noch die Giftstoffe, die die hiesigen Eingeborenen nach Urvätersitte zum Gerben verwenden. Ein prachtvolles *arriragna*-Fell weckt meine Kauflust. Es wird selten zum Kauf angeboten, denn die Jagd auf dieses Tier ist ein Vorrecht der Indianer. *Arriragnas* sind Säugetiere, Amphibien. In Dreiecksformation, zu dritt oder zu sechst, schwimmen sie in Gruppen stromauf und stoßen kurze Schreie aus, die dem Ruf des Seehundes ähneln. Sie sind ausgezeichnete Schwimmer und lassen im Wasser nur die schnurrbärtige Spitze der Schnauze sehen. Bei der geringsten Störung tauchen sie blitzschnell unter. Es hat keinen Sinn, sie zu schießen, denn tot oder angeschossen sinken sie sofort, und

es ist dann unmöglich, in den Besitz ihres Felles zu gelangen, das, in einem zauberhaften Farbenspiel von Rot und Mauve, am ehesten dem der Fischotter gleichsieht. Die Indianer stellen den Tieren wochenlang nach, bis sie ihre Nester entdecken. Dann räuchern sie sie aus und töten sie mit der Borduna.

Das *arriragna*-Fell, das mir der Kazike anbietet, könnte einen Heiligen in Versuchung führen.

„Was soll es kosten?"

„Hundert Cruzeiros."

Der Lump hat meine Begehrlichkeit erkannt und will sie ausnützen. Mit bescheiden gesenktem Blick fährt seine braune Hand über das Fell, auf dem der Schein des Herdfeuers lockend spielt. Es ist zwecklos zu handeln, er geht um keinen Groschen herunter. Ich entschließe mich zum Ankauf, und ein schöner Hunderter wechselt aus meiner Brieftasche in die Hand des Kaziken. Der arme Teufel betrachtet ihn eingehend von beiden Seiten, als ob er seine Echtheit prüfen könnte. Dann grunzt er befriedigt und läßt ihn in einem Beutel verschwinden, den er auf der Brust trägt. Ein altes Weib mit hängenden Brüsten kommt in die Hütte und bleibt bei meinem Anblick erschrocken stehen.

Ein kurzer Befehl des Häuptlings ruft sie herein. Folgsam bleibt sie, setzt sich zum Herdfeuer und bedeckt ihre gichtigen Schenkel mit einem alten Poncho. Im eigenen Dorf sind die Indianer kaum bekleidet, doch wenn sie in Leopoldina Einkäufe machen oder wenn ein Fremder zu Besuch kommt, bedecken sie sich.

„Willst du mir gestatten, eine Aufnahme von dir zu machen?"

„Zwanzig Cruzeiros!"

„Und mit deinen Frauen zusammen?"

„Fünfzig Cruzeiros."

Ich zeige auf die Alte, die in höchst primitiver Weise Baumwolle spinnt:

„Und die da allein?"

„Hundert Cruzeiros!"

Das geht mir zu weit, ich stehe auf, ich will fort. Er hält mich zurück und lenkt ein:

„Zwanzig, ja?"

Ich willige ein. Er knurrt und die Alte kommt. Die anderen Indianerinnen lachen; ihre Wangen sind von dichtem Haarwuchs dunkel

und ihre Oberlippen von beachtlichen Schnurrbärtchen überschattet. Auf den Armen und Beinen sind reichliche Bemalungen zu sehen. Alle sind grundhäßlich und rauchen spindelförmige Pfeifen. Alle Augenblick spuckt eine mit der Geschicklichkeit eines alten Seebären. Ihre jettschwarzen, fettigen Haare sind sehr lang, und hängen über den Augen in Fransen herunter. Die Decke rutscht ihnen von den Schultern — ihre Körper könnten einem Bildhauer als Modell dienen. Wie alt mögen diese Frauen sein? Vielleicht fünfzehn Jahre oder zwanzig. Wie lang noch, und sie werden wie die Alte aussehen, die ich photographiere. Der Häuptling, dem mein bewundernder Blick nicht entgangen ist, nähert sich mir:

„Für hundert Cruzeiros stehen sie dir alle zur Verfügung. Sie können gut tanzen, mußt du wissen."

Von dieser wohlfeilen Exotik angewidert, ziehe ich vor zu gehen.

Nach den gewonnenen Eindrücken finde ich, daß die Chavantes gar nicht so im Unrecht sind, wenn sie unsere honigsüßen Angebote abweisen . . . Sie bewahren sich wenigstens ihre stolze Unabhängigkeit.

Draußen beschnüffeln mich hartnäckig rote, angriffslustige Hunde. Eine ganze stinkende Menagerie von Kanarienvögeln, Affen und Papageien hockt schreiend und unruhig auf den spitz zulaufenden Palmdächern. Der Erdboden ist mit Unrat bedeckt. Kleine Indianerkinder spielen Fangen. Ein Mädchen mit mageren Armen laust einen Buben, der sich glückselig den Kopf kratzen läßt. Über jeden Fund kreischt sie vergnügt, zwirbelt die Beute zwischen den Fingern und verspeist den Schmarotzer. Über diesen seltsamen Geschmack kann ich mich nur wundern, möchte aber gern wissen, wie sich das im einzelnen abspielt und trete näher. O weh! . . . der Schmutzfink hat mich bemerkt. Er springt auf seine kurzen Beine und ergreift unter lautem Geheul tapfer die Flucht, indessen das Mädchen an ihrer letzten Beute kaut. Dann wird sie aufmerksam, sieht mich und erwacht aus ihrer Verdauungsträgheit . . . Sie stürzt auf mich zu, ohne einen Blick von meinem blonden, üppigen Haarschopf zu lassen.

Sie will doch nicht . . . nein, Gott sei Dank, sie zögert und entfernt sich, sichtlich betrübt. Ich bin noch glücklich davongekommen.

Das Dorf ist jetzt menschenleer. Zuweilen hebt sich eine Matte, ein Auge wagt einen raschen Blick, ob der Eindringling noch da ist. Ein Knabe faßt Mut und nähert sich mir, betastet meine gutgefetteten

Stiefel, erbettelt sich eine Zigarette, um sie sogleich befriedigt zu zerkauen, wobei er ganze Bäche spuckt. Dann zerrt er mich gewaltsam an den Hosen zu einer abseits etwas erhöht liegenden Hütte. Hinter dünnen Wänden höre ich belustigtes Geschnatter einiger Frauen. Ich gehe hinein.

Zunächst stelle ich nur fest, daß die Luft äußerst schlecht ist, dann nehme ich vier oder fünf Mädchen wahr, die mich von ihren Matten aus mit den Augen verschlingen und mir wie Bettler die Hände entgegenstrecken. Sie wollen Zigaretten und ich gebe ihnen einige. Der Knabe verhandelt mit einer der Frauen und sie scheinen sich zu einigen, er kommt wieder zu mir und weist mit dem Lächeln eines Zuhälters auf ein Paar, das ich bisher nicht bemerkt habe. Es liegt eng umschlungen unter einer Decke, völlig intim. Nein, wirklich . . . Ich bin verdutzt, und meine Verwirrung läßt sich zweifellos von meinem Gesicht ablesen. Mit girrenden Lauten reicht mir ein abstoßend bemaltes, zahnloses Weib eine Kalebasse voll dunkler Nüsse und wilder Beeren herüber, die ich in meiner Bestürzung ergreife.

Nun nimmt der Bengel sein ganzes elendes Portugiesisch zusammen und sagt zu mir:

„*Senhorita? Bonitas?* Zwanzig Cruzeiros . . ." Mit Herrschermiene weist er mit dem Finger auf seinen Stab von Frauen . . . Ich gehöre nicht zu den Tugendbündlern, aber diese Dorfschönen haben für mich keinen Reiz, also ziehe ich vor zu gehen. Das Wutgeheul der Weiber folgt mir, und ein Stein des kleinen Dreckspatzen fliegt hinterher.

Ich habe den Eindruck, meine Haltung als Herr vergessen und mein Ansehen geschädigt zu haben.

Ich beschleunige meine Schritte, niemand ist zu sehen, aber ich ahne von allen Seiten Beobachter und bin überzeugt, daß mein Verhalten bereits im ganzen Dorf bekannt geworden ist.

Als ich den Pfad zurückgehe, begegnet mir eine Gruppe Indianer, die Einkäufe gemacht haben. Die Männer sind barfuß und tragen zerrissene, verwahrloste lange Hosen. Einige haben das Haar im Nacken kurz geschnitten, ihre dichte Mähne erhöht noch den unangenehmen Eindruck, den mir ihre von Syphilis zerstörten Gesichter machen. Die Weiber schauen feindselig und abweisend drein, über ihren üppigen Brüsten haben sie die Blusen geöffnet, die allzulangen Röcke behindern sie beim Gehen. Also heben sie sie bis zu den Hüften und beginnen zu rennen. Arme Indianer im Käfig!

In der Diamantenhölle

2. Oktober. Acht Uhr früh. Es ist heiter bei dreißig Grad im Schatten.

Manoel trifft die letzten Vorbereitungen für unsere Fahrt zu den Diamantensuchern. Er trägt Ponchos und Säcke mit Lebensmitteln und Waffen in eine sieben Meter lange Piroge. Die Eingeborenen höhlen sie mit Feuer aus dem Stamm einer *sucupira* und glätten sie dann mit dem Beil. Derartige Boote nennen sie *uba*.

Sayança, eine Frau, die sich in der Umgebung wie in ihrer Tasche auskennt, wird uns von einem Fluß in den anderen bis zum Rio das Garcas lotsen, überallhin, wo Menschen Sand und Erde nach dem verfluchten Kohlenstoff durchwühlen.

Sayança ist eine Mischung aus afrikanischen, chinesischen und europäischen Rassen und nicht ganz ohne Reiz. Ihr Gesicht bedecken kaum wahrnehmbare Blatternarben, das dichte schwarze Haar reicht ihr bis zu den Hüften, ihre Haut ist matt und warm und ihre Augen stehen ein wenig schräg. Ihre Einsilbigkeit könnte einen entmutigen. Um die Hüften trägt sie, höchst dezent, einen Schurz aus zartem Gewebe, wunderschön in den Farben. Übrigens eignet er sich zu vielfältiger Verwendung. Wenn nötig, wandelt er sich in einen neuartigen, reizvollen Badeanzug, der die Ebenmäßigkeit ihres Körpers wunderbar zur Geltung kommen läßt und der Trägerin die Mühe, das Gewand zu wechseln, erspart. Der nicht unangenehme Geruch nach nassem Hund allein verrät die vollzogene Wandlung. Bei Regenwetter wieder wird der Schurz wie eine Kapuze über den Kopf gezogen, auf Kosten der sonstigen Bekleidung. Zur Essenszeit dient ein aus dem unteren Saum geschnittenes kleines, viereckiges Stückchen Stoff als Kaffeesieb. Sayança ist, wie man sieht, ein praktisches und angenehmes Frauenzimmer, und diese Eigenschaften bleiben nicht ohne Einfluß auf die chronische Trägheit Manoels, der mit ihr als Gattin nicht schlecht fahren würde.

Manoel ist, wie es sich gehört, barfuß, sein Filzhut läßt sich zum Herbeischaffen von Wasch- und Kochwasser verwenden, außerdem dient er als Schurz, und bei Dorffestlichkeiten pflegen Frauen auf seiner breiten Krempe zu tanzen — eine tänzerische Leistung, die in hohem Maße mein Interesse erregt und mir immer wieder Bewunderung abringt.

Was die Piroge betrifft, so weckt ihre Zuverlässigkeit meine Zweifel. Vorsichtig zwischen zwei Säcken unserer Ladung in einen Winkel gekauert, schaue ich melancholisch zu den Ufern des Rio und stelle mir vor, wie wir sie bei einem Schiffbruch schwimmend erreichen sollen. Aber ich beruhige mich wieder, als die langhaarige Schöne mir von der Brauchbarkeit der Pageie, des schaufelartigen indianischen Ruders, eine Probe ablegt.

Am Bug hockt Sayança und stößt das Ruder schweigend, eifrig, mit kurzen, pausenlosen Schlägen in das grüne Wasser. Manoel bemüht sich hingebungsvoll, ihrem Takt zu folgen, protestiert unter Einsatz seiner Lieblingsflüche und begleitet seine Anstrengungen mit erbarmenerregendem Stöhnen.

Ausgebrannte Buchten, enge Lagunen mit üppigem Pflanzenwuchs. Hundertmal wiederholt sich das gleiche Bild der Landschaft. Es verändert sich bei keiner Flußkrümmung. Immer wieder die gleichen Ausblicke, vom Bogen der Zweige überwölbt. Trockene Äste rauhen das glatte Tuch der Strömung.

Winzige Brüllaffen springen und tanzen durcheinander, die ewig übellaunigen Papageien kreischen und stoßen im Flug ihre rauhen Schreie aus. Abends, wenn sich der Fluß vom Widerschein purpurner Wolken rötet, hebt sich das Astwerk des Urwaldes in scharfer Silhouette gegen den Himmel ab, und die Geräusche wecken die Angst. Spärlicher Feuerschein spielt und spiegelt sich in einer leichenfahlen Krümmung des Strandes. Plötzlich sagt Sayança:

„Garimpeiros!"

Zwei Hängematten, eine primitive Kochstelle aus schwarzer Erde, Kalebassen und durch das Dach einer Hütte Himmel und Sterne. Ich bin im Heim eines Diamantensuchers.

Der Mann ist sehr alt, sein Gesicht verwittert, von der Sonne gebräunt, von tiefen Furchen durchzogen. Wenn er lacht, wirkt sein zahnloser Mund zwischen den hohlen Wangen wie ein schwarzes Loch.

Sein kurzer, lockiger Bart ist weiß wie sein Haar, der Körper aber gestrafft und muskulös.

Der Mann weiß selbst nicht genau, wie er heißt, man hat ihn immer Canario gerufen. Über sein Privatleben macht er sich nicht allzuviel Gedanken. Nachdem er einen großen Becher aus meiner Flasche mit *aguardente* gefüllt und sich in einen Poncho gehüllt hat, beginnt er zu erzählen. Seine Geschichten sind in keiner Weise aufregend oder romantisch und haben nichts mit den schönen Märchen gewisser Reisender gemeinsam. In ihnen kommt nichts von glänzenden Goldplättchen auf sandigem Grund vor, nichts von riesigen Diamanten und unermeßlichem Reichtum. Sie berichten von harter Arbeit und Elend, von Leid und Plage um eine Handvoll Mehl zur Erhaltung des bißchen Lebens und von der unerschütterlichen Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Seine Frau hockt auf einem Pumafell, sie bereitet *faroffa*, ein Gemisch aus Maniokmehl und in der Sonne gedörrtem Fleisch, das die gewohnte Nahrung der Diamantensucher und aller Bewohner dieser gottverlassenen Gegend ist.

Sie ist ein häßliches altes Weib mit einem Kropf und Hängebrüsten. Sie wackelt mit dem Kopf und murmelt vor sich hin.

Sayança streut etwas Tabak in ein Maisblatt, dreht daraus eine dicke Zigarre und bindet sie mit einem Faden zusammen.

Manoel liegt bereits in tiefem Schlaf, so viel wie heute hat er noch nie arbeiten müssen. Vom Herdfeuer, das hin und wieder aufflackert, fallen rote Reflexe auf seinen Bart.

In Matten, nach Indianerart geflochten und an den Ästen des Daches befestigt, tun zwei kleine Bengel so, als ob sie schliefen, und beobachten uns mit großen, schwarzen Augen.

Im Rauch des Feuers trocknen Fleischstücke, die auf Riemen aus Baumrinde aufgefädelt sind.

Als ich Canario bitte, mir von seinem Leben zu erzählen, sagt er: „Es ist hart und schwer."

Sobald er laufen konnte, brachte ihm sein Vater die schwierige Kunst bei, erfolgversprechende Bodenflächen abzustecken und im ausgelaugten Sand Diamanten von Bergkristallen und glattgeschliffenen Kieseln zu unterscheiden. Als der Vater bei einer Leoparden-

jagd umkam, erbte Canario die Ausrüstung, schaffte ein anderes Boot an und befuhr damit die Flüsse. Damals zählte er fünfzehn Jahre. Er entdeckte ein gutes Claim und ließ sich dort nieder. Das Claim war ergiebig, Canario hatte die Taschen voll Geld, aber er war jung. Andere kamen, schlugen ihn krumm und lahm, um ihn leichter bestehlen zu können, und ließen ihn am menschenleeren Ufer zurück. Er klammerte sich auf einem vorübertreibenden Wrack fest und paddelte sich, der Strömung folgend, mehrere Tage mit den Händen weiter. Ständig bedrohten ihn Krokodile und lauerten darauf, daß er in einem Schwächeanfall loslassen und ihnen zur leichten Beute werden könnte. Indianer retteten ihn. Auf seiner Fahrt hatte ihn ein Tigerfisch angefallen und ihm ein faustgroßes Stück Fleisch aus der Wade gerissen. Der Knochen lag frei . . . Ein Zauberer heilte ihn. Nachdem er genesen war, brachte er einen Mann um, damit er wieder in den Besitz einer Ausrüstung zum Graben käme und begann von neuem, die Flüsse zu befahren.

Dann glaubte er das Glück beim Schopf gefaßt zu haben . . . Ein großer Stein von gut zwanzig Karat . . . Aber er war fehlerhaft, denn er hatte kleine, dunkle Punkte. Man zahlte ihm einen Pappenstiel dafür, und er hatte schon geglaubt, schwerreich zu sein.

Trotzdem ging er mit seinem Geld in ein Dorf, sich eine Frau zu suchen. Die einsamen Nächte am Flußufer sind schwer zu ertragen, und in dem teuflischen Klima vergeht die Zeit langsam.

Ein Freund Canarios war in Bedrängnis geraten, er war vom Fieber zermürbt und arbeitsunfähig. Canario zahlte seine Schulden und nahm dafür seine Frau. Dort, wo es weder eine Kirche noch ein Standesamt gibt, ist das so Sitte. (Die Gemeinschaft dauert nur so lang wie das Glück der Prospektoren.)

Manchmal, wenn ein Dorf in der Nähe ist und sich dort eine Schule befindet, erhalten die Kinder Unterricht. Auf jeden Fall erlernen sie das Handwerk der Diamantensucher, bevor sie lesen und schreiben können. Um einen geregelten Unterricht macht man sich wenig Sorgen. Das Leben ist hart und einfach, und man erschwert es sich nicht durch Philosophie.

Wenn ein Diamantensucher oder einer der Seinen stirbt, legt man ihn in eine Grube am Strand.

Nach einiger Zeit ebnet ein Unwetter den Hügel ein, und das Kreuz verwittert. Keiner weiß, wo das Grab gewesen ist. Es gibt bloß noch ein wenig mehr Arbeit.

Der Kalender der Garimpeiros kennt keine Feiertage. Solange die Sonne auf die Flüsse scheint, schuften die Familien ohne Unterbrechung.

Canario arbeitet zusammen mit dem Lebensgefährten seiner Tochter und den beiden Knaben, die hier geboren wurden. Der Weg vom Dorf zu seinem Claim ist weit. Jede Woche fährt die Frau mit dem jüngsten Sohn in der Piroge den Fluß hinauf, um die Lebensmittelvorräte zu ergänzen. Die Mahlzeiten sind denkbar eintönig. Jagd und Fischfang bringen nicht viel Beute, da Canario kein Gewehr besitzt. Auch wäre die Munition zu teuer. Das erste, was sich ein Garimpeiro anschaffen muß, ist immer ein Colt von guter Marke und großem Kaliber. Alles andere hat Zeit.

Verteidigung ist wichtiger als Essen. Abenteurer, Verbrecher, entflohene Sträflinge und der Abschaum von Großstädten sind eine größere Gefahr als alles Raubtier des Urwaldes mitsamt den Indianern. Sie kommen der Diamanten wegen her, und wenn ihnen das Glück nicht hold ist, helfen sie ihm ein wenig nach, ohne sich um die Folgen Gedanken zu machen. Das einzige Gesetz ist das Recht des Stärkeren oder das des größeren Schurken. Das Schießeisen ersetzt den Advokaten, ist für den einen die Leibwache, für den anderen das Handwerkzeug, denn wer nichts mehr zu verlieren hat, wagt alles. Geht es dabei etwas zu geräuschvoll zu, wechselt man eben den Ort. Das Gedächtnis ist kurz.

Diese dunklen Elemente, so berichtet Canario weiter, nehmen jedes Claim, auch eines, das sonst keiner will. Die Polizei macht sich nicht die Mühe, ihnen nachzuspüren. Aber sie lieben die Arbeit nicht, sie sind faul und lauern auf eine Gelegenheit, einen Gaunertrick auszuführen. Und die Gelegenheit kommt —, denn der glückliche Finder kann seinen Erfolg schwer geheimhalten. Wenn jemand durch ein Wunder einen schönen Stein gefunden hat, ist die Qual, den Fund zu verschweigen, so groß, daß sie nicht einmal durch den Wert des Steines aufgewogen werden kann. Das ganze Dorf gerät über den Fund in einen Freudenrausch, man tanzt und trinkt auf Kosten des glücklichen Finders, man knallt mit den Revolvern herum, die wie

von selbst losgehen. Der Lärm lockt den *capangueiro*[1] herbei, er kommt und betrachtet den Stein mit dem scharfen Blick des erfahrenen Fachmannes. Schnell überschlägt er den Kredit, den er dem Garimpeiro bis jetzt gewährt hat, zieht ihn vom roh geschätzten Wert des Diamanten ab und zahlt ihm den Rest aus. Sofort steckt der Finder nach alter Sitte einen Fünfhundert-Cruzeiros-Schein in den Lauf seines Revolvers und drückt ab.

Der Knall des Schusses verkündet allen Fronenden von Claim zu Claim, daß einer der Ihren die große Chance seines Lebens gehabt hat, die erste und sicher auch die letzte.

Die Diamantensucher halten einen Augenblick inne, hauen die Hacke in den Sand, heben die Köpfe, um dem Echo der Salven zu lauschen und daraus den Standort des Schützen zu erraten. Dann machen sie sich mit erneutem Eifer an die Arbeit.

Mais vale un gosto que seis vintems[2], lehrt ein Sprichwort der Diamantensucher.

Dem ist es geglückt, warum nicht auch mir? Von allen menschlichen Gefühlen hat die Hoffnung das zäheste Leben. Sie senken den Kopf und suchen fieberhaft. Jeder glaubt der nächste Glückspilz zu sein.

Um den Helden des denkwürdigen Tages, der rasch ins Reich der Legende eingeht, scharen sich die anderen und sind bemüht, einen Zipfel seines Glücks zu erhaschen. Sie tragen ihm ihren Besitz zum Kauf an, den grünen Stoff, der ihm immer so gefiel, die Faltenstiefel, das Repetiergewehr . . . Man schmeichelt seinen Instinkten und weckt Begierden in dem Mann, dem das plötzliche Glück den Verstand genommen hat.

Alle saufen, bis sie sternhagelvoll umfallen. Er zahlt. An einem solchen Tag arbeitet niemand im Dorf. Der Zuckerrohrschnaps fließt in Strömen.

Die Frauen stürzen sich auf ihn wie Moskitos nach einem Regen und geben sich ihm bereitwilligst hin, durch ihre Männer ermutigt, die alle Eifersucht vergessen und sich taktvoll fernhalten.

Wenn der Besieger des Schicksals dann allein in seiner Hütte ist, sieht er wie in einem Traum Frauen auf sich zukommen, die ihn in

[1] Diamantenaufkäufer und Wucherer.
[2] Die Hoffnung ist mehr wert als ein paar Kreuzer.

ein nie gekanntes Paradies führen. Am Morgen nach der ausschweifenden Nacht erhebt er sich mit einem schlechten Geschmack im Mund, zählt den Rest seines Geldes, schaut haßerfüllt auf den dahinziehenden Fluß, der die Träume der Sehnsucht aller mit sich führt, zu denen *a sorte grande*[1] noch nicht gekommen ist. Er schwört sich zu, daß man ihn nie wieder überlisten werde, sattelt sein Pferd und wendet sich zur Flucht aus der verfluchten Gegend.

Der Capangueiro, der alles vorausgesehen hat und nicht gewillt ist, einen vom Glück sichtlich begünstigten Arbeiter zu verlieren, schickt ihm das schönste Mädchen der Gegend in die Quere, das ihm mit viel Geschick auch noch das letzte Geld aus der Tasche lockt.

Noch am selben Abend nimmt der Garimpeiro ein kleines Darlehen auf, um von seinen Freunden sein Handwerkzeug zurückzukaufen. Konnte er jedoch den Reizen der Schönen widerstehen, dann sattelt er seinen Gaul und versucht die hundert oder mehr Kilometer Dschungel oder Pampa bis zur nächsten Ansiedlung zu überwinden.

Doch der Weg ist lang, und das Unglück kommt rasch. Es gibt Jaguare, Pumas, rote Wölfe, Schlangen, alles plausible Gründe, um einen Mord zu vertuschen, der an den verstreuten Gebeinen am Rand einer Piste kaum feststellbar ist.

Verbrechen oder Unglück? Die Leute verziehen nur spöttisch den Mund und gehen über den Zwischenfall wieder zur Tagesordnung über.

Es gibt natürlich noch andere Spielarten des Wegelagerertums. Canario seufzt: „Wir haben Aufkäufer, die in schönen Booten kommen, gut gekleidet und bewaffnet sind und unsere Frauen und Kinder beschenken. Aber in Wirklichkeit sind es wahre Menschenhaie. Sie tätigen ungeheure Profite auf unsere Kosten. Denn nach solch einem Verkauf läßt uns die Vergnügungslust nicht mehr los, auch nicht, wenn wir einmal in der Stadt sind. Man hat ja so viel Arbeit gehabt, um zu diesem Geld zu kommen, daß es einem ganz natürlich erscheint, die verlorene Zeit wieder einzubringen, indem man im Spiel einen großen Coup wagt! Und dann verliert man natürlich mit einem Schlag alles. Es bleibt nichts anderes übrig, als zum Claim zurückzukehren, und die alte Fron beginnt von neuem.

[1] Der große Glücksfall.

Manchmal heißt es zwanzig Jahre warten, bis einem das Glück wieder lächelt. Meistens wartet man bis zum letzten Atemzug, und elend wie ein Hund geht man endlich drauf. Noch die letzten Worte, schon halb hinüber, sprechen von der Hoffnung. Ja, das ist hart und schwer", wiederholt Canario.

Am anderen Morgen ist es am Fluß schön und angenehm kühl. Zugleich mit der blutroten Sonne steigt ein starker Duft aus dem Urwald auf. Das vertraute Konzert der Vögel und Insekten begleitet das Erwachen des Busches.

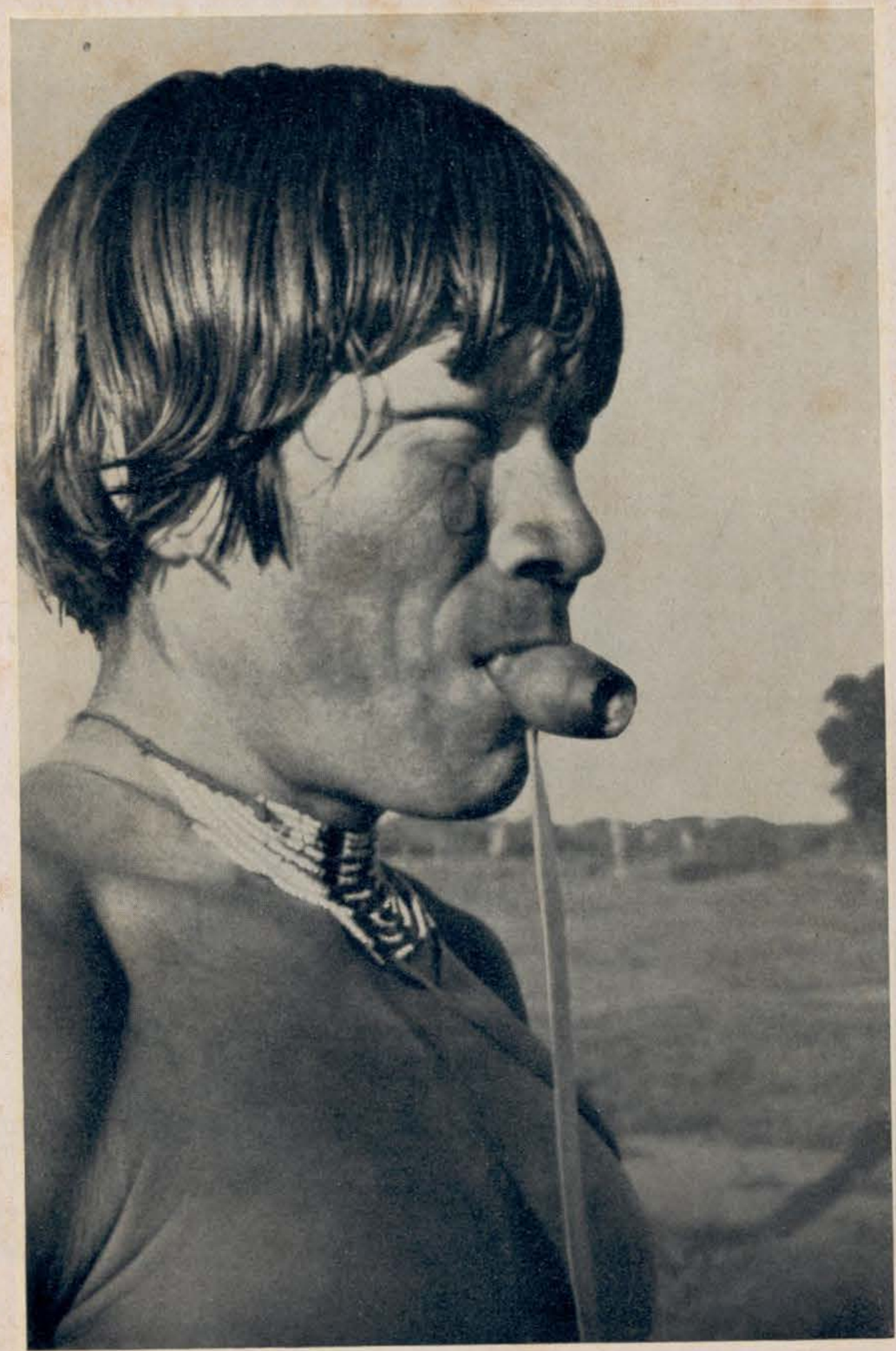
Canario hockt mit nacktem Oberkörper am Ufer, bis zu den Waden im Wasser, die graue Leinenhose hinaufgestreift, den Hirschfänger im Gürtel. Er stochert mit einer Spachtel in der Mitte eines scheibenartigen Gebildes herum, das aus dem Grus besteht, den er nach dem Auswaschen aus der *bateia*[1] auf den Sand gestülpt hat. Die Scheibe, so erklärt er, sei durch das andauernde Drehen und Rütteln des Siebes (es wird gleichzeitig auf und ab bewegt) entstanden. Im Verlauf des Durchsiebens kämen auf fast unfehlbare Art die schwersten Steinkörnchen in die Mitte, und die weniger gewichtigen würden, je leichter sie sind, desto mehr an den Rand geschleudert. Je nach ihrem Gewicht und ihrer Zusammensetzung seien die Steine auch mehr oder weniger dunkel — das nenne man *cascalho* oder auch *forma*. Der Name der Steine sei je nach Gestalt und Färbung verschieden. Es gibt *ovo de pombo*, Taubenei: das ist rundgeschliffener Quarz; *feijão preto*, schwarze Bohne, das ist Jaspis; *pretinha*, Turmalin; *ferrágem*, ein rostfarbener Stein; *feijão vermelho*, rote Bohne — alle diese Steine sind immer in der Nähe des Diamanten zu finden und verraten einem geschulten Auge sein Vorkommen. Der kostbare Edelstein, der das höchste spezifische Gewicht besitzt, befindet sich stets in der Mitte des scheibenartigen Kuchens.

Canario hat ausgezeichnete Augen, die Jahre haben sie nicht schwächen können. Er braucht nicht lange Zeit, um festzustellen, daß im neuen Anfall des Gruses nicht der kleinste *chibiu*[2] zu sehen ist.

Sylvio, der Lebensgefährte der Tochter, arbeitet mit der Hacke in einem Haufen diamantenführender Erde, die er je nach Bedarf aus einem nahegelegenen Steinbruch abzubauen pflegt. Er füllt damit

[1] Sieb.
[2] Industriediamant.

Junger, unverheirateter Karaja-Indianer.



Javahé-Indianer mit Pfeife.
Man sieht deutlich den bis zur Brust reichenden Lippenpflock.

ein Holzgefäß, das der älteste Knabe zum Großvater trägt. Canario schüttet den Inhalt in die *bateia*, und der alte Garimpeiro siebt mit regelmäßigem Hin- und Herbewegen die schwere, rote Erde.

Von den durchfallenden Teilchen färbt sich das Wasser. Keinen Augenblick wird die Bewegung langsamer, sie bleibt stetig. Die Erde wird von der Strömung fortgespült, immer weniger fällt durch das Sieb. Es bleiben nur noch Steinchen.

Canario hebt das klappernde Sieb hoch und stülpt es mit rascher Bewegung um. Er leert es auf den Haufen, der von früheren Waschungen herrührt.

Die Scheibe ist fertig. Da liegt sie nun, schwarz, rostbraun, schmutzigweiß. In zarten Tönungen und Schattierungen verlaufen und verschmelzen die Farben am Rande des Kreises ineinander.

Höher und höher steigt die Sonne hinter dem Wald empor. Kein Nebel liegt mehr über den Wassern des Flusses, in dessen Buchten Milliarden von Plättchen funkeln wie die Deckflügel von Goldkäfern. Träge, blaugrün, von schwachen Wirbeln belebt, zieht die Strömung dahin.

Und Canario schabt, siebt, stülpt um, durchsucht den Steinhaufen und beginnt gelassen wieder von vorn. Stunden verrinnen, er findet nichts als rundgeschliffene Kiesel und Kristalle... Seine Hantierungen erfolgen automatisch. Die Hitze und die Lichtreflexe des Stromes werden unerträglich. Die Holzröhre am Gürtel Canarios, *picua* genannt, in der die Prospektoren ihre Funde aufbewahren, bleibt leer. Er ist allerdings darüber nicht sonderlich beunruhigt, wahrscheinlich ist er es gewohnt. Seit drei Monaten hat er nichts mehr gefunden. Es liegt nicht am Boden — der ist reich —, Canario hat eben kein Glück.

Mit Sylvio und dem Knaben setzt er sich in den Sand. Mit den Händen nehmen sie Maniokmehl aus einem Sack und essen dazu Streifen von sonnengedörrtem Fleisch. Ich geselle mich zu ihnen und halte mit.

In der Hütte rupft die Frau eine Ente, die sich in der Falle gefangen hat. Die Kinder stellen allabendlich Fallen auf.

Sayança raucht ihre ewige, bindfadenverschnürte Zigarre. Ihre Blicke gehen ins Leere.

Canarios Tochter ist fortgegangen. Auch Manoel mit meinem Karabiner. In regelmäßigen Abständen rollen Schüsse über das Wasser.

„Sayança, heute abend geht's weiter . . ."

„*Si, senhor, vamos.*"

Manoel ist ohne Jagdbeute wiedergekehrt, aber das ganze Magazin meines Karabiners ist draufgegangen. Dann brechen wir auf und überlassen Canario und seine Familie der Einsamkeit und den Hoffnungen.

Die Piroge treibt wieder in der Strömung.

Drei Tage lang sind wir auf dem Fluß hinuntergefahren und haben überall die gleichen Claims und die gleiche schwere Arbeit gesehen. Hin und wieder bemerkten wir Holzkreuze in der Nähe verlassener Hütten am Ufer. Grenzpflöcke markieren die Claims; es würde niemandem einfallen, sie nicht zu respektieren, auch wenn der Eigentümer erkrankt oder auf unbestimmte Zeit abwesend ist. Nur Verbrecher halten sich manchmal nicht daran, mißachten die Umfriedung und richten sich häuslich ein, trotz den Gesetzen einer raschen, unbarmherzigen Lynchjustiz, mit der solche Übergriffe geahndet werden.

„Sayança, beeilen wir uns!"

„*Si, senhor. Manoel, vamos de pressa, rapaz*[1]!"

Die *corrutela*, das Dorf der Diamantensucher, liegt weit vom Ufer. Einst war hier unberührter, feindseliger Urwald. Dann fand jemand, der sich verirrt hatte, fast an der Erdoberfläche einen schönen Stein. So fängt es immer an. Das Ereignis sprach sich rasch herum und wurde im ganzen Staat bekannt. Wahre Karawanen von Prospektoren zogen aus, von einer Heerschar begleitet, deren Hauptzweck darin besteht, sie auszubeuten. Es folgte das übliche wüste Leben und sehr bald die Ernüchterung. Die Abenteurer kehrten der Gegend den Rücken, einige aber blieben und klammerten sich an Hoffnungen, die jeder Berechtigung entbehrten.

Wenn die Fundgebiete zur Regenzeit unter Wasser liegen, sehen sich die Garimpeiros auf den Farmen und in den Dörfern der Umgebung nach einer prosaischeren Arbeit um. Einige Monate verbringen sie vagabundierend, voll Ungeduld, wieder ans Sieb zu kommen. Endlich, mit Eintritt der guten Jahreszeit, kehren sie getreulich wieder in ihre alten Jagdgründe zurück.

An den Krümmungen des Baches waten kleine Bengel in Gesellschaft schwarzer, grunzender Ferkel im Wasser. Die Frauen sind

[1] Gehen wir schnell, Junge!

schön — oder sind sie häßlich? Man kann es eigentlich nie so recht sagen. Die Männer sind an den Arbeitsstätten. Ein paar Maultiere grasen zwischen den Palmhütten. O wie fern ist die Welt! Die Langeweile ist drückend.

Ich gehe in Gesellschaft eines Capangueiros, mit dem Manoel mich kürzlich bekannt gemacht hatte, in den einzigen Laden der *corrutela*, ein Glas zu trinken.

Es ist ein stattlicher, gutaussehender Bursche mit weichen Stiefeln, gewürfeltem Hemd und schönem, mit bunten Bändern geputztem Filzhut. Der Colt schlägt gegen seine Schenkel. Seine Treffsicherheit ist sprichwörtlich. Rafaelos Freund zu sein, ist ein guter Geleitbrief bei allen Diamantensuchern.

Tatsächlich, das ist ein seltsamer Zeitgenosse, ein tüchtiger Kerl und Lump zugleich, der genau weiß, wo sein Vorteil liegt. Von allen Dächern schreit er seine Abenteuer hinaus und ist ein Aufschneider sondergleichen. Er beschäftigt sich damit, in Schwierigkeit geratenen Prospektoren zu eigenartigen Bedingungen Geld vorzustrecken. Der Schuldner muß sich verpflichten, so lange zu arbeiten, bis er die Summe zurückgezahlt hat. Rafaelo heimst achtzig Prozent des Erlöses aller verkauften Steine ein. Der unglückliche Schuldner bringt Jahre, manchmal sein ganzes Leben damit zu, für seine unaufhörlich wachsenden Verpflichtungen zu arbeiten. Es glückt ihm nie, sich gänzlich frei zu machen. Seine Abhängigkeit grenzt an Sklaverei, denn er ist der Gnade Rafaelos bedingungslos ausgeliefert.

Dieses Vorgehen wird, da es sich auf überzeugende Argumente stützt, von allen gutgeheißen, und seine Bedingungen werden auch durchwegs eingehalten. Wer versuchen wollte, sich ihm zu entziehen, zöge sich den Zorn des gesamten Dorfes und obendrein den Rafaelos zu. Alle zusammen aber sind Anhänger eines sehr vereinfachten Gerichtsverfahrens.

Wenn der verschuldete Prospektor eine junge, hübsche Frau hat, nehmen die Dinge einen anderen Verlauf. In gewisser Weise paßt Rafaelo sich dann den veränderten Umständen an und erklärt sich bereit, die Schuld in natura abgelten zu lassen.

Er nimmt die Frau, und der Prospektor zieht fort, um woanders sein Glück zu versuchen. Rafaelo aber wird seiner neuen Gefährtin bald überdrüssig und ist dann bemüht, sie mit Gewinn weiterzugeben. In den meisten Fällen bringt ihm dies das Hundertfache des Geldes ein,

das er dem Ehemann ausgezahlt hat. Diese Art der Geschäftsabwicklung schätzt er sehr, denn er vermietet die Frau auch an vorbeikommende Prospektoren. Dann läßt er sie in einer Hütte nächtigen, die großzügig mit einer doppeltbreiten Hängematte und einem Wasserkrug möbliert ist. Er verhandelt sie ferner zu gepfefferten Preisen auch an seine Spießgesellen, die Capangueiros.

Zum Glück der Prospektoren, die sich dem Würgegriff Rafaelos entziehen wollen, gibt es die Möglichkeit, *meia-pracca* zu arbeiten. Wir in Europa würden das fifty-fifty nennen. Das geht folgendermaßen vor sich: Der Garimpeiro trifft mit dem Besitzer eines diamantenfündigen Claims die Übereinkunft, ihm gegen Beisteuerung von Unterhalt und Werkzeug die Hälfte seiner Ausbeute zu überlassen. Er kann auch auf staatlichem Grund und Boden arbeiten, dann muß er als Gegenwert zwanzig bis dreißig Prozent vom Erlös der gefundenen Steine abführen. Tatsache ist allerdings, daß der gute Boden sich zur Gänze im Besitz von Leuten wie Rafaelo befindet. Die Garimpeiros wählen daher nur widerwillig diese Arbeitsmethode, denn selbst wenn sie für einen Ausbeuter wie Rafaelo arbeiten, haben sie noch immer die Hoffnung, auf eigenem Boden einmal so viel zu verdienen, daß sie sich von der Schuldknechtschaft befreien und an eine gesicherte Zukunft denken können.

Rafaelo legt übrigens für diese Methode eine grenzenlose Verachtung an den Tag, da sie seiner Meinung nach für den Grundeigentümer ungünstig ist. In naivem Stolz zeigt er mir etwa zehn klare, fehlerlose Steine.

„Die wiegen", sagt er, „etwa hunderttausend Cruzeiros auf!"

Nachdem er dieses kleine Vermögen wieder sorgfältig in einem Stoffsäckchen verstaut hat, das er um den Hals trägt, lädt er mich zu einem Besuch der Fundfelder ein, die wenige Kilometer vom Dorf entfernt liegen. Ferkel laufen uns vor die Füße, dann überqueren wir schmale Kanäle, die wie offene Bergbauanlagen mit Holz abgestützt sind. Grotesk verkrüppelte Bäume ohne Blattschmuck, die aussehen, als hätten sie ein Bombardement hinter sich, klammern sich an die Innenwand tiefer Schluchten, in denen gelbliches, ekelerregend stinkendes Wasser steht.

Rafaelo schreitet rasch vorwärts, so daß es mir Mühe macht, ihm zu folgen. Die Landschaft ist von kaum überbietbar wildem Charakter.

Der Erdboden scheint wie von einem Wirbelsturm aufgewühlt. Überall Löcher, aufgeschüttete Erde, steile Geröllhalden.

Hunderte von Kanälen teilen das Fundgebiet in unregelmäßige Parzellen.

Die Erde ist von der prallen Sonne ausgedörrt und wirkt wie eine Vielfalt von Spiegeln, die die Augen schmerzen machen.

„Wir sind da", sagt Rafaelo.

In jedem Loch hockt ein Mann. Männer in jedem Graben. Ihre Arme schwingen Hacken, auf und nieder, auf und nieder.

Sie haben die gleiche Arbeitsmethode wie Canario und die anderen Diamantensucher dieser Gegend, nur daß an Stelle der *bateia* die *peibera* benützt wird, aber sie ist genau so primitiv. Nur die Umwelt ist anders: hier sehen wir das *monchão*[1].

Keine Flußauen und kein Vogelsang. Vom Wald ist außer Strünken mit nackten Wurzeln nichts übriggeblieben. Die erbarmungslos brennende Sonne gibt der Ausbeutung des infernalischen Bodens den Anschein von Zwangsarbeit.

Alles ist leichenfahl, überall tiefe, graue Risse.

Neger in den Lumpen eines unsäglichen Elends — sie könnten jedem Filmproduzenten als Typen dienen —, Mestizen, ausgemergelte, nackte Indianer, Chinesen und Weiße, deren Rasse sich nur noch in ihren mageren, skelettartigen Gesichtern verrät.

Dieser zusammengewürfelte Haufen verdient kaum mehr den Namen Menschen. Die Bärte, der Schmutz und das Gelb des Fiebers geben ihnen allen das gleiche verkommene Aussehen.

Es fehlt nur ein Dutzend Sklavenantreiber mit der Peitsche — und man könnte sich in die finsteren Zeiten der Galeerensklaven zurückversetzt glauben. Rafaelo sagt:

„Die soll man Geld verdienen lassen? Wozu? Kaum haben sie Geld in der Hand, verprassen sie es in der Stadt, kehren wieder und winseln um eine Schaufel und ein Sieb. Ich selbst leiste mir keine überflüssigen Ausgaben, bald kann ich mich zurückziehen und vom Ertrag meiner Arbeit leben."

Sagte ich es nicht? Rafaelo ist ein tüchtiger Kerl!

Die Nacht senkt sich auf die Diamantenhölle. Erschöpft lassen sich die Schwarzen in das gelbe Wasser der Kanäle fallen und gehen dann,

[1] Abbau von Diamanten im Berg.

mit dem Sieb auf dem Kopf, schweigsam ins Dorf. Verstiegene Träume machen ihre Leiden etwas erträglicher.

Meia pracca . . . Rafaelo & Co. . . . Die Diamantensucher können ihr ganzes Leben lang schuften, das Glück wird ihnen nie lächeln. Sie halten aus, weil sie an einen Glücksfall glauben. Einem Spiel sind sie verfallen, und sie spielen schlecht, weil die Leidenschaft sie blind gemacht hat. Das Sieb ist ihr Roulette, der freie Himmel das Kasino und der Croupier . . . heißt Rafaelo.

„*Les jeux sont faits, Messieurs, rien ne va plus.*"

Eine Indianerin, vielleicht zehn Jahre alt, wartet am Dorfeingang auf Rafaelo. Sie spricht ihn in einem indianischen Dialekt an, ich glaube, in *guarani*. Er lächelt, legt zerstreut eine Hand auf die keimende Brust des gleichmütigen Kindes, das nackt ist bis auf ein wollenes Band zwischen den Schenkeln. Dann schaut Rafaelo mich an, lächelt, als ob ihm etwas Gutes einfiele, und macht die großartige Handbewegung eines edlen Spenders:

„Nimm sie. Ein Freund hat sie mir von weither als Geschenk geschickt. Übernachte in der *corrutela*. Morgen stell' ich dir dann Pferde . . ."

„Woher kommt das Kind?"

„Ein Freund von mir hat sie in einem verlassenen Dorf aufgelesen und mit seinen *peãos*[1] hierher geschickt. Sie kommt weit her, von dort hinten . . ."

Rafaelo weist mit der Hand nach der Zickzacklinie des Urwaldes, den einige blasse, letzte Sonnenstrahlen vergolden.

„. . . und vielleicht", fährt er fort, „könnten wir pokern. Das wird mich zerstreuen. Ich habe schon wer weiß wie lange kein Blatt in der Hand gehabt."

„Einverstanden, Rafaelo, ich bleibe hier."

Gestern abend hatte ich gleich die Falle gewittert, aber der Teufel in mir behielt die Oberhand. Mit hängendem Kopf, wie ein Fuchs, den die Henne überlistet hat, ziehe ich in der Früh weiter. Mein letztes Geld ist draufgegangen, und dieses Abenteuer bedrückt mich.

„*Ate luego, amigo* . . ."

[1] Viehhirten.

Mit strahlendem Lächeln steht Rafaelo da und schwenkt zum Abschied seinen Filzhut. Manoel und Sayança rudern im Kanu nach Leopoldina zurück. Ich gebe meinem Pferd die Sporen und wende mich in Gesellschaft einiger Mestizen gen Westen, in Richtung Xavantina auf dem rechten Ufer des Rio das Mortes, drei Tageritte von Barra-Cuyaba.

Drei Tage Reiten ohne Ereignis, auf einer leidlichen Piste durch die grenzenlose Pampa, die nur Gruppen dürrer Sträucher schmücken.

Xavantina bereitet uns einen äußerst unangenehmen Empfang. Tagsüber hat es geregnet. Ganze Wolken von Mücken und geflügelten Ameisen setzen sich uns in Nase, Mund und Ohren und rufen Niesanfälle in wahren Krämpfen hervor, die nicht aufhören wollen. Riesige brummende *murissocas* wollen auch mitspielen und übersäen unsere Haut mit weißen, schmerzenden Schwellungen. Mühelos sticht der scharfe Stachel durch das Leinen von Hemd und Hose. Man sollte es nicht für möglich halten, aber dies Mückengeschmeiß ist des Teufels.

In dem großen, gastfreien Haus von Dr. Roxa, dem Postenkommandanten von Xavantina, der mich zu sich einlädt, kann ich mich einigermaßen erholen.

Uff . . . Ohne mich mit Förmlichkeiten aufzuhalten, werfe ich mich in eine Hängematte, die an den Hauptbalken meiner Unterkunft befestigt ist. Mit einem Seufzer der Erleichterung wiege ich mich sanft hin und her.

Roxa dürfte nicht älter als dreißig Jahre sein, sieht aber aus wie vierzig. Vielleicht macht das der dichte Bart um seine hohlen Wangen oder die trockene, leichenblasse Gesichtsfarbe, die die Schlaffheit der vom mörderischen Klima früh gezeichneten Züge noch stärker hervortreten läßt.

Männer kommen herein, einer nach dem anderen. Sie schauen sich ähnlich wie Brüder und heißen mich willkommen. Alle sind bärtig, zerlumpt, schwerbewaffnet, in unbeschreibliche Fetzen gekleidet und gelb vom Fieber. Es sind Beamte ohne Personalpapiere und Empfehlungen. Ihre Vergangenheit haben sie gern vergessen, um bei der Erschließung von Innerbrasilien unter der Flagge des Pioniertums ein neues Leben zu beginnen.

Ihre Aufgabe ist es, den wilden Westen Brasiliens urbar und nutzbar zu machen, Verbindungswege anzulegen und ein freundliches

Einvernehmen mit Indianerstämmen herzustellen, die in der Umgebung herumstreifen.

„Brave Kerle", erklärt Dr. Roxa, „Querköpfe vielleicht und den Finger immer am Abzug ihres Revolvers, aber Männer, auf die Verlaß ist. Von ihrer Tätigkeit sind sie besessen, wie andere vom Diamantenrausch. Manchmal kriegen sie das heulende Elend . . . Dann erhalten sie von mir ein paar Tage Urlaub. Leider kommen sie dann mit venerischen Krankheiten zurück, die in unserer Abgeschiedenheit nicht leicht auszuheilen sind. Aber was wollen Sie . . . hier gibt's keine Frauen. Ich habe dreißig Männer, während der Regenzeit sind wir monatelang von der Welt abgeschnitten, was hilft es schon, wenn ich den Alkohol verbiete . . . Es sind leicht erregbare Menschen, die nur von Unterröcken und Tanzereien träumen, und das teuflische Klima bei uns erhitzt die Sinne bis zum Siedepunkt . . . Einmal verirrte sich eine Frau zu uns nach Xavantina, die Gattin des Obersten Vanique. Er leitete die Expedition Roncador Xingu. Sie war jung verheiratet und wollte ihren Mann begleiten . . . Drei Monate später beging sie Selbstmord, indem sie sich eine Kugel in den Unterleib jagte . . ."

Roxa schweigt und entzündet eine Zigarette an der Glut, die zwischen zwei großen Steinen schwelt. Er reicht mir den *chimarão* voll einer heißen Flüssigkeit, Maté genannt. Maté ist ein typisch südamerikanisches Getränk, das heiß oder eisgekühlt getrunken wird. Immer müssen dabei unumstößliche Regeln beachtet werden. Man trinkt es aus dem *chimarão*, einer birnenförmigen Kalebasse, die zuweilen durch Einlegearbeit in reinem Gold oder massivem Silber verziert ist. (In unserem Fall war es Kupfer.) In die Öffnung des Gefäßes ist ein metallenes Trinkrohr mit einem winzigen Sieb am Ende eingelassen, das in die grünliche Brühe des Aufgusses reicht.

Ich nehme die Kalebasse mit beiden Händen und mache einen tiefen Zug.

Der Trank ist nicht schlecht, und gezuckert wäre er noch besser, aber Zucker ist — genau wie Salz — in dieser Gegend eine seltene und teure Ware. Wenn man in der Pampa zeltet, wärmt man sich in der Morgenfrühe die erstarrten Hände an der Kalebasse. Die *caboclos*[1] nennen sie *cuia*, die Metallröhre *bomba*.

[1] Einheimische.

Biblioteca Digital Curt Nimuendajú - Coleção Nicolai
www.etnolinguistica.org

„Doktor, Doktor! *Olhe-se a cobra*[1] . . ."

Mehrere erregte Männer stürzen ins Haus und legen Roxa eine Schlange von gut zwölf Meter Länge und drei Handbreiten Durchmesser vor die Füße. Der Kopf des Reptils ist zertrümmert und blutig, der Bauch in seiner ganzen Länge von Säbelhieben zerschnitten.

„Fünf *legoas*[2] von hier haben wir sie getötet", berichten die Männer stolz. „Humberto wollte sie lebend bringen, und wir haben sie mit dem Lasso gefangen. Aber durch ihr Hin- und Herwinden im Kanu drohte sie uns zum Kentern zu bringen, da haben wir beschlossen, sie zu töten und ihr die Haut abzuziehen. Wir banden sie an einen Baum, nachdem wir ihr ein ganzes Magazin Kaliber 32 in den Rachen gefeuert hatten . . . aber das Vieh besaß ein zähes Leben. Zu acht haben wir versucht, sie auszustrecken und abzubalgen. Sie hat sich wie der Satan gewehrt und hat uns umgehauen, daß wir alle viere in die Höhe streckten. Endlich konnten wir sie überwältigen, und als wir ihr den Bauch aufschlitzten, waren zwei *tracajas*[3] darin."

„Balgt sie jetzt ab", ordnet Roxa an und sagt, zu mir gewendet:

„Das ist eine *sucuriu*. Exemplare dieser Gattung werden fünfzehn bis achtzehn Meter lang. Sie liegen auf Ästen, die über den Fluß hängen, auf der Lauer und lassen sich auf vorbeifahrende Boote fallen. Unter ihrem Gewicht schlägt das Boot natürlich um, dann winden sie sich um einen Insassen und ziehen ihn auf den Grund des Wassers hinunter. Von der Expedition Roncador Xingu wurde ein Ruderer auf diese Weise angegriffen. Zum Glück war das Reptil nicht groß, kaum sieben Meter lang . . . Trotzdem mußten seine Kameraden mehr als eine halbe Stunde kämpfen, ehe sie ihn aus der Umarmung befreit hatten. Wäre er allein gewesen, hätte er mit dem Leben zahlen müssen."

„Aber ich habe immer geglaubt, die afrikanische Boa sei eine der größten Schlangen . . ."

Roxa lächelt. „Ich weiß; wahrscheinlich haben die Zoologen eben nie eine *sucuriu* gesehen. Das ist ein kleiner Irrtum, den man berichtigen muß. Das ist man unseren Wasserschlangen schuldig, sie machen schließlich genug von sich reden."

Roxa geht fort, sich nach Pferden umzusehen, damit wir seine Rodungen besichtigen können.

[1] Sehen Sie die Schlange.
[2] Brasilianische Meile, circa sechs Kilometer.
[3] Schildkröten.

„Da können Sie sehen, was Arbeit heißt", sagt er mit glücklichem Gesicht.

In einer Zimmerecke steht ein rohgezimmerter Gewehrständer mit Modellen aus Urvätertagen bis in unsere Zeit, ein wahres Museum. Eisenbeschlagene Munitionskästen bilden mit landwirtschaftlichen Gerätschaften, wie Schaufeln, Hacken und Spitzhauen, ein ganzes Arsenal. Die Stühle und Tische (mit Bezügen aus Leder oder Häuten) sind mit Skizzen, Besiedlungsplänen, halbfertigen Grundrissen und Berichten bedeckt. Die Wände des Hauses, das eine pyramidenartige Form aufweist, zeigen ein bemerkenswertes Gemisch von surrealistischen Malereien, Schädeln, nur summarisch gegerbten Fellen, dazu eine Fülle von Jagdtrophäen, die vom künstlerischen Geschmack und der Zielsicherheit des Hausherrn Zeugnis ablegen . . . Roxa hat mir gegenüber geäußert, daß er für die Malerei eine Schwäche hat. Seine Zeichnungen sind übrigens beeinflußt von präkolumbischen Statuetten und den Tätowierungen gewisser im Aussterben begriffenen Indianerstämme.

Auf dem Fußboden türmen sich riesige Wassermelonen und schwere Bananenbüschel. Tropenfrüchte, von den häufigsten bis zu den seltsamsten Arten, bilden mit Weidenkörben voll Wildenten- und Schildkröteneiern ein phantastisches Durcheinander. Eine übergroße Petroleumlampe baumelt an einem Strick über dem Feldbett, das mit einem grünen Moskitonetz überdacht ist. Auch einige Bücher liegen herum, hauptsächlich Werke über Geographie oder Malerei. Kein einziger Roman und nur selten ein Buch über die Geschichte Brasiliens oder eine Broschüre über Karl Marx.

Vor dem Ausritt frühstücken wir in einem Nebenhaus, das als Eßraum dient. Ein athletischer Neger, dessen prächtiges Muskelspiel die Farbenklexer vom Montparnasse in Verzückung bringen würde, serviert uns Antilopenbraten mit süßen Bataten und in Wasser gekochten Maniokwurzeln. Maiskolben, auf indianische Art in ihren grünen Blättern geröstet, vervollständigen dieses Mahl in echtem Buschstil. Dann schwingen wir uns auf die Pferde, um zu den Plantagen der Zukunft von Xavantina zu kommen.

Zwei Stunden in kurzem Trab, zunächst über die Pampa, dann durch immer dichteren Urwald. Schließlich öffnet sich eine große Lichtung.

„Wir sind da", sagt Roxa.

So ungefähr habe ich mir Dantes Hölle immer vorgestellt. Starr sitze ich im Sattel. Meine Augen irren, ohne irgendwo festgehalten zu werden, über hunderte Hektare ausgebrannten Bodens, die von einer unwahrscheinlich dicken Schicht Humus und Asche bedeckt sind.

Gigantische, seltsam verrenkte und ineinander verwickelte Baumstämme strecken gespenstisch tote Wurzeln in die Luft, greifen wie mit riesigen, verkrampften Fingern in schwarzes Wasser, unheimlich dunkel, ohne Glanzlichter, ohne Leben, durch das man bis zu den Hüften waten muß. Die Stiefel gleiten aus auf dem blasigen, ekelhaften Schlamm. Dieses Wasser ist schwer von verwesenden Stoffen und wimmelt von Lebewesen, die wie abgeschossene Pfeile durch die Jauche flitzen.

Ich bin vom Pferd abgesessen und stapfe hinter Roxa her. Ich sehe aus wie ein Kohlenträger. Laut pocht mein Herz, das einzige Geräusch in der schwer lastenden Stille. Alles ist dunkel von schwarzer Trauer. Das kraftstrotzende Dickicht des nahen, lebenerfüllten Urwaldes steht in schreiendem Gegensatz zu diesem Friedhof eines Waldes, der in der Dämmerung mit seinen riesigen, blattlosen Bäumen die Vision einer zerstörten Kathedrale heraufbeschwört.

Verdorrte Zweige wölben sich zu einem Dach, grüne Lianen, aus der Fäulnis wachsend, weben einen zarten Vorhang oder hängen scheinbar vom Himmel herunter, um den Tod zu umschlingen, aufzuhalten oder wieder zum Leben zu erwecken . . .

Die festen Säulen des Affenbrotbaumes dienen als Dachtraufen für schwarzes, harziges, stagnierendes Wasser.

Ein Reisender, der verschlafen auf seinem Pferd hinge und plötzlich aus dem lebendgrünen Dickicht heraus vor dieses Bild gestellt würde, müßte glauben, unter unbarmherzig blauem Himmel den versteinerten Wald unheimlicher Kindermärchen vor sich zu sehen.

In der Einsamkeit, winzig klein inmitten der urweltlichen Landschaft, arbeiten hier zwei Männer mit nacktem Oberkörper. Sie entasten die Stämme und graben die Wurzeln aus der Erde. Mit einer Besessenheit, deren Sinn ich nicht einzusehen vermag, sind sie an der Arbeit. Das Eisen klingt auf dem Holz, hohl wie Totenglocken.

„Ja", beginnt Roxa, „ich kann mir denken, daß der Anblick dieses Waldes in seinem jetzigen Zustand einen irgendwie aufwühlt, wenn

man das nicht gewohnt ist. Vor ein paar Wochen haben wir ihn in Brand gesteckt, um leichter roden zu können. Wir erwarten Maschinen. Vor zwei Jahren schon hat man sie uns versprochen. Bis dahin arbeiten eben die Männer so gut es geht. Dort werden wir Mais anbauen, dort Maniok, hier süße Bataten, Grapefruits . . ."

Seine Hand umschreibt in gespenstischen Linien nicht vorhandene Felder, die er in seiner Vorstellung schon blühen sieht. Ja, versteht er denn nicht?

Oder bin ich es, der nicht begreifen kann?

Er ist ein schöpferischer Mensch, einer vom Schlage jener Männer, die Reiche schufen.

Er gehört zu jener Art, die allüberall in der Welt als halbverrückt angesehen wird und der man keinen Kredit gewährt, Männer, die man für Phantasten hält — weil sie den Glauben haben.

Aber was wäre aus der Welt ohne solche Kerle geworden?

Einige Kilometer weiter hält Roxa bei einem kleinen, ausgetrockneten Acker. Etwa ein Dutzend Männer mühen sich dort mit Hauen aus Eisenholz.

Die unregelmäßigen Furchen sind überall von wilden Schößlingen überwuchert, die immer wieder nachwachsen und ständig ausgerissen werden müssen, da sie die Nutzpflanzen zu ersticken drohen. Dieses vom Menschen nicht völlig nutzbar gemachte Stück Erde gehört noch dem Urwald an, dessen erdrückende Umarmung näherrückt und den Tag schon absehen läßt, an dem sich der Mensch entschließen muß, entweder den Kampf aufzugeben oder mit wirkungsvolleren Waffen vorzugehen als allein mit der Kraft der Arme und einem starken Willen.

Ein alter Mann sitzt untätig beim Feuer und überwacht einen Topf mit kochendem Reis.

„Ich habe sie nur für ein paar Monate aufgenommen", erklärt Roxa, „sie sind keine große Hilfe. Alles Landstreicher, die vom Diamantenfieber besessen sind. Sie kommen immer zu Fuß aus Manãos, aus Belém, aus Bahia und legen unglaublich weite Entfernungen zurück. Allein oder in Gruppen, schlecht bewaffnet, mangelhaft bekleidet, ihre Nahrung sind Kräuter und Wurzeln.

Drei Tage arbeiten sie hier, einen Monat dort, immer bestrebt, genügend Geld zusammenzulegen, um sich die Geräte zum Diamanten-

suchen kaufen zu können. Sie schaffen keine Werte, sind ausgesprochen Spielernaturen . . . Sie kommen und gehen, ohne daß von ihnen etwas zurückbleibt. Sie durchwandern den Wald, ohne einen Weg oder Pfad zu bahnen, den auch andere nach ihnen benützen könnten. Der Wald schließt sich hinter ihnen wieder. Wie das Wild hinterlassen sie kaum eine Spur, Strohdörfer bleiben zurück, die der erste Regen auslöscht . . .

Sie schaffen keine Werte . . . Diamanten! Außer diesem verdammten Stein existiert für sie nichts auf der Welt. Ihr Weg führt fast immer im Kreis herum. Sie jagen Gerüchten nach, die von einem neuen Gebiet oder Feld sprechen . . . Alles stürzt dann dorthin . . .

Immer in neuen Gegenden, niemals bestrebt, sich eine dauernde Heimstätte zu gründen, ohne an das Glück der Familie auch nur je einen Gedanken zu wenden — so vergeht das Leben dieser Menschen. Es sind Analphabeten, krank, meist tuberkulös oder syphilitisch, denn es gibt für sie weder soziale noch ärztliche Hilfe.

Nomaden ohne Zukunft sind es, die rasch zu Reichtum kommen wollen. Wir sollten die Möglichkeit haben, diese Menschen seßhaft zu machen, ihnen irgendwo ein Stück Land zum Siedeln geben, wo sie ackern, planen, streben . . . Aber sie gehen ja doch immer wieder zu den Flüssen, das Leinensäckchen am Hals. Sie waschen wie verrückt den Sand, von der Früh bis in die Nacht, zuweilen sogar beim Schein der Petroleumlampe, damit es rascher geht, um keine Zeit zu verlieren, um nur nicht das Glück zu versäumen."

Roxa verstummt. Die Männer auf dem Feld singen mit halber Stimme alte Sklavenlieder. Sie arbeiten lässig, ohne Schwung. Bei unserem Auftauchen haben sie nicht einmal aufgeschaut.

Langsam gehen wir ins Dorf zurück, Roxa will sich die Beine vertreten und führt das Pferd am Zügel. Er gibt auf meine unausgesprochene Frage zur Antwort:

„Wissen Sie, ich brauche die körperliche Ermüdung, um meine Sinne niederzuhalten. Auf diese Weise kann keine Schlaflosigkeit bei mir aufkommen. Jeden Tag lege ich weite Strecken zu Fuß zurück. Dann schlafe ich wie ein Bär, und kein Gedanke quält mich."

Im Dorf erwartet uns eine Überraschung. Eine junge Negerin ruht in meiner Hängematte. Das wäre nicht gar so unangenehm, wenn sie nicht im Sterben läge. Ihre Schädeldecke ist eine einzige Wunde, die

Haare kleben teilweise am Rand der eitrigen Öffnung, die die Knochen freigibt und einen bestialischen Gestank ausströmt.

Ein Caboclo aus Xavantina, er nennt sich Joaquino, hat sie bei einer Jagd auf Antilopen am Rande der Piste aufgefunden. Halb bewußtlos war sie vom Pferd gefallen, das sie ins nächste Dorf bringen sollte.

Roxa reimt sich ihre Geschichte zusammen, vieles errät er aus den Seufzern der Unglücklichen, die sich gegen unsichtbare Angreifer zu wehren scheint. Mit Mann, Kindern und Mutter wohnte sie in einer Hütte am Ufer des Flusses. Die Chavantes kamen, erschlugen ihre Angehörigen und plünderten das Haus. Man ließ die junge Frau, die einzig Überlebende, liegen, da man sie für tot hielt. Sie vermochte noch, sich auf ein Pferd zu setzen und in Richtung Xavantina fortzureiten. Vom Fieber überwältigt, fiel sie vom Pferd und wäre wahrscheinlich von wilden Tieren rasch erledigt worden, hätte Joaquino sie nicht aufgefunden. Roxa bestätigt mir, daß die Verletzungen der Unglücklichen eindeutig von der Borduna der Chavantes herrühren.

So gut ich konnte, habe ich Roxa geholfen, die Haare Marias (so heißt die Arme) zu rasieren und die Wunden zu desinfizieren. Sie wimmeln von Ungeziefer. Das Fieber fällt nicht.

Die Männer, mit denen ich nach Xavantina gekommen bin, wollen am anderen Tag weiter nach Barra-Cuyaba am Zusammenfluß des Rio das Garcas und des Araguaya. Ich beschließe, mit ihnen zu gehen, um möglichst rasch wieder in Leopoldina zu sein. Meirelles wird dort bald eintreffen, um seine Expedition einzuleiten.

Zu Ehren unseres Abschieds läßt Roxa das Prachtexemplar eines Zebus schlachten und lädt mich ein, am *churrasco*, am Festmahl, teilzunehmen.

Wir sitzen, etwa zwanzig Mann, im Kreis um ein großes Feuer, über dem die mächtigen, blutigen Viertel des geschlachteten Zebus rösten. Bald verbreitet sich ein herrlicher Duft. Mit der Spitze ihrer Messer zeichnen die Männer die Teile an, die ihnen zusagen. Das gegrillte Fleisch schmeckt köstlich, ich kaue mit vollen Backen die mürben Bissen, die von dunklem Saft tropfen. Aus dem Sack hole ich mir reichlich Maniokmehl heraus, ohne das hier kein Festmahl denkbar ist. Wir essen stehend, heißhungrig, ohne zu reden. Gleichzeitig zerquetschen wir ständig mit fettigen Fingern die ewig blutgierigen Moskitos.

Zwischen zwei Bissen rät mir Roxa eindringlich: „Vor allem seien Sie doppelt vorsichtig im Gebiet der Chavantes. Man bekommt die Schufte nie zu Gesicht. Unglaublich, wie geschickt sie jede Bodenschwelle zu nützen wissen. Ihre Pfeile verfehlen fast nie das Ziel. Unter den brasilianischen Indianern sind sie die blutdürstigsten. Ich persönlich zweifle, daß es je gelingen wird, sie zu befrieden."

„Das stimmt", bekräftigen ein paar Männer, die im Verlauf ihres abenteuerlichen Lebens Gelegenheit hatten, mit den Chavantes ein Hühnchen zu rupfen. Einer von ihnen beteuert lebhaft:

„Ich denke immer noch an das gräßliche Bild von der Ermordung zweier Priester, die auf einer kleinen, baumlosen Insel in der Nähe von Bananal gezeltet hatten. In ihrer Gesellschaft befand sich ein dritter, der damals noch dem Salesianerorden angehörte, einer namens Hippolyte Chovelon. Übrigens ein feiner Herr. Er legte später das Habit ab, um Händler zu werden, und hat manch argen Vertrauensmißbrauch auf dem Gewissen. Kein Mensch kann ihn leiden, um den wär's nicht schade gewesen, wenn ihn die Chavantes auch erwischt hätten. Also, ich kam vom Fischfang zurück, weil ich Indianer roch . . . Wenn man diese Mörderbande kennt, riecht man sie auf zehn Kilometer Entfernung. Vorsichtig ließ ich mein Boot im Strom treiben. Da sah ich plötzlich aus sicherer Deckung, etwa zweihundert Meter von mir entfernt, wie sich Chavantes auf die Missionäre stürzten. Zum Zeichen des Friedens hoben die Patres — sie waren unbewaffnet — die Kruzifixe. Die Indianer fielen trotzdem über sie her und erledigten sie mit der Borduna. Chovelon sprang ins Wasser, sie schickten ihm zwar einige Pfeile nach, aber er tauchte und kam außer Sicht. Und da die Indianer vor dem Wasser Angst haben, verfolgten sie ihn nicht weiter.

Die Chavantes plünderten das Lager und ließen neben den Leichen der beiden Patres die Borduna zurück . . . Wenn Sie zufällig einmal in die Nähe von Bananal kommen, können Sie einen kleinen Hügel finden. Dort sind sie begraben."

Unser Hunger ist gestillt. Der Abend erweist sich als angenehm kühl, und wenn nicht die Moskitos wären, die mein europäisches Blut anscheinend sehr schätzen, könnte ich in Frieden die Schönheit dieser Dämmerstunde genießen.

„Morgen haben Sie einen langen Weg vor sich", sagt Roxa zu mir.

„Einen sehr langen."

„Wenn Sie eines Tages wieder hier vorbeikommen, schauen Sie bitte zu mir herein. Ich möchte Ihnen meine Pflanzungen zeigen."

„*Certo . . . voltarei um dia* [1]. . ."

Morgen habe ich einen langen Weg vor mir, aber von Leopoldina an wird er noch länger sein. Außer wenn . . .

Die Zukunft wird es lehren.

[1] Zuverlässig . . . eines Tages bin ich wieder da

Der Ritt ins Phantastische

„*O Frances voltou*[1]*!*"

„*Como vai, Frances? Boas dias*[2]*!*"

Einige Freunde, ein paar Neugierige und einige Gleichgültige erwarten mich an der Anlegestelle in der kleinen Bucht. Und, o Wunder! darunter Meirelles, unverändert. Er gibt mir den *abraço*[3], zieht mich ins Haus und sagt verbindlich:

„Zwei Tage später, und wir hätten ohne Sie aufbrechen müssen. Alles ist bereit."

Zu meinem Glück bin ich rechtzeitig zurückgekommen. Trotz Übermüdung kleide ich mich rasch um und mache mich in Vorfreude auf die bevorstehende große Abreise daran, mein Gepäck aus- und wieder einzupacken. Ich bemühe mich, in einem Minimum an Raum alles unterzubringen, was mir für die Fahrt notwendig erscheint. Richtiger gesagt, worauf ich wirklich nicht verzichten kann.

Sorgfältig reinige ich meinen Colt und das Gewehr, überzeuge mich von der Zuverlässigkeit der Munition, fahre prüfend über die Schneide des Buschmessers und stecke die Dokumente in ein wasserdichtes Säckchen. Die Garnitur Wäsche zum Wechseln kommt mit Zahnbürste, Zahnpasta, einem Stück Seife und dem Rasierapparat in die Packtasche. Der Kompaß hat im Uhrenfutteral Platz, ein Röhrchen mit konzentriertem Atebrin gegen Fieber behalte ich in der Tasche.

Sechsunddreißig endlose Stunden müssen noch vergehen, bis man die Hängematte und das Moskitonetz zusammenlegen kann, um dann in eines der beiden Boote zu steigen, die uns zu einem Uferplatz bringen werden, von dem ein Pfad in das Dickicht des Urwaldes führt. Das ist am jenseitigen Ufer, vierhundert Kilometer von unserem

[1] Der Franzose ist zurück.
[2] Wie geht's, Franzos'? Guten Tag!
[3] Umarmung.

Startplatz entfernt, in einem unbewohnten Gebiet voll lauernder Gefahren. Dann geht es westwärts in fast schnurgerader Linie zu unserem Ziel, São Domingo, von wo wir schließlich in die Serra do Roncador aufbrechen werden, ins Herzstück des Matto Grosso, ins Gebiet der Chavantes.

Pablo taucht bei mir auf und berichtet, daß er sich von seinem Lastwagen getrennt habe, um an der Expedition teilzunehmen. Heute scheint ein Tag der Überraschungen zu sein, denn ich höre ferner, daß auch Manoel es ihm gleichtun und uns begleiten will. Ich könnte wetten, die hübsche Sayança steckt dahinter, denn ein solcher Entschluß sieht Manoel gar nicht ähnlich. Wahrscheinlich hat er Liebeskummer . . . Temperamentlos ist mir Sayança nicht vorgekommen. Wahrscheinlich ist also inzwischen ein gewichtigerer Liebhaber auf den Plan getreten — Manoel aber wagt es nicht, es mit ihm aufzunehmen und zieht daher eine Luftveränderung vor. Das kann ich bei den herrschenden Landessitten verstehen. Auge um Auge . . . Da geht er lieber den Weg des geringsten Widerstandes.

Voller Aufregungen vergeht eine Stunde um die andere. Sattelzeug, Decken, Halfter, Zäume, Kisten mit Glassachen, Munition, Blitzlicht und anderes Material, Mehlsäcke, Säcke voll Reis oder Trockenfleisch, Zucker, Salz und Kaffee, Plachen und Ponchos, einige Petroleumlampen . . . Alles türmt sich in einem unwahrscheinlichen Durcheinander am Ufer, bis Ordnung hineinkommt und die ganze Ausrüstung in den Pirogen verstaut wird, die uns entführen sollen. Unsere Expedition ist offensichtlich kein großartig-offizielles Forschungsunternehmen, sondern eine Angelegenheit des Landes, die bloß von Einheimischen (mich ausgenommen) bestritten wird. Es gibt daher auch kein Radio, weder Arzt samt Spezialmedikamenten noch ultramoderne Waffen, Feldbetten oder Campingausrüstungen in Horn und Aluminium. Es gibt keine Konserven und keinen Champagner für besondere Anlässe . . . Nein, nichts von alledem.

Bei uns ist es vielleicht weniger romantisch, dafür aber um so praktischer. Die Bewaffnung beschränkt sich auf einen Colt, Kaliber 32 oder 38, dazu eine Winchesterbüchse 22 oder 44 und ein Buschmesser. Natürlich für jeden Mann.

Unsere Waffen glänzen nicht vor Neuheit, funktionieren aber fast fehlerlos und treffen beinahe genau. Es ist nur notwendig, sich an

die Abweichung zu gewöhnen, um ausgezeichnete Ergebnisse zu erzielen.

Wie schon erwähnt, bestehen unsere Vorräte an Lebensmitteln hauptsächlich aus Mehl und gedörrtem Fleisch, die Medikamente aus einem Kilogramm hydrophiler Watte, einigen Gazeverbänden in steriler Verpackung, reinem Alkohol und Röhrchen mit konzentriertem Atebrin gegen Malaria.

Auch ein Hund fehlt nicht.

Die zehn Caboclos, die uns begleiten, ähneln sich wie Brüder. Bei allen gleich sind die Bärte, die Filz- oder Strohhüte (verbeult und schmierig), die geflickten Hemden mit langen Rissen, die zerfetzten Hosen und die nackten Füße, deren Hautfärbung von hellem Milchkaffee bis zur Ebenholzschwärze reicht. Eigentlich ist das schon keine Expedition mehr, sondern eine Kompagnie der *bandeira espanhol* auf einem Bummel, ein Konglomerat verschiedener Rassen, eine Sammlung von Hitzköpfen und Dialekten.

Der als letzter Aufgenommene stammt aus Chile, der andere Schweigsame dort mit den Blatternarben ist ein peruanischer Deserteur. Guadino ist für das Unternehmen als Führer verpflichtet, aber er scheint schlechtes Gewissen zu haben, und sein schwarzes, immer unruhiges Gesicht gibt ihm das Aussehen eines Verschwörers. Sogar ein Indianer aus dem Stamm der Parecis ist dabei. Er kommt aus dem Amazonasgebiet und benötigt keinen Kompaß, um im Urwald seinen Weg zu bahnen . . .

Neger, Mestizen und Indianer, alle tragen an einer Schnur einen kleinen Stoffsack, darin ein paar Meter gerollten Tabak, Maisblätter zur Herstellung von Zigaretten, einen Block gedörrten Fleisches und ein paar Handvoll Mehl mit *rapadura* (Zuckerrohrsirup). Eine umfangreiche Patronentasche umgürtet ihre Hüften, darin tragen sie einen Colt und ein Buschmesser. Weniger in die Augen fallend, doch nicht minder wirkungsvoll ist ihre Lieblingswaffe, ein kurzes Stilett ohne Scheide, scharf wie ein Rasiermesser. Es wird zwischen Hemd und Hose gesteckt, so daß nur der Ledergriff sichtbar ist.

Meirelles ist auf Gauchoart mit einer weiten Hose bekleidet, dazu ein Buschhemd, alles zusammengehalten durch einen breiten Lederriemen, der auch das Gewicht eines Colts Kaliber 48 trägt. Lächelnd fragt er mich:

„Nun, zufrieden?"

„Sehr!"

Auf mein Erstaunen hin, ihn so gelassen zu sehen, deutet er mit einer Handbewegung auf die Szene:

„Das bin ich gewohnt, seit zehn Jahren."

Was mich betrifft, so bin ich wohl ein wenig aufgeregt, aber ich verzeihe mir die Nervosität, denn ich bin mit meiner bescheidenen Person ansonsten recht einverstanden — ja, ich komme mir sogar heldenhaft vor. Bin ich doch bei diesem Vorgang Chronist, handelnde Person und Zuschauer in einem, und — die Bescheidenheit ist an meiner Wiege nicht Pate gestanden. Wenn ich auch kein eitler Geck bin, so würde ich doch viel dafür geben, sähen mich jetzt einige Leute, die meiner guten Mutter seit meiner Geburt in den Ohren gelegen sind, sie habe einen wahren Teufel in die Welt gesetzt. Man sagte mir ja immer nach, daß ich verrückt sei.

Jedermann muß zugeben, daß dieses Urteil für meinen Vater nicht gerade schmeichelhaft war. Aber meine Kritiker hatten mir ihre Ansicht so lange eingehämmert, daß es mir schließlich Spaß machte, sie darin zu bestärken. Zehn Jahre lang schrie ich wie ein Wilder: „Tod den Bourgeois!" Heute endlich war der Tag meines Triumphes gekommen.

Stiefel, Reithosen, kariertes Hemd, breitkrempiger Filzhut, um den Hals ein erbsengrünes Tuch, Revolver am Schenkel — in dieser Aufmachung herumzuspazieren, ohne Aufsehen zu erregen, sich in eine Kneipe zu setzen und an der Bretterwand zu lesen: „Es wird gebeten, nicht auf die Flaschen zu schießen", ohne darüber erstaunt zu sein, zuzuschauen, wie Kerle einander den Hals durchschneiden und nicht das Überfallkommando zu alarmieren, na, ich muß sagen, sowas kann einen schon zum Manne machen!

„Fertig, Franzos'?"

„Fertig!"

„Also los! *Ate a volta, se Deus quiser*[1]!"

Zwei Boote, zwölf Mann, zehn Pferde und zwei Maultiere brechen jetzt auf, um eine Strecke von vielen hundert Kilometern auf dem Fluß, dazu hunderte Kilometer quer durch wüstenartige Pampa und Urwald zu bewältigen.

[1] Auf Wiedersehen, so Gott will!

Wir scheiden von Leopoldina mit einem leichten Würgen im Hals. Die gesamte Bevölkerung ist am Flußufer versammelt, schreit hurra! und knallt zur Feier unserer Abreise wild in die Luft.

„*Ate luego, amigos!*"

„*Ate a volta, se Deus quiser!*"

„*Adeus.*"

Lebwohl, Leopoldina! Die Strömung fließt rasch, Sonne gleißt auf dem Wasser, unsere Boote sind bis zum Bord beladen, die geringste Bewegung droht uns zum Kentern zu bringen.

Streckenweise ist der Flußlauf von Regenwolken überlagert. Wenn wir in diese Gebiete kommen, überschüttet ein Platzregen unser Boot, daß uns vor Kälte die Zähne klappern. Das kleine Boot, das die Führung übernommen hat, ist im Nebel verschwunden. Die Ladung ist mit einem dicken Poncho bedeckt. Die Sicht beträgt kaum fünf Meter. Das Wasser ist schwarz, die Bäume am Ufer bilden eine undurchdringliche Wand, ihre kaum wahrnehmbaren, verästelten Wurzeln rufen gefährliche Wirbel hervor.

Dann und wann treibt Strandgut an uns vorüber und stößt wie ein Prellbock gegen den Rumpf des Bootes, daß wir durcheinander torkeln. Der Nebel verfliegt, erbarmungslos röstet die Sonne unsere Haut, und ihre Rückstrahlung auf dem Wasser wird schier unerträglich. Große, weißgefiederte Vögel fliegen in Schwärmen vorüber. Niemand von uns nimmt noch Notiz von dem alltäglich gewordenen Bild der vorüberziehenden Uferstreifen des Rio Araguaya, mit ihren übereinanderfallenden Mauern aus dornigem Lianengestrüpp, ihren gigantischen Bäumen, in denen es vielfältig und geheimnisvoll lebt.

Zwei Stunden später landen wir an einer Stelle des Ufers, die glatt wie ein geöltes Brett ist und wo unsere Füße zähen, übelriechenden Schlamm kneten müssen. Die Eindrücke unserer Stiefel zerstören die Fußspuren von Reptilien und Vögeln. Das Skelett eines verwesenden Krokodils schimmert gelblich. Wir benützen die kurze Zeitspanne, während der die Caboclos die Pferde abholen gehen, zum Entladen der Boote und Zusammenstellen der Traglasten.

Da kracht ein Schuß, ein Neger sinkt zu Boden und preßt die Hände gegen den Bauch. Er verliert das Bewußtsein, und das Gewehr entgleitet ihm. Er hatte es eben geladen, stieß damit unseligerweise gegen einen Baumstamm, und es ging los. Die Einschußstelle ist ein dunkles,

schaudererregendes Loch von der Größe eines Hundertsousstücks. Da ist nichts mehr zu machen. Wir legen dem Verwundeten rasch einen Verband an und betten den Stöhnenden, um unser Gewissen zu beruhigen, in das Boot, mit dem der Karaja-Indianer, der uns als Führer gedient hat, jetzt nach Leopoldina zurückfährt. Das Boot mit den beiden Männern gleitet in der Strömung davon.

Nun sind unser bloß elf, und wir denken besorgt an all das, was noch kommen kann. Von allen Gesichtern kann man die gedrückte Stimmung ablesen. Besorgt kommt Meirelles zu mir:

„Da wir gerade dabei sind: ich kann Ihnen nur raten, sich jetzt keine Blinddarmentzündung oder etwas Derartiges zu leisten. Alles, was man für Sie tun könnte, wäre Mitgefühl für Ihre Schmerzen oder Abkürzung durch eine Kugel. An medizinischen Hilfsmitteln steht uns nur zur Verfügung, was wir mitführen, und wie wenig das ist, wissen Sie selbst. Der nächste Arzt wohnt zumindest tausend Kilometer weit entfernt, das bedeutet einen Ritt von zwei Wochen. Es ist unmöglich, einen Mann zu entbehren, um ihn einem Kranken oder Verwundeten als Begleiter mitzugeben. Überdies wäre es für die Indianer ein Kinderspiel, beide umzulegen. Wunden gehen hier rasch in Brand über, die Verwesung kommt in zehn Minuten weiter als unsere besten Pferde in zehn Stunden. Der Körper schwillt an wie ein Schlauch und beginnt sich sofort zu zersetzen. Dann muß man in aller Eile ein Grab am Wegesrand schaufeln, man legt Sie mit nackten Füßen hinein, bedeckt das Gesicht mit einem Taschentuch, ein flacher Hügel von platten Steinen, Zweige, zum Kruzifix gebunden . . . Raubtiere machen dann kurzen Prozeß, kratzen Steine und Erde fort, bis sie auf die Leiche stoßen und tun sich daran gütlich, bis nur noch verstreute Knochen herumliegen, von roten Ameisen reinlich gesäubert."

„Brrr . . . das sind angenehme Aussichten . . . ich nehme sie zur Kenntnis. Glauben Sie, daß der Verunglückte davonkommt?"

„Unter solchen Umständen bedeutet ein Bauchschuß das Ende", entgegnet Meirelles.

Die Pferde sind da, im rasch aufgeschlagenen Lager geht es zu wie bei einer Kirchweih, die Sonne ist verschwunden, der Schein der Feuer läßt alles unwirklich erscheinen.

Schweigsam verzehren wir ein paar Streifen Trockenfleisch, das in die Flammen gehalten wurde. Die Kinnbacken haben es schwer, die

Bissen zu zerkleinern und die zähen Fasern zu kauen. In einem großen Topf kocht Reis. Wir holen ihn mit den Händen heraus, formen ihn zu Klößen, um sie zum Fleisch zu verspeisen. Nachdem der Hunger gestillt und der Kaffee getrunken ist, legt sich alles im Lager zum Schlaf nieder. Wölfe beginnen zu heulen. Ein Papagei flattert hoch und fliegt durch das Dickicht. Auf der nahen Lichtung wiehern die angepflockten Pferde zu den Sternen empor . . .

Ich erwache mit einem Ruck.

„*Vamos, rapaz, esta na hora*[1]!"

Pablo tritt heran, um mein Moskitonetz zu öffnen. Die erste Morgenröte zeigt sich bereits, der Busch schweigt, aber auf der Oberfläche des Wassers lebt es von Millionen Flügeln, Insekten, die nahrungsuchend darüber hinhuschen.

Feuer werden entfacht und beginnen zu brennen. Jedes Stück im Lager ist feucht, wie von Rauhreif überzogen. Siedendheißer Kaffee weckt unsere Lebensgeister.

Wenn ich mich nicht täusche, schreiben wir heute den 12. Oktober. Endlich leuchtet die Sonne am durchsichtig hellen Himmel. Das ist angenehm. Aber leider wird man bald vor Hitze umkommen. Die Pferde werden herbeigeführt und sind rasch gesattelt. Ich bekomme einen Fuchs und taufe ihn sogleich „Clairon", sitze auf und merke, daß er bockig und vor allem nervös ist. Ich gebe mir alle Mühe, ihn durch Streicheln zu beruhigen, aber versteht er wohl Französisch?

Mein unmittelbarer Nachbar ist Duke, ein netter, schüchterner Schwarzer, dessen größte Sorge seinem Banjo gilt, das er am Sattel befestigt hat. Er vertreibt sich die Zeit damit, mit dem Stiel seiner Reitpeitsche riesige Wespen totzuschlagen, die eine Vorliebe zeigen, auf meinem Rücken spazierenzugehen. Guadino eröffnet die Kavalkade, dann kommt Meirelles, tief in Gedanken versunken, hinter ihm Pablo, der Sambas summt, und zum Schluß Manoel. Er ist noch ganz verschlafen und flucht kräftig auf die ihm anvertrauten zwei Maultiere, denen die ganze Last aufgebürdet ist.

Nur langsam geht es vorwärts. So weit das Auge reicht, sieht man nur *serrado*, typisch brasilianische Pampa mit vereinzelten, schütteren Baumgruppen, die alle gleich aussehen, mit dornigem Gebüsch. an

[1] Vorwärts, Junge, es ist Zeit!

dem sich unsere Pferde die Fesseln blutig reißen. Das Gras ist dünn, scharf wie Rasiermesser und glänzt metallisch.

Keine Vögel, keine Blumen, hin und wieder eine Herde Antilopen, die bei unserem Nahen die Flucht ergreifen.

Bei den Stichen der Riesenwespen keilen die gepeinigten Pferde aus, schreien vor Schmerzen auf und drohen durchzugehen. Nur mühsam besänftige ich meinen „Clairon" und klopfe ihm mit einem dicht mit Blättern bewachsenen Zweig das schweißglänzende Fell ab. Aber die blutgierigen Bestien kommen immer wieder, mit entsetzlicher Hartnäckigkeit, und bohren sich wie Zecken in die Haut der Pferde. Ich leide mit meinem Tier, das unter der Qual der erbarmungslosen Stacheln zittert. Selbst auf die Gefahr, aus dem Sattel zu rutschen, führe ich einen heldenhaften Kampf, um ihm zu helfen.

Die Sonne steht jetzt sehr hoch am Himmel, es ist brütend heiß.

Wieviel Menschen haben wohl von ähnlichen Ritten über die Pampa geträumt (wie im Film), den Karabiner quer über dem Sattel und den Poncho auf den Schultern. Wie anders sieht die Wirklichkeit aus! Niedergeschlagenheit, Übermüdung, Hunger und der grausame Durst sorgen für ein jähes Erwachen aus falschen Träumen. Vor allem der Hunger, denn Trockenfleisch und Mehl sind rationiert. Das kann man leicht als schlechtes Vorzeichen für die Zukunft nehmen.

Ade, ihr schönen Träume, ade, Cowboyleben mit heldenhaften Ritten!

Mit leerem Magen und vor Ermüdung schmerzendem Rücken reiten wir jetzt einsilbig dahin. Statt an einer in Fett gebratenen Hammelkeule kauen wir an einem Stück gedörrtem Fleisch, das uns im Munde wächst und vollkommen geschmacklos ist. Und dazu das widerwärtige strohig-sandige Mehl . . .

In der Pampa gibt es wenig Haar- und Federwild. Vor allem müßte man Zeit haben, es zu jagen, und Munition genug, um sie darauf zu verschwenden. Wir haben keines von beiden.

Nach einem Ritt von hundertzehn Kilometern (so viel betrug auch später unsere Durchschnittsleistung) kommen wir gegen zehn Uhr abends zu der Behausung eines Pelzhändlers. Sie dient auch als Unterkunft für die einsamen und höchst seltenen Wanderer in dieser Gegend. Die Hütte ist allerdings auch ein beliebtes Ziel für die Indianer: jedesmal, wenn sie diesen Landstrich unsicher machen, plündern und

brennen sie hier. Aber dank der unermüdlichen Zähigkeit ihres Besitzers ersteht die Hütte immer wieder aus der Asche.

Welche Kraft mag wohl diesen Mann dazu treiben, allein in dem menschenverlassenen Gebiet zu wohnen, das mindestens die Größe von zehn französischen Departements hat?

In der Hütte gibt es weder Essen noch Getränke zu kaufen, und doch dient sie als Rastplatz, weil es üblich ist, hier haltzumachen und Neuigkeiten auszutauschen.

Die Caboclos richten sich in der Nähe der Hütte ein. Der Händler bietet uns an seinem Feuer einen Platz an. Wir kommen ins Plaudern.

Er ist klein, bärtig und hager, nicht gerade von bestechendem Äußeren In Rio de Janeiro besitzt er ein Vermögen. Seit dreißig Jahren abenteuert Sandro im Matto Grosso nach allen Himmelsrichtungen umher, um Felle zu kaufen. Er besucht nicht nur Farmer und Diamantensucher, sondern auch Indianer, deren Dialekte er spricht. Pumafelle, Krokodil- und Antilopenhäute veräußert er in Leopoldina. Einmal im Jahr ist er dort und ergänzt dann auch sein Lager an Lebensmitteln und Munition.

Dieser Handel hat eine große Verdienstspanne. Wenn Sandro wollte, könnte er sich von seinen Geschäften zurückziehen. Aber er braucht sein abenteuerliches Leben. Erst mit seinem Tode wird er es aufgeben. Wir erzählen ihm von dem Unglück unseres Trägers. Er schüttelt den Kopf und sagt zu mir:

„Das Leben hier ist kein Honiglecken, fremder Mann. Sie sind Schriftsteller, Sie schreiben. Nun, wenn ich es wollte, ich hätte genug Stoff, und trotzdem, ich liebe dieses Land. Man kann hier wohl leicht verrecken, und ohne Hilfe. Aber es ist eine Auslese wie jede andere. Nur die Starken haben das Recht zu leben . . . Meine Frau — ich war nämlich verheiratet — ist in diesem Raum gestorben. Das ist lang her, ich war damals ein ganz junger Kerl, in Ihrem Alter etwa, neunzehn Jahre . . . Sie hat mir einen Sohn geboren, grad an einem Tag, als ich auf Jagd war. Bei uns hier sind die Frauen bei der Niederkunft auf sich selbst angewiesen . . . Ich weiß nicht einmal, wie das geschehen ist. Bei meiner Heimkehr fand ich beide, noch mit der Nabelschnur verbunden, tot auf . . . Übrigens, Meirelles, weißt du schon, daß Maria gestorben ist?"

„Wann denn?"

„Schon vor ein paar Monaten. Ich ritt zu ihrer Farm, um zu sehen, was sie an Fellen zu verkaufen hat, und um etwas Salz einzutauschen, denn mir war es ausgegangen. Pedro erzählte mir dann, daß sie einmal mit ihrer Nichte in den Wald gegangen war, um Honig zu sammeln. Sie kletterte auf einen starken Ast, um eine schöne Wabe auszunehmen und . . . der Ast brach und sie stürzte ab. Ihre Nichte rannte auf die Fazenda zu den Männern. Als sie ankamen, lag sie in den letzten Zügen."

„Pech gehabt, die Maria."

„Auch der Pedro. Jetzt ist er allein."

Spät in der Nacht trifft ein Javahé-Indianer in der Hütte ein. Er ist auf dem Weg ins Sommerlager seines Stammes und will Tabak einhandeln. Sandro gibt ihm eine halbmeterlange Rolle und empfängt als Gegengabe ein wunderbares Fell des *onça pintada*, des Jaguars. Der Javahé ist von stattlicher Größe, auf dem Rücken trägt er eine schwere Butte, in der sich in einem Durcheinander von Pfeilen und irdenen Gefäßen ein Kind von einigen Monaten breitmacht. Der Indianer ist unbekleidet bis auf einen baumwollenen Schurz, der die Hüften nur teilweise bedeckt. Sandro unterhält sich geläufig mit ihm in einem kehligen Indianerdialekt. Am nächsten Morgen verläßt uns der Javahé wieder, mit Schritten, die federn trotz seiner Last, die den Rücken eines der Athleten unserer Markthallen beugen würde. In der rechten Hand hält er Pfeil und Bogen, zwischen den Lippen eine gestopfte Pfeife, die Sandro ihm geschenkt hat. Der beißende Rauch des Tabaks ist noch um uns, als der Mann schon längst in der Weite der Pampa mit ihren vereinzelten Baumgruppen verschwunden ist.

Wir satteln die Pferde und verabschieden uns von dem Einsiedler, der eben dabei ist, die noch frische Jaguarhaut über ein Bambusgestell zu spannen, damit sie an der Sonne trockne. Der Raubtiergeruch macht die Pferde wild.

Am Horizont kommt langsam die dunkle Wand des Urwaldes näher. Wir reiten den ganzen Tag. Am Himmel ballen sich riesige Gewitterwolken. Blitze erhellen die plötzlich eingebrochene Finsternis. In rabenschwarzer Nacht richten wir unsere Lagerstätten her. Der Wind pfeift und johlt. Es ist nicht möglich, die Hängematten zu befestigen oder ein Feuer anzuzünden. Wir kauen ungeröstetes Fleisch und würgen etwas Mehl hinunter, dann lehnen wir uns an die Sättel, die

wir an Bäume geschnallt haben, und drängen uns unter den Ponchos dicht aneinander. Ängstlich wiehern unsere angepflockten Pferde bei den eisigen Sturmböen. In schweren Tropfen beginnt es zu regnen. Die ganze Nacht hindurch schüttet es wie aus Kübeln. Schmerzhaft fühlen wir die niederprasselnden Tropfen auf unserem Körper.

Und wieder graut der Morgen, und wieder ist Aufbruch. Naß wie junge Hunde machen wir uns auf den Weg und reiten verdrossen auf der Piste weiter, die sich in einen See verwandelt hat. Ich bin müde, unrasiert, ungewaschen und fühle mich gar nicht glücklich.

Obwohl der Boden völlig aufgeweicht ist, versuchen wir das Tempo zu beschleunigen. An manchen Stellen waten die Pferde durch wahre Teiche, wir müssen uns in die Bügel stellen und die Packtaschen festhalten. Das Mehl wird feucht, und das Fleisch beginnt Schimmel anzusetzen. Schlimmer für mich ist, daß mein Photoapparat in den Schlamm gefallen ist und kaum mehr verwendungsfähig erscheint.

Hartnäckig unangenehm beginnt sich der Hunger bemerkbar zu machen. Ich schlinge etwas Mehl hinunter und bekomme gräßliche Magenschmerzen.

In einem Fluß, dessen klares Wasser auf dem Grund haarige Pflanzen sehen läßt, tummeln sich große Fische. Die Strömung ist kaum wahrnehmbar, jedoch so reißend, daß unsere Pferde nur mit Schwierigkeit das andere Ufer erreichen. Sie bocken, kommen von der Furt ab, schlagen aus, um sich von den Schlingpflanzen zu befreien, geraten in Löcher und versuchen beim Herankommen von Krokodilen, die auf der Jagd nach frischem Fleisch sind, auszubrechen. Pablo schießt in den Rachen eines Reptils, das seinem Reittier gefährlich nahe kommt. Das Krokodil wälzt sich herum, zeigt einen weißgefleckten Bauch, peitscht mit dem Schwanz das Wasser und versinkt. Schnaubend und zitternd bekommen die Pferde am jenseitigen Ufer endlich festen Boden unter die Füße und klettern einen so steilen Hang hinauf, daß wir fast aus dem Sattel rutschen. Mit unserem Gepäck schaut es arg aus.

Plötzlich, ohne Übergang, sind wir in feindseligem Urwald.

Unsere Pferde stolpern, geraten in schlammige Löcher und brechen in die Knie. Sporen und Peitsche können sie nicht mehr antreiben. „Clairon" läßt sich von mir durch Zuspruch leiten. Über seinen Hals gebeugt, spreche ich ihm Mut zu. Die Caboclos haben das Buschmesser

aus der Lederscheide gezogen und hauen mit kraftvollen, gleichmäßigen Hieben einen Weg in den Wald. Meter um Meter kommen sie weiter. Es regnet unaufhörlich.

Nach kurzer Zeit sind wir Gefangene der Natur, von allen Seiten eingeschlossen von moosbedeckten, ineinanderverschlungenen Lianen, dem dichten Laubwerk von Zwergpalmen und übermannshohem Stachelbambus.

Keine Lichtung, alles finster und still. Um die Mittagsstunde herrscht völlige Dunkelheit. Unter einer Moderschicht liegen, wie unter einer Decke, faulige *arrôios*[1]; gewaltige Wurzeln, in grotesken Kurven, winden und drehen sich wie in Krämpfen.

Die Pferde geraten immer wieder in Schlammlöcher und schnauben vor Erregung. Die Männer schreien, um sie anzutreiben, fluchen, stellen sich in die Steigbügel und hauen mit ausholenden Bewegungen Äste von den Bäumen.

Die Fußgänger säbeln zwanzig Zentimeter dicken, mit scharfen, schwarzen Dornen bewehrten Bambus dicht über dem Boden nieder. Es ist heiß wie in der Hölle, der Schweiß fließt in Strömen. Aus den zusammenstürzenden Vorhängen der Lianen fallen Insekten auf uns. Schwer liegt Blattwerk auf unseren Schultern, drückt uns fast nieder und umstrickt uns mit einem elastischen Netz.

Aus dem dunklen Grün zahlreicher Pfützen steigen neblige Dämpfe und gleiten, von Luftströmungen bewegt, ins Laub. Hier kann nichts Lebendiges existieren, höchstens Schlangen. Mit schwindelerregender Schnelligkeit gleiten sie über den Boden, man sieht nur einen gelben Strich.

Pablo tötet eine krabbenähnliche Riesenspinne mit haarigen Beinen. Er spießt sie auf sein langes Messer, schwingt sie über dem Kopf und schleudert sie in den Schlamm. (Vorher hat er ihr als Amulett ein Bein abgeschnitten.) Sie bleibt, groß wie ein Suppenteller, einen Augenblick liegen und beginnt dann glucksend zu versinken. Ein widerliches Schauspiel.

Meirelles schreit aufmunternd:

„*Vamos, rapaz!*"

„*Vamos*", antworten die Männer und bahnen sich mit neuer Kraft einen Weg in den Wald, der uns nicht einlassen will.

[1] Kleine Wasserläufe.

Unseren Pferden bluten die Flanken. „Clairon" stolpert und versucht mich abzuwerfen. Müde, ihm andauernd die Sporen zu geben, schlage ich mit der Peitsche zu, auf Stellen, an denen er sehr empfindlich ist.

Ich will hier heraus, ich will heraus! „Clairon" wird wild und versucht durchzubrennen. Er springt in einen Graben, streift dicht an Bäumen vorbei und will sich auf der Erde wälzen, um mich aus dem Sattel zu bringen.

Der Regen hat aufgehört, ein klebriger Nebel vermengt sich mit unseren Ausdünstungen. Die Moskitos kommen! Wir schlagen blindlings nach ihnen und heulen auf vor Wut und Schmerz. Tausend Stacheln scheinen in unser Fleisch zu dringen. Dornenbüsche reißen uns die Kleider in Fetzen. Das Leder der Sättel und Stiefel ist wie von Stacheldraht zerkratzt.

Eine riesige *sucuriu*, acht oder neun Meter lang, gleitet von einem Baum. Meirelles legt an, aber die Schlange ist bereits verschwunden.

Mit erhöhter Vorsicht rücken wir weiter vor und suchen mit den Augen das tückische Dickicht über uns zu durchdringen. Alle erfüllt die Angst, ein widerlicher, glitschiger Körper könnte daraus auf uns niederfallen und uns erdrücken.

Endlich lichtet sich der Wald, stellenweise sieht man schon wieder den Himmel.

Ein Tukan mit großem Schnabel bearbeitet einen Baumstamm. Ein Flug zierlicher *periquittos*[1] verfolgt aufgeregt ein paar grimassenschneidende Affen.

„Uff . . .", stöhnt Meirelles.

„Uff . . .", seufze ich als Echo.

Vor uns dehnt sich wieder die Pampa, zart begrenzt von den blauen Schatten der Serra do São Domingo. Ohne viel Hoffnung versuchen wir die Pferde aufzumuntern. Sie sind am Ende ihrer Kräfte und nahe am Zusammenbrechen. Obwohl sie bereits den nahen Stall wittern, bleiben sie bei ihrem müden Trott. Endlich sind wir am Ziel, ausgehungert, übermüdet, von Fieber und Dysenterie ganz entkräftet. Unsere Haut brennt von Moskitostichen und ist mit Geschwüren übersät.

Die dreihundertachtzig Kilometer lange Strecke haben wir in drei Tagen zurückgelegt und sind vom Morgengrauen bis in die Nacht

[1] Grüne Zwergpapageien.

geritten. Unter diesen Bedingungen und zu Pferd ist das ein Rekord.

Während wir in einer beengten Hütte, die zu dem Dutzend Behausungen gehört, aus denen São Domingo besteht, auf das Abendbrot warten, beschäftige ich mich damit, Ungeziefer von mir abzulesen. In großer Menge sitzt es auf meiner Haut. Ich bedaure es sehr, daß keine zärtliche Karaja-Indianerin zur Stelle ist: Sie hätte diese Tätigkeit nicht nur zu meiner Erleichterung ausüben, sondern dabei noch ihr frugales Frühstück bereichern können. Nachdem die Hängematte ausgespannt und das Pferd abgesattelt ist und in einem nahen Wäldchen friedlich grast, sinke ich mitten in meiner Entlausungstätigkeit in einen sanften Schlaf und höre nicht, daß Meirelles zum Essen ruft.

Rasch beginnt es wieder zu grauen. Die Männer sind mit den Vorbereitungen zum Beladen der Boote beschäftigt. Ich schlendere durch das einsame Dorf.

Am Abend gibt es zu unseren Ehren ein Fest. Trommeln dröhnen, Gesang klingt auf, die Caboclos halten farbige Frauen im Arm und tanzen wie besessen.

Sehr zeitig gehe ich schlafen, denn ich bin zum Umfallen müde.

Morgen geht es wieder weiter . . .

Auf dem Totenfluß

Verschwommen spiegeln sich die Steilufer des Rio das Mortes im Wasser. Eine Symphonie in Grün, ziehen sie zum Gleichtakt der Ruder an uns vorüber. Die Männer legen sich kräftig in die schweren Riemen, und das Boot schießt rasch vorwärts.

Kleine Schaumwirbel an fahlen, abgestorbenen Ästen und Strünke, die aus dem Wasser ragen, unterbrechen die gleichmäßige Strömung. In anmutigen Bogen neigen sich dichte Zweige darüber. Von den gigantischen Ästen eines Baumes hängen Lianen wie dichte, schwere Vorhänge. Da und dort schlingen sie sich wie Girlanden von Stamm zu Stamm der schlanken Kokospalmen, die sich unter der Last der Früchte biegen. Aufgescheuchte Affen springen durchs Gezweig und setzen es in schwingende Bewegung.

Man muß sich emporrecken, um die erdrückende Üppigkeit der Vegetation am Ufer überblicken zu können. Verschattete Bodenvertiefungen unterbrechen das violette Dickicht des Urwaldes. Nur die kurzen Schreie bunt schillernder Araras stören das tiefe Schweigen. Endlos reiht sich Kilometer an Kilometer. Über uns in unbarmherzigem Blau der Himmel. Die Luft ist rein. Zu Tausenden fliegen aufgescheuchte Wildenten hoch und fallen nahrungsuchend auf der meergrünen Wasserfläche ein.

Schlamm und Lehm, wie der Fluß sie mitführt, haben kleine Inseln gebildet. Das fließende Wasser formt ihre Umrisse, um sie gleich wieder zu zerstören, wie ein Künstler, dem die letzte Kraft zum Gestalten fehlt, das Werk seiner Hände unzufrieden wieder auslöscht. Auf den fast vegetationslosen Inseln schreiten *jaburus*[1] bedachtsam und hochmütig einher oder bergen die schwarzen Köpfe in der Ansatzwölbung der zarten Beine.

[1] Flamingos.

Nichts vermag sie im stoischen Gleichmut ihres Spazierganges zu stören, kaum daß sie sich zur Andeutung eines Fluchtversuches bequemen, als Kugeln aus Pablos Karabiner in ihrer unmittelbaren Nähe kleine Sandfontänen aufspritzen lassen. Moskitos tanzen zu Tausenden über dem Fluß und stürzen sich auf unser Boot wie Schiffbrüchige auf einen Rettungsring.

Es ist heiß. Sehr heiß. Der kaum bewegte Wasserspiegel sieht stellenweise wie flüssiges Blei aus. Das Wasser ist lau und vermag den Durst nicht zu stillen. Dennoch tauche ich alle Augenblicke ein Blechgefäß ins schaumige Gekräusel am Vordersteven und trinke die schale, trübe Brühe in langen Zügen.

Unser Boot ist schlecht geteert und zieht da und dort durch schmale Risse Wasser. Mit einer Rindenschale schöpfen es unsere Caboclos aus. Ihre nackten, schmierigen Oberkörper verströmen einen durchdringenden Geruch. Gespannt schaut der Mann am Steuer ins Uferdickicht. Bei seiner Suche nach etwas Eßbarem auf zwei oder vier Beinen vergißt er, die Strömung zu beobachten, die streckenweise kaum wahrzunehmen ist, uns aber in Gefahr bringt, auf Sandbänke aufzulaufen oder die Bordwand unseres Bootes an starrenden Wurzeln überschwemmter Waldstreifen aufzuschlitzen.

Meirelles schießt auf einen kleinen, feisten Bären in grauem Pelz, über dessen zartem Schnäuzchen ein prächtiger Schnurrbart hängt. Erschrocken taucht das Tier im Fluß unter und bleibt verschwunden ...

„Da ist uns ein saftiger Braten entgangen", seufzt Meirelles ergeben.

Auf einem Brett am Innenrand des Bootes schläft Pablo in wohliger Gelöstheit. Sein Arm gleitet herunter und taucht ins Wasser. Plötzlich schreit er auf. Ich sehe ihn aufspringen und sich vor Schmerzen winden. Stöhnend sackt er zusammen. Seine Hand schaut gräßlich aus, sie ist blutüberströmt, der Zeigefinger halb abgerissen.

„Piranhas!" rufen die Männer entsetzt.

Pablos Finger baumelt kraftlos herunter und bietet einen traurigen Anblick. Als Meirelles den armen Teufel zwingt, den Finger in eine Flasche mit konzentriertem Alkohol zu stecken, gerät das Boot ins Schwanken.

Piranhas, allgemein Tigerfische genannt, haben die Länge des Handtellers eines Erwachsenen. Ihr Schuppenkleid zeigt schöne Farben in Rot, Gold oder Schwarz. Ihr Gebiß ist erstaunlich und ihre Gefräßigkeit sprichwörtlich. Um eine Vorstellung von der „Leistungsfähigkeit" eines Tigerfisches zu geben, genügt es vielleicht, wenn ich erwähne, daß *boiadeiros*[1], wenn sie eine Herde durch einen Fluß treiben müssen, der mit Piranhas verseucht ist, vorher einen Ochsen töten und ihn etwa zweihundert Meter oberhalb der Furt ins Wasser werfen. Vom Blutgeruch angelockt, schwimmen die stets jagdgierigen Tigerfische zu Tausenden herbei und stürzen sich auf den Ochsen. Nach drei Minuten ist das Fleisch abgenagt, und auf dem Flußsand bleibt nur ein reinlich gesäubertes Skelett zurück. Diese kurze Zeitspanne verbleibt den *boiadeiros*, um mit ihren Herden ohne allzu große Gefahr die Furt zu durchschreiten.

„Piranhas sind furchtbar", sage ich zu Meirelles.

„Ja . . . In diesen Gewässern sind sie besonders zahlreich. Andererseits gibt es Flüsse, in denen sie überhaupt nicht anzutreffen sind. Wir wollen versuchen, ein Krokodil zu schießen, dann bekommen wir ein Schauspiel zu sehen . . ."

Jeder von uns nimmt seinen Karabiner, Kaliber 44, und macht sich bereit, das erste Reptil zu erlegen, das seinen Rachen über den Wasserspiegel hebt.

Wenige Augenblicke später kommt mir eines ins Schußfeld. Die Kugel meiner Winchesterbüchse peitscht ins Wasser, ohne zu treffen. Meirelles schießt gleichzeitig mit mir. Um wenige Zentimeter nur verfehlt er den Kopf der Bestie. Dem Krokodil macht es nichts aus, daß alle im Boot von Jagdeifer erfüllt sind. Endlich trifft eine Kugel ihr Ziel. Mit Blitzesschnelle rollen jetzt die Bilder ab. Ein weißer Bauch dreht sich an die Oberfläche, ein gezackter Schwanz schlägt durch die Luft, in das schlammgelbe Wasser des Flusses mischen sich dunkle Streifen, und den glatten Spiegel zerreißt ein wilder Wasserwirbel.

Noch einmal richtet sich der Schwanz gerade auf und schlägt verzweifelt ins Leere. Das Wasser ist nicht mehr rot, aber in der Tiefe des Flusses spielt sich eine Tragödie ab. Die Piranhas sind am Werk.

„Wenn das Wasser klar ist", erzählt Meirelles, „hat der Kampf eines waidwunden Krokodils mit der Meute erbarmungsloser Tigerfische etwas Erschütterndes."

[1] Hirten.

Von dem jäh hervorspringenden Blut berauscht, fressen sich die Piranhas dem lebenden Tier in das zuckende Fleisch und wühlen sich durch die Einschußöffnung bis zu den Gedärmen. Sie weiden das Krokodil buchstäblich aus. Schließlich wird ein leeres Gerippe ans Ufer gespült, von einer Hülle umgeben, schlaff wie eine Goldschlägerhaut.

Um unser Nachtmahl reicher zu gestalten, entschließen wir uns zu angeln. Eine Viertelstunde später liegen auf den Planken unseres Bootes gut und gern zehn Kilo Fisch im Trocknen. Man muß nur ein zu einem Widerhaken gebogenes Stück Draht mit einem kleinen Brocken Fleisch ins Wasser werfen, um im Handumdrehen einen Fisch zu fangen. Angesichts dieser Wiederholung des biblischen Wunders müßten alle friedlichen Weißfischangler vor Neid erblassen.

Mit unseren improvisierten Angeln fangen wir alle Arten von Fischen. Einige von ihnen, wie die *cachorras*, können einem leichtsinnigen Schwimmer mit ihren mit Fangzähnen bewehrten Kiefern das Bein glatt abtrennen. (Sie sind trotzdem nicht so gefährlich wie die Tigerfische.) Wegen ihrer mehr als sieben Zentimeter langen, regelrechten Hakenzähne nennt man sie „Hundsfische".

Wie zu erwarten, besteht der Großteil unserer Beute aus Tigerfischen.

Alle Augenblick ziehen wir einen von diesen quicklebendigen, silberbauchigen Burschen aus dem Wasser, deren goldene oder brennendrote Schuppen mit dem seidigen Glanz die Hände zu Liebkosungen verlocken könnten. Aber das Maul öffnet und schließt sich mit einem merkwürdigen, trockenen Geräusch, und das unterdrückt alle freundschaftlichen Gefühle.

Das Entfernen des Angelhakens ist ein Problem und erfordert Geschicklichkeit, da der Finger des Anglers ständig in Gefahr ist, zwischen die messerscharfen Zähne zu geraten, die wütend in den Draht beißen. Oft gelingt es den Tieren, ihn zu durchschneiden.

Will man sich ein Bild von der Zählebigkeit der Tigerfische machen, so braucht man ihnen nur den Bauch aufzuschlitzen, sie auszunehmen und dann eine halbe Stunde in die pralle Sonne zu legen. Dann streiche man mit einem scharfen Dolch über ihre Kiefer. Ich bin sicher, es ist keine posthume Reflexbewegung, sondern die außergewöhnliche Widerstandskraft der Piranhas, die sie das Maul öffnen läßt, um nach

dem Messer zu schnappen und daran herumzukauen. Es geschieht mit einem scheußlich trockenen Geräusch und mit solcher Wut, daß sie am Messer hängenbleiben, wenn man es hochhebt. Und das mit offenem Bauch, die glitzernden Augen von lebendigstem Haß erfüllt.

Um Piranhas zu töten, muß man ihnen an der Gehirnbasis eine Nadel oder Dolchspitze hineinstoßen. Das wirkt unfehlbar tödlich. Man kann ihnen auch mit dem Absatz den Kopf zertreten. Das ist noch sicherer.

Es gibt *piranhas vermelhas*, *piranhas pretas* usw., Namen, die sie wegen ihrer verschiedenartigen Färbung und kleiner Unterschiede in der Gestalt tragen. In der Gier nach Blut sind sie alle gleich. Es genügt, ein Stück rohes Fleisch ins Wasser zu werfen, um sie blitzschnell anzulocken. Unter dem Wasserspiegel drängen sie sich dicht aneinander, beißen sich am Köder fest und quirlen mit ihren fächerförmigen Schwänzen das Wasser, was jenes für ihre Festmähler so charakteristische Aufkochen des Wassers hervorruft.

Duke weiß eine Geschichte zu erzählen, die den Stoff für eine ergreifende Novelle liefern könnte:

„Einmal beschloß eine Familie von Diamantensuchern, vom Rio Araguaya nordwärts zu ziehen, weil dort das Leben weniger schwer und der Boden fruchtbarer ist. In einer Piroge machten sie sich auf den Weg und fuhren zwei Tage stromauf. Die Familie bestand aus Mann, Frau und einem Kind von sechzehn Monaten.

Eines Morgens streifte das Boot eine Wurzel und kenterte sofort. Die Frau, die das Kind an sich gebunden hatte, konnte sich an den Wurzeln festhalten und sich rittlings auf ein aus dem Wasser ragendes Stück setzen, das einige Meter vom Steilufer entfernt außerhalb des Wasserspiegels eine Art Gabel bildete. Den Mann zog das Gewicht seiner schweren Stiefel, von denen er sich nicht trennen wollte, in die Tiefe, und er wurde von der Strömung fortgerissen.

Tage vergingen. Immer noch hockte die Frau mit ihrem Kind in der Wurzelgabel, nur wenige Meter vom Ufer entfernt. In den Nächten froren sie bitterlich und litten bei Tag entsetzlich unter der Hitze. Moskitos peinigten sie, und der Hunger ließ ihre Kräfte mehr und mehr schwinden.

Einmal, in der Früh, glitt der Frau im Halbschlaf das schlummernde Kind aus den Armen. Mit einem Schrei des Entsetzens wollte sie sich

ins Wasser stürzen. Als sie sah, wie die Kleine vor ihren Augen von Piranhas aufgefressen wurde, verlor sie den Verstand, klammerte sich voll Verzweiflung an den Baumstumpf und schrie ihre Qual in die Luft.

Etwas später fanden sie Garimpeiros, die nach Norden zogen. Die Frau war entsetzlich abgemagert, ihr Geist verwirrt. Sie starb noch am gleichen Abend, bevor die Lagerstätte hergerichtet war."

Kurz nach sechzehn Uhr steuern wir unser Boot an Land. Wir ziehen es mit dem Bug aufs Trockne, und die Männer suchen dürres Holz, um Feuer für unser Nachtmahl zu machen. Pablo ist völlig gebrochen, er bleibt im Boot unterm Palmendach liegen und trauert seinem halben Finger nach.

Duke, mit einem langen Messer in der Hand, untersucht systematisch wie ein abgerichteter Jagdhund den Sand und stochert mit der Klinge aufs Geratewohl in den vielen kleinen Hügeln herum, die der Wind zusammengeweht hat.

Er gebärdet sich wie ein Wünschelrutengänger auf der Suche nach einer Wasserader. Als er die Klinge wieder einmal herauszieht, bemerkt er, daß sie mit einer gelben Masse bedeckt ist. Er stößt einen Jubelschrei aus und kratzt den Sand fort, bis er auf eine flache Mulde kommt, der er mit beiden Händen Schildkröteneier entnimmt.

Bald darauf sind unsere Hüte und alle Gefäße, die wir im Gepäck finden, mit kleinen, weißlichen, geschmeidigen Kugeln gefüllt, die Ping-Pong-Bällen ähnlich sehen. Immer noch kommen neue zum Vorschein. Man könnte Duke für einen Zauberkünstler halten, der den Trick mit dem Zylinderhut vorführt.

Aber Duke ist kein Zauberer, und die Mulde leert sich. Er sammelt alle Eier, um sie in klarem Wasser zu waschen. Es sind an zweihundert Stück. Wir machen uns sogleich ans „Abschälen", indem wir die pergamentartige Schale mit dem Daumennagel einritzen und dann den körnigen Dotter in eine große Kalebasse geben.

Meirelles verwandelt sich in einen zünftigen Suppenkoch, begibt sich zum lodernden Feuer und übernimmt die Leitung der Geschäfte: Sirup vom Zuckerrohr wird in Alkohol aufgelöst, dazu kommt feingemahlenes Maniokmehl. Das Ganze wird mit dem Eigelb vermischt

Die Indianer sind überaus geschickt in der Handhabung von Pfeil und Bogen.

Aus Baumrinde verfertigt diese Indianerfrau einen Lendenschurz.

und mit aller Kraft geschlagen. Ich bin der Meinung, daß eine Riesenomelette das Ergebnis sein wird, aber es ist eine Süßspeise. Nach gebratenen Piranhas und den unvermeidlichen Klößen aus Mehl und getrocknetem Fleisch kommt sie gerade zur richtigen Zeit, um uns in einen schandbaren, aber durchaus angenehmen Stumpfsinn zu versenken.

Der Rio wird plötzlich still und düster, ein Unwetter grollt, und der Himmel überzieht sich mit schweren, schwarzen Wolken. Bald wird es regnen. Es wäre unvernünftig, jetzt aufbrechen zu wollen. Wir beschließen, am sandigen Ufer zu übernachten. Da uns keine Bäume zur Verfügung stehen, um die Hängematten zu befestigen, schaufeln wir viereckige Mulden in den warmen Sand und schlagen in den vier Ecken etwa fünfzig Zentimeter hohe Pflöcke ein, über die wir Moskitonetze und Plachen spannen. Jetzt haben wir Grabzelte, wie einsame Biwakierer sie lieben.

Die mit Ponchos gepolsterten Mulden sind durch die hellen Plachen geschützt. Der Wind, der sie bläht und wieder sinken läßt, gibt ihnen eine Art übernatürlicher Lebendigkeit. Ich mache durch Feststampfen des Sandes die Wände meines Grabzeltes noch fester und lege große Kieselsteine darauf. Meirelles und ich kommen überein, falls es nachts regnen sollte, uns im Boot einzurichten, das einige Meter vom Ufer an einer starken Baumwurzel verankert ist.

In Ponchos gehüllt, sitzen wir beim Feuer. Es ist empfindlich kühl geworden.

Duke geht daran, den großen eisernen Topf auszuwaschen, in dem wir unseren Reis gekocht haben. Da er nun schon bis zu den Knien im Wasser steht, benützt er die Gelegenheit, sich das Gesicht zu waschen. Sandro folgt seinem Beispiel. Plötzlich sieht man ihn zurückprallen, zugleich stößt Duke einen Schrei aus und wirft sich ächzend und wimmernd rücklings in den Sand. Er windet sich vor Schmerzen und hält seinen verletzten Fuß, an dem in einer Länge von zwanzig Zentimetern das Fleisch aufgerissen ist und blutig und bleich in Fetzen herabhängt. Wo Sehnen freigelegt sind, schillert es graurot.

„*Araia*[1]“, stöhnt er mit letzter Kraft, „*araia* . . .“

Dann flucht er, bis der reiche Wortschatz seines Abenteurerlebens erschöpft ist. Ich bin Meirelles behilflich, das Bein unterhalb des Knies

[1] Riesenrochen.

abzuschnüren und die Wunde zu verbinden, nachdem wir sie gereinigt und mit Sulfonamidpulver reichlich bestreut haben.

Heftiges Fieber läßt Duke bereits mit den Zähnen klappern. Man bettet ihn im Boot auf ein Plachenlager. Sandro erklärt sich bereit, bei ihm zu wachen.

Meirelles knurrt: „Das ist heute ein Pechtag. Und wir haben noch ein schönes Stück Weg vor uns. An einem Tag zwei Verletzte, und ob Duke davonkommen wird, weiß Gott. Ein *araia*-Biß ist eine ziemlich aussichtslose Sache. Geht oft tödlich aus. Wenn morgen das Fieber nicht fällt, können wir alle Hoffnung fahren lassen. Der Fluß birgt mehr Gefahren als der Urwald."

Er erklärt mir, warum es so gefährlich ist, den Fuß auf einen *araia* zu setzen, der einem grauen, leicht gewölbten Stein ähnlich sieht oder einem großen, flach liegenden Hut, und sich kaum vom Schlammboden abhebt. Sein wie ein Angelhaken gebogener, kurzer, knochiger Schwanz ist mit langen, messerscharfen Zacken bewehrt und von einem widerlichen Schleim bedeckt. Ohne ausgesprochen giftig zu sein, ruft er bei Wunden Entzündungen und Fieber hervor. Der Schwanz des Riesenrochens ist eine furchtbare Waffe. Wenn er ins Fleisch eindringt, kann er, infolge seiner Widerhaken, nicht auf dem gleichen Weg zurück. Er verfängt sich innerhalb der Wunde und reißt das Fleisch in Fetzen. Der Schmerz ist unerträglich. Die Wunden, die wie lange Risse aussehen, gehen rasch in Brand über. Ihre Heilung ist langwierig und gelingt nicht immer.

Einige Indianerstämme harpunieren die Rochen, um ihnen den Schwanz abzutrennen (die Eingeborenen nennen ihn *ferron*); sie verwerten ihn dann als Spitze für ihre Kriegspfeile.

Die Nacht bricht an. Blitze erhellen den Himmel, und Donnerschläge krachen über den Wipfeln des Urwaldes, der wie in Erwartung der Sintflut erbebt.

Meirelles wechselt stündlich den Verband des unaufhörlich stöhnenden Duke. Bei Anbruch des Tages bricht das Unwetter los. Trotz Sand, Steinen und Pflöcken fegt der Orkan unsere Behausungen fort. Dicht wie ein Vorhang stürzt der Regen nieder. Wir rennen zu den gespenstisch flatternden Moskitonetzen, raffen eiligst unsere im Lager verstreuten Sachen zusammen und suchen im Boot Unterschlupf.

Duke, nur halb bei Bewußtsein, jammert jedesmal laut auf, wenn ihm einer versehentlich gegen das verletzte Bein stößt. Wir zünden eine Leuchte an — ein Stück Docht, das in Tran schwimmt.

Die blasse Flamme ist kaum zu sehen und erhellt mit gelbem Schein nur wenig unsere bärtigen, müden Gesichter. Es riecht nach nassem Hund und Unrat. Wir werden von Sturmböen gepeitscht, der Regen durchnäßt uns von zwei Seiten unter unserer Palmenblattbedachung. Wir machen den Versuch, sie durch Ponchos abzudichten, aber es nützt nichts, denn jetzt schlägt der Regen beim Eingang herein.

Ganze Äste reißt der Orkan herunter. Die am mittleren Stock befestigte Lampe kommt ins Schwanken, und das Dach kracht beängstigend.

Das Wasser des Flusses ist aufgewühlt, wütend läßt der Sturm es in kurzen Wellen aufschäumen.

Man hört nur das Tosen des Sturmes und des Regens und hin und wieder das Krachen eines stürzenden Baumes, den die Lianen halb aufrecht halten.

Es beginnt zu tagen. Sandro stößt einen Fluch aus und weist mit dem Finger auf das Ufer des Rio. Die Ankerseile sind gerissen, wir werden von einer Gegenströmung erfaßt, die uns wie Treibholz herumwirbeln läßt und gegen wurmstichige Baumstrünke zu schleudern droht, die das Ufer säumen.

Unser Boot schleift über eine Untiefe und kracht in allen Fugen, herabhängende Äste drücken auf unsere Überdachung, zerreißen die Plachen und bringen mit Getöse das Gestänge durcheinander.

Wir bemühen uns, die Riemen und Bootshaken schleunigst in Sicherheit zu bringen.

Bis zur halben Länge läuft unser Boot auf einer Sandbank auf, die nahe beim Ufer dicht unter dem Wasserspiegel liegt.

Mit Stangen stemmen wir uns mit aller Gewalt dagegen, um unser Boot aus der unangenehmen Situation zu befreien. Sandros Stange bricht, und er fällt in das trübe Wasser. Verzweifelt klammert er sich an grüne Pflanzen, um nicht von der Strömung fortgerissen zu werden. Wir fürchten, ihn jeden Augenblick entschwinden oder von Piranhas oder einer *sucuriu* angegriffen zu sehen . . . Mit Mühe und Not retten wir ihn aus seiner gefährlichen Lage. Immer noch fällt dichter Regen.

Wir sind todmüde. Die nackten Oberkörper von den Regenböen gepeitscht, zittern wir vor Kälte. Die Stangen knicken und brechen, trotz aller Anstrengung gelingt es uns nicht, das Boot aus dem Schlamm, der es umgibt und festhält, zu befreien.

Unter dem Anprall einer stärkeren Welle droht es sogar umzuschlagen. Wir müssen uns über die gegenüberliegende Bordwand beugen, um das Gleichgewicht wieder herzustellen.

Endlich, bei Tageslicht, legt sich das Unwetter. Der Wind flaut ab, der Regen wird dünner, und bei den ersten Strahlen der von buntfarbenen Wolken umsäumten Sonne lacht der reingewaschene Himmel. Im smaragdgrünen, opalisierenden, von durchsichtigen, ziehenden Nebeln verschleierten Wasser spiegeln sich Himmel und Wolken.

Die Wipfel des Waldes spielen von violettgelben in ultramarinfarbene Lichter hinüber und zeigen ein Pastellbild von vielen Farbunterschieden in so raschem Wechsel, daß das Auge sie kaum fassen kann. Nach wiederholten Versuchen wird das Boot endlich flott und schwimmt mit der Strömung, die träge dahinfließt.

Manoel verfertigt aus grünen Ästen neue Stangen, denn alle sind zerbrochen. Sandro, der sich inzwischen von seinem unfreiwilligen Bad erholt hat, bessert mit Hilfe des Pareci-Indianers das schwer beschädigte Dach aus. Meirelles gönnt sich einen kurzen Schlaf. Pablo, den Finger in einem dicken Verband, genießt die Muße in der gleichen Stellung, die ihm seine Verletzung eingetragen hat. Auch Duke hat endlich Ruhe gefunden, er scheint zu schlummern, sein Oberschenkel ist schwarz angelaufen, aber nicht mehr so stark geschwollen, und die Wunde näßt nicht mehr.

Von der Morgenluft umfächelt, sitze ich am Vordersteven und schreibe an diesen Aufzeichnungen. Ich beobachte die Ruder, die im grünen Wasser Luftbläschen zum Aufsteigen bringen. Das Papier meines Tagebuches glänzt feucht und reißt unter dem Druck des Tintenstiftes. Ich brauche ihn nicht anzufeuchten — er schreibt von selbst wie Tinte.

Ich verfluche die Moskitos, zerquetsche eine von ihnen auf dieser Heftseite, das gibt einen netten Blutfleck. Dann überwältigt mich die Müdigkeit, ich stecke das Büchlein in die Hemdtasche und gebe mich einem sanften Schlummer hin.

Etwa gegen elf Uhr erwache ich nach kurzem Schlaf. Duke lehnt gegen die Bordwand und fettet Gewehre ein. Wie durch ein Wunder ist sein Fieber gefallen.

Auf dem kurzen Strandstreifen, der ein hübsches Stück den Fluß begleitet, entdecke ich ein Holzkreuz. Sandro erklärt, daß hier einmal ein Grab gewesen ist, aber der Wind habe den Hügel eingeebnet, der zwei eng ineinander verkeilte Skelette birgt.

„Hören Sie die Geschichte", sagt er, „wie ich sie im Dorf von Männern erzählt bekam, die das Grab ausgehoben haben. Einer ihrer Freunde, ein Jäger und Fellhändler, passierte vor einigen Monaten das Gebiet der Chavantes. Trotz dem — übrigens völlig wirkungslosen — Verbot der Regierung. Mit seiner *uba* wollte er den Rio das Mortes hinunterfahren. Man hörte nichts mehr von ihm. Seine Freunde beschlossen, ihr Glück gleichfalls im verbotenen Land zu versuchen. Sie folgten seinem Weg von Bucht zu Bucht, und eines Tages, eben an diesem Strand, bot sich ihnen ein seltsamer Anblick. Sie fanden ein menschliches Skelett, mit dem eines Krokodils eng vereint, wie ich schon vorhin sagte. Beide fein säuberlich abgefressen von roten Ameisen. Die Lage der Gerippe verriet besser als alles andere das Drama, das sich hier abgespielt hatte.

Der Jäger hatte das Prachtexemplar eines Krokodiles geschossen und machte sich daran, es abzuhäuten. Und das Tier, trotz seiner tödlichen Verwundung, biß den Mann mit letztem Kraftaufwand in den Oberschenkel und gab ihn nicht mehr frei. Das Fleisch hing ihm wohl in Fetzen von den Knochen. Er muß versucht haben, sich aus der tödlichen Zange des *jacaré*[1] zu befreien. Und das bei dem Blutverlust! Als dieser zu groß geworden war, verlor er das Bewußtsein, ohne wieder zu erwachen. Den Oberschenkel zwischen den Kiefern des Reptils, so starb er. Der Tod hat sie zusammengeschmiedet. Die Männer gruben ein Grab im Sand und legten die Knochen ihres Freundes so hinein, wie sie sie aufgefunden hatten."

„Wenn man allein ist", fügte Sandro hinzu, „ist die Jagd auf Krokodile immer gefährlich.

Als ich ein Junge war, ging ich gern mit einer Gruppe von Jägern mit. Wir trieben die *jacarés* auf den Strand und versuchten, sie in einem Ring dicht nebeneinanderstehender Pfähle zu erledigen. Wir

[1] Brasilianisches Krokodil.

zerschmetterten ihnen mit kräftigen Hackenhieben den Schädel. Man muß recht gelenkig sein und wacker herumspringen, um sich aus dem Bereich ihrer Kiefer und Schwänze zu halten, denn ein Hieb kann einen Mann niederstrecken und ihm die Knochen brechen. Einem meiner Freunde hat ein junges Krokodil auf diese Weise das Becken gebrochen. Die Beine versagten ihm den Dienst, er wurde auf der Stelle ohnmächtig.

Manchmal fängt man Krokodile auch mit dem Lasso. Dazu muß man das Seil im Sand verbergen und faulige Fleischköder in der Nähe auslegen. Haben sich die Bestien anlocken lassen, so zieht man die Schlinge fest und fängt sie an den Beinen. Nachher muß man natürlich mit der Hacke auf sie einschlagen. Einmal hat uns ein Krokodil, ein wahres Monstrum, bis zum Ufer geschleift. Dabei waren wir unser zwölf und stemmten uns mit dem Hinterteil in den Sand."

„Aber warum geht ihr denn mit der Hacke auf sie los?"

„Es ist beinahe sicherer als eine Gewehrkugel in die Augen und außerdem billiger."

Das Mittagessen kochen wir auf einem Strandstück, das mit Fischgräten und Schildkrötenpanzern bedeckt ist. Hier müssen Diamantensucher Rast gehalten haben.

Beim Aussteigen verschlägt mir der Anblick einer flüchtenden *sucuriu*, die gut acht bis zehn Meter lang über den Sumpf gleitet, den Atem. Wenn man Pablos Worten glauben will, verspeisen die Indianer dieser Gegend mit Vorliebe das Fleisch dieses Reptils, das den Wissenschaftlern unter dem Namen *eunecte murinus* bekannt ist.

Einige Indianerstämme pflegen ausgehungerten Forschern zum Zeichen ihrer Freundschaft und Wertschätzung das gebratene Fleisch dieses Reptils anzubieten, zugleich mit einem *calushi* genannten Getränk. Die Indianerinnen gewinnen den Saft in größeren Mengen auf die Weise, daß sie ihren Speichel durch das Kauen bestimmter Arten von Körnern und Kräutern, die sie im Wald finden, anreizen und sodann in eine Kalebasse spucken.

Wie Pablo zu berichten weiß — der mehr als einmal in Gefahr gewesen ist, im Busch skalpiert zu werden —, ist das Getränk nach der Gärung spritzig, erfrischend und kaum alkoholhältig.

Als wir beim Frühstück sitzen, taucht eine indianische Piroge auf, etwa zehn Meter lang. Ein Mann lenkt sie vom Heck aus. Wir machen

uns durch lebhafte Zeichen bemerkbar, und er kommt vorsichtig ans Ufer. Mißtrauisch bleibt der Indianer in Abwehrstellung. Meirelles weiß ihn durch ein paar Worte zu beruhigen und fordert ihn auf *guaraní* auf, mit uns die Reste unserer Mahlzeit zu verzehren. Der Indianer beugt sich nieder, schöpft mit beiden Händen Reis aus dem Topf und beginnt gierig zu essen. Als ich ihm eine Kette aus Glasperlen anbiete, hält er mir einen Pfeil mit geschnitzter Knochenspitze hin, der fast zwei Meter lang und mit grünen und gelben Federn geschmückt ist.

Der Indianer gehört zum Stamm der Javahé. Er erzählt, daß er vom Rio Tapirapé kommt, wo er Bambus zur Anfertigung von Speeren geholt hat. Während er uns begreiflich macht, daß er noch mehr zu essen haben will, hebt er gleichzeitig die Matte aus *cipo*[1] hoch, die fast den ganzen Boden seines Bootes bedeckt. Zu unserer Überraschung sehen wir darunter sieben zusammengekauerte Kinder, eins neben dem andern, und eine alte Indianerin, seine Frau. Sie starrt vor Schmutz, lange, dunkle Haare fallen ihr ins Gesicht und verdecken es. Sie ist nackt, zwischen den Beinen hält sie ein mit Kohlenglut gefülltes Gefäß aus gebranntem Ton. Die zweite Hälfte des Laderaumes nimmt ein anderes irdenes Gefäß von auffälliger Größe ein. Darin schwelt unter der Asche Glut. Umfangreiche Bündel grüner Bambus liegen daneben . . .

Ich glaube meinen Augen nicht.

Meirelles gibt dem Indianer Dörrfleisch, obgleich uns selbst nur sehr wenig bleibt, dazu gebratenen Fisch und etwas Maniokmehl. Der Mann greift gierig zu, steigt ins Boot, grüßt kurz zu uns herüber und paddelt eilig davon. Die Alte und die Kinder schauen zwischen ihren Haarsträhnen zu uns herüber. Rasch kommt die Piroge außer Sichtweite.

„Meirelles, warum fürchten die sich so?"

„Er hat vor allem um seine Frau Angst", sagt Meirelles. „Die Weißen oder die Prospektoren bieten ihnen häufig Glasperlen oder Nahrungsmittel an und versuchen dann zu der Frau zu kommen. Will der Mann es verhindern, wird er umgelegt. Solche Geschichten sind nicht selten, und Sie können mir glauben, wären die hier nicht am Verhungern gewesen, sie hätten uns keinen Besuch gemacht."

[1] Pflanzenfaser.

Beim Einsteigen ins Boot sehen wir auf dem mit zahlreichen Wasserlöchern durchsetzten Strand eine graue Masse dahingleiten. Ein *jacaré* versucht in den Fluß zu kommen, aber unter dem Feuer einer wahren Gewehrsalve verschwindet er in einer seichten Wasserader, die vor dem Einmünden in den Fluß im Sand verläuft. Man sieht nur noch einen gezackten Schwanz und den Kamm eines Rückgrates aus dem Schlamm herausragen. Das Buschmesser schwingend, stürzt Manoel auf das Tier, um es zu erledigen. Ein kraftvoller Schlag mit dem Schwanz mäht ihn nieder und schleudert ihn der Länge nach in den Schlamm. Glücklicherweise, ohne ihn zu verletzen.

Zwei Kugeln Kaliber 44 in die Augen des Krokodils scheinen es in kluge Zurückhaltung zu versetzen. Es ist noch jung, kaum drei Meter lang, aber sein hinterhältiges Verhalten verrät ungewöhnlichen Angriffsgeist. Wir schießen, bis die Magazine leer sind. Sandro packt es am Schwanz und zieht es auf den Sand.

Meirelles schaut sich das Krokodil näher an und sagt:

„Es ist eines von der gefährlichsten Art. Diese da sind äußerst behende und springen einem oft ins Boot, wo sie viele Opfer fordern. Halt! Seht doch nur, wie sich die Beine zusammenziehen! Es lebt noch."

Wieder fallen Schüsse. Der Rachen öffnet sich zu einem gähnenden Schlund, aus den gebrochenen Augen rinnen zwei dünne Blutfäden und fallen auf die rotbraune, runzlige Haut. Unter dem Druck des Fingers gibt sie nach, als ob darunter eine Fettschicht wäre.

Ein Prospektor hat mir einmal erzählt, daß getrocknete Krokodilfüße Glück bringen, wenn man sie über den Eingang seiner Wohnung hängt.

Ich bin zwar nicht abergläubisch, aber warum soll ich die günstige Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne die Wirksamkeit eines Talismans zu erproben? Ich zücke meinen Dolch. Vom fleckenlosen Weiß des Bauches verlockt, stoße ich mit voller Kraft hinein . . . Die Spitze ritzt nicht einmal die Haut.

Ärgerlich wiederhole ich meinen Versuch. Es sieht doch so weich aus. Der mit zu viel Kraft geführte Stoß läßt mich von dem dünnen Griff abgleiten, und die geballte Faust kommt auf die Schneide. Ein tiefer Schnitt, und das Blut rinnt. Blind vor Wut nehme ich das Buschmesser, um das hartnäckige Krokodil in zwei Teile zu spalten.

Junger Javahé-Indianer, eine Tanzfigur ausführend.

Der Medizinmann und der Kazike mit ihren Grastanzmasken verjagen böse Geister.

Indianerpaar vor seiner Hütte.

Ich schlage wild zu, der Schwanz rudert durch die Luft, trifft mein Gesicht. Plötzlich erwacht in dem Tier neues Leben, es schlängelt sich schnell zum Fluß und ist vor unseren erstaunten Augen verschwunden. Rasch sind die Piranhas zur Stelle, um mich zu rächen. Dort, wo das Krokodil eben versunken ist, kocht das Wasser auf, im Gischt leuchtet ein weißer Bauch, eine widerliche, schwimmhäutige Pfote allein ragt in die Höhe, senkt sich, treibt kurze Zeit im Strom und verschwindet mit unheimlichem Glucksen.

Meine Hand schmerzt, ich bin ziemlich außer Fassung geraten. Meirelles desinfiziert die Wunde. Sie ist nicht gefährlich, brennt nur wenig, behindert mich jedoch. Dreckige Bestie . . . Und die Pfoten habe ich doch nicht, um sie über der Tür meines Bungalows (von dem ich vorläufig erst träume) als Trophäe, wenn schon nicht als Talisman, aufzuhängen.

Ich glaube, nur ein Hollywood-Tarzan, der gewohnt ist, sich zwischen Dekorationen aus Papiermaché zu ergehen, hätte sich unter den obwaltenden Umständen als Neptun gebärdet und wäre dem Reptil mit einem großen Messer nachgestürzt . . . Uns armen Sterblichen hätte ein derartiges Taucherkunststück und solche Unterwasserakrobatik glatt den Tod gebracht. Die Wasser des Rio das Mortes hätten aus allen Rachen und Kiefern der Krokodile Verderben gespien, und mein Reisetagebuch wäre zu einem vorzeitigen Abschluß gekommen.

„*Vamos, rapaz!*"

„*Vamos*", entgegnen die Männer.

Ein letzter Blick zum Strand, den wir zur Erinnerung an unser Abenteuer *praia do jacaré* getauft haben. Unter dem Druck der in den Sand gepreßten Stangen nimmt unser Boot die Fahrt wieder auf.

„Müde, Franzos'?"

„Ja, ein wenig."

„Bald sind wir auf der Insel Bananal."

„*Se Deus quiser.*"

10. November. Manoel hat beim Auswaschen der Kaffeekanne und des Filters im Wasser einer Lagune, an der wir unser Nachtlager aufgeschlagen haben, ein Goldkorn von etwa drei Gramm gefunden. Mit

harmlosem, unbeteiligtem Gesichtsausdruck gehen seitdem alle Männer wie in Gedanken verloren am Ufer spazieren und bohren mit den Zehen im Sand. Ich auch . . .

Meirelles entgeht das nicht. Er fürchtet, die Mitglieder der Expedition könnten ihn im Stich lassen und unter die Prospektoren gehen. Er fordert uns überraschend schnell auf, wieder ins Boot zu steigen. Sehr bedauerlich. Ich zeichne mir jedenfalls die goldführende Stelle möglichst genau in die Karte ein.

13. November. Unwetter und Sturm. Wir haben beinahe Schiffbruch erlitten. Der Wind hat unsere Unterkünfte abgetragen. Wir mußten sie neu aufbauen. Duke ist von seiner Verwundung genesen, hat aber eine häßliche Narbe zurückbehalten. Pablo denkt nicht mehr an seinen halben Finger, der im Maul einer Piranha geblieben ist. Meine Hand ist auf dem besten Weg, zu heilen.

15. November. Als wir im Morgengrauen unser Lager abbrechen, vernehmen wir vom Ufer her schwache Schreie. Es hört sich an, als ob eine Schar Säuglinge nach der Mutterbrust verlangte. Das sind *arriragnas.* Sie schwimmen in vorbildlicher Dreiecksformation. Man sieht von ihnen nur die Schnauzen mit dem kleinen, komischen Schnurrbart. Ihre Schreie haben wirklich etwas Menschliches.

16. November. Die Ufer bieten jetzt nicht mehr das ländliche Grün, das eine angenehme Unterbrechung in die Eintönigkeit der Fahrt brachte. Sie sind jetzt grellrot und kahl. Schon bei einer leichten Detonation kommt die Steilküste wie die Gletscher der norwegischen Fjorde ins Wandern. Hinter der Küste dehnt sich pampaähnlich schütteres, gelbes Gras mit verkrüppelten Bäumen.

Gestern gegen Abend hat der Pareci-Indianer eine *giboia* von drei Meter Länge gefangen, dick wie das Bein eines Mannes und mit schöner, schwarzer Haut. Sie glitt über den Strand und durchschwamm rasch und geschmeidig die Wassertümpel, so daß nur der Kopf zu sehen war. Diese Art Wasserschlange ist leicht zu zähmen. Auf manchen Fazendas hält man sie zur Jagd auf Ratten, die, wenn sie überhandnehmen, der Ernte schweren Schaden zufügen.

17. November. Die Rudermannschaft ist ausgepumpt. Es kommt uns vor, als ob wir „auf der Stelle träten". Das macht die starke Gegenströmung. Wir besitzen nur noch einen kleinen Mehlvorrat, keinen Kaffee, keinen Zucker und kein Salz mehr. Sandro hat eine

Ente geschossen; als wir sie rupfen, vergeht uns die Freude, denn sie ist entsetzlich mager.

18. November. Pablo hat mit der Hacke ein Krokodil erschlagen. Erschlagen ist hier allerdings ein etwas übertriebener Ausdruck, denn der abgetrennte Hals streckt sich, als ob er sich wieder mit dem Kopf vereinen wolle, den wir den Piranhas zum Fraß vorgeworfen haben. Die Haut des Tieres ist dick und biegsam wie gegerbtes Leder. Um die Todesqual des *jacaré* zu beenden, treibt Manoel ihm einen langen Eisendraht ins Rückenmark, und das hilft. Endlich hört er auf, den Sand zu fegen und mit dem Schwanz hin- und herzuschlagen, daß wir fürchten müssen, er breche uns damit alle Knochen.

Ein schöner Schwanz, das muß man sagen. Nicht gerade appetitanregend, aber wir haben Hunger, und Pablo zerlegt ihn und brät die Stücke in der Glut. Zwei Stunden später ist die Haut verkohlt. Sie läßt sich vom Fleisch lösen wie die Schale einer Orange. Heißhungrig verspeisen wir die Riesenportionen des hellen Fleisches, das zart wie vom Kalb und äußerst saftig ist.

21. November. Unsere Raststätte befindet sich diesmal auf einer Sandbank mitten im Sumpf. Dieser ist derartig von Moskitos bevölkert, daß ihn unsere Caboclos sofort „schwirrende Savanne" benennen. Der Fluß ist in dieser Gegend von roten Wurzelbäumen gesäumt, die ihre Äste hoch in den Himmel recken. Meirelles schießt auf einen Fisch, der wie ein Meerschweinchen an der Wasseroberfläche schwimmt. Pablo schleudert die Harpune hinterher und zieht den *pintado* trotz heftigem Widerstand an Land. Das ist ein großartiger Fang von rund dreißig Kilo. Auf den Seiten und entlang des Rückgrats hat der Fisch rote Flecken. Das Maul ist flach und zahnlos, aber die Kiefer sind scharf wie eine grobe Feile.

Das Zusammentreffen mit einem *pintado* ist, wie das mit einem *pirarara*, lebensgefährlich. Beide sehen sich ähnlich und gehören zur gleichen Familie. Sie haben die Eigenart, Badende an den Knöcheln zu packen und in große Tiefen hinabzuziehen, um sie in Felshöhlen zu verbergen. Sie kehren immer wieder dahin zurück, um zu sehen, ob der Leichnam schon in Verwesung übergegangen ist. Sie fressen die Beute erst, wenn sie den richtigen Hautgoût hat.

22. November. In der letzten Nacht stattete ein *jacaré* dem schlafenden Lager einen Besuch ab. Es hat das Geschirr in der Küche durch-

einandergeworfen und einen Topf zerbrochen. Dann stieß es José an, der mit einem lauten Schrei auffuhr und dadurch das Reptil zur beschleunigten Flucht zum Ufer bewog — im Rachen erbeutete Reste des *pintado*.

Ein Unglück kommt selten allein, also überfiel uns ein Haufe Maniok-Ameisen und zwang uns, unsere Lagerstätte überstürzt zu verlassen. Um drei Uhr früh, bei unwirklichem Mondschein, steigen wir, mehr oder weniger zerbissen, uns wild und stöhnend kratzend, ins Boot. Wir dürften wie eine Herde junger Affen gewirkt haben, die sich in den Wipfeln von Kokospalmen Läuse sucht.

Ein Hemd Meirelles', das er am Strand liegengelassen hatte, muß sich in Nichts aufgelöst haben: wir finden nur noch die Metallknöpfe. Die Insektenbisse brennen unerträglich. Wir benetzen die Bläschen, die sich auf der Haut bilden, mit Urin, aber das Jucken ist so schmerzhaft, daß wir mit unseren schmutzigen Fingernägeln ganze Hautpartien herauskratzen.

Natürlich fangen die Stellen zu eitern an.

24. November. Diese Gegend hier ist bestimmt ein Dorado für Ameisen. Heute früh wurde Pablo vom Prachtexemplar einer Ameise gebissen. Sie war mindestens drei Zentimeter lang und schwarz wie Kohle. Ich hätte sie gern in Spiritus gelegt, aber Pablo hat sie in seiner Wut zerquetscht. Der Biß brachte ihm höllisches Fieber. Seine gute Laune sinkt.

27. November. Heute in der Nacht sahen wir am bewölkten Himmel den Widerschein eines Feuers. Sehr weit entfernt.

Die Herren des brasilianischen Urwaldes

30. November. Die Nacht ist erfüllt vom Konzert der *sapos*[1] und *cigaras*. Und doch ist es still über dem fahlen, schmalen Band des Flusses, den die unregelmäßigen Schatten der Steilküste begrenzen. Sie scheinen die tiefe, leuchtende Glocke des Himmels zu tragen, auf der sich die Sterne so dicht aneinanderdrängen, daß sie ganze Straßen bilden. Es sind sehr helle Straßen in einem unendlichen Blau. Jetzt trägt eine Brise beißenden Brandgeruch von Feuerstellen herüber; sie säumen das Ufer einer Lagune, die in mächtigem Bogen den Rio das Mortes umarmt. Hier, am Zusammenfluß mit dem Araguaya, dehnt er sich zu einem See aus.

„Karajas . . . Kuuuh . . . !"

Das ist ein langgezogener Schrei der Verständigung, im Echo wiederholt. Indianer stoßen ihn aus, sie kommen, um uns zu begrüßen und in ihr Dorf zu geleiten.

„*Tatarian, tatarian auri bom*[2]*!*"

„*Tatarian . . . , rarerim manákre*[3]", antwortet Meirelles.

Die Leute, die uns begrüßen, bilden den Vortrupp eines Stammes. Endlich hat sich mein Traum verwirklicht: ich bin bei Indianern, die in Freiheit leben. Es sind für mich die ersten Indianer, und ich gestehe, daß ich in diesem Augenblick bewegt bin. Besonders nach den langen Wochen im Dschungel, die die Vorbedingung für diesen Augenblick waren, da unsere Boote und die der Indianer einander fast berühren.

Wir wechseln Blicke . . . Anfänglich ein wenig mißtrauisch, dann voll Sympathie.

„*Tatarian . . . auri auri!*"

[1] Frösche.
[2] Guten Tag!
[3] Kommt näher!

Ich fühle eine tiefe Erschütterung bei diesem Zusammentreffen auf dem Fluß im Schein harziger Fackeln, die knisternd am Heck unseres Bootes verbrennen, das uns durch den strömungsstarken *arroio* gelotst hat.

Die Bewegungen der indianischen Ruderer sind voll Harmonie und bringen ihre mit roter Baumwolle umwundenen Muskeln voll zur Geltung. Die nackten, kräftigen Körper glänzen von Fett und schimmern von farbigen Bemalungen. Gischt schäumt am Vordersteven der Boote auf, die über die Brecher tanzen.

Ich schaue mit großen Augen auf die fremdartigen Menschen, die dem Urwald plötzlich eine Berechtigung geben. Ich atme den strengen Geruch, der von ihnen ausgeht, und weiß, daß mein Herz ihnen gehört. Ich vernehme ihre rauhen, bindungslosen Worte, schaue in ihre bartlosen Gesichter, deren vollkommenes Oval noch hervorgehoben wird durch die Umrahmung von tiefschwarzen, langen Haaren, die im Winde wehen, der vom Fluß kommt.

Es sind Gesichter von bewußter Undurchdringlichkeit; sie wirken zurückweisend, kaum belebt durch den Blitz eines Blickes unter den Lidern der leicht schräggestellten Augen, die die Stammesbemalung unnatürlich vergrößert erscheinen läßt. Die Backenknochen treten stark hervor und werden durch zwei tief ins Fleisch geschnittene bläuliche Kreise noch mehr betont. Die Unterlippe ist von einem fächerartigen Holzpflock durchbohrt, der bis zur Brust reicht.

Ich überrasche mich dabei, daß ich meine neuen Eindrücke mit jenen Vorstellungen in Einklang zu bringen versuche, die ich lange Zeit gehegt habe. Und, Laune des Geschicks, ich finde die Übereinstimmung unvollkommen. Im Unterbewußtsein weigere ich mich, die Tatsachen vor meinen Augen anzuerkennen.

Das Gefühl, dies alles schon einmal erlebt zu haben, überfällt mich mit schmerzhafter Plötzlichkeit, und der zehrende Wunsch, meine untergründigen Empfindungen zu zergliedern, läßt mich so leiden, daß ich aufschreien möchte.

Das erregende Gefühl des „Verbotenen", das ich in einem Dorf der Chavantes empfinden würde, will hier nicht aufkommen, auch nicht das Bewußtsein, „Unmögliches verwirklicht" zu sehen. Alles ist so friedlich, daß ich die Empfindung habe, auf längst gebahnten, ruhmlosen Wegen zu wandeln.

Die Feuer, die wir schon vorher wahrgenommen hatten, nehmen jetzt Form an und werfen ihren Schein auf die Ruderer, die in eine kleine, geruhsame Bucht steuern. Unser Boot wird Bord an Bord mit den indianischen Pirogen an einem über dem Wasserspiegel liegenden starken Stamm vertäut. Er dient als Landungssteg und ermöglicht das Betreten des festen Ufers, das sich uns als jähe Steilküste darbietet. Sie ist von einem Uferpfad durchschnitten, der bis zu einem offenen Platz aus festgetretener Erde führt, wo sich die Hütten des Karaja-Dorfes aneinanderdrängen.

„*Tatarian, tatarian*", sagt ein alter Indianer mit zerfurchtem Gesicht, der sich uns zum Zeichen seiner friedlichen Gesinnung mit offenen Armen nähert.

„*Rarerim tatarian*", antwortet Meirelles.

Eine Schar schweigsamer Männer und Frauen umringt uns. Sie sind nackt bis auf eine Hüftschnur. Zögernd strecken sich Hände aus, um uns zu berühren. Ein paar knurrende Hunde beschnuppern uns.

Ein uns unverständliches Gespräch zwischen Meirelles und den „Würdenträgern" der Indianer beginnt. Der greise Häuptling Malhoa führt uns schließlich zu einer Hütte, die abseits von den übrigen liegt.

Wir sind vor Erschöpfung stocksteif. Plötzlich überfällt uns die seit Monaten angesammelte Müdigkeit und droht uns die Beine unter dem Körper fortzureißen.

Unter den neugierigen Blicken einer Schar von Indianern machen wir die Hängematten fest. Über jedes Stück, das wir unserem Gepäck entnehmen, geraten die Zuschauer in helles Entzücken. Ihre Augen leuchten vor Begehrlichkeit auf, besonders, als ich eine Rolle schwarzen Tabak hervorziehe und gerecht verteile. Wieder strecken sich mir Hände entgegen, diesmal heischend. Die Männer, die sich bisher zurückgehalten haben, drängen ihre Frauen beiseite, um den Löwenanteil zu erwischen. Selbst als ich nichts mehr zu verteilen habe, bleiben sie in meiner Nähe, verfolgen jede meiner Bewegungen und führen lange Gespräche darüber. Das macht mich unsicher, denn ich frage mich, was sie erwarten mögen — aber das wird mir immer ein Geheimnis bleiben.

Meine Hautfarbe, um vieles heller als die meiner Begleiter, ruft ihr Erstaunen hervor. Eine Indianerin betastet vorsichtig mit dem

Finger meinen Bart, meine Brusthaare, meinen Körper. Ich habe den Eindruck, es mache ihr großen Spaß, und ich hoffe, daß sie nicht plötzlich Lust bekommt, mich an den Haaren zu reißen, um zu prüfen, ob sie echt sind. Meine Sonnenbrille hat einen Sondererfolg. Es tut mir leid, keine Perücke und kein Gebiß zu tragen, um sie ihnen zeigen zu können. Das gäbe ein Aufsehen! Damit hätte ich sicherlich den Medizinmann der Gemeinde um sein Ansehen gebracht.

Besagter Medizinmann läßt übrigens nicht lange auf sich warten und stattet uns einen kurzen, aber gutinszenierten Besuch ab. Durch das Ausbreiten seiner Arme schafft er Platz um sich, nimmt ein paar Geschenke entgegen, dann eine Tabakrolle, von der er sogleich ein Stück in den Mund steckt, das er zu kauen beginnt. Er spuckt aus und verschwindet . . . voll Würde, ein echter Zauberer! Um den Hals trägt er eine Kette von Krokodilszähnen, um Fuß- und Handgelenke rascheln aufgereihte wilde Beeren, und als Andeutung eines Schurzes besitzt er ein mottenzerfressenes, unsauberes Jaguarfell.

„*Auri . . . coti manàkre!*"

Die Sprache der Karaja-Indianer ist nasal und recht simpel. Die Sprache der Männer unterscheidet sich ein wenig von der der Frauen des Stammes, ja sogar von der der Kinder. Zur sichtlichen Freude der Indianer schnappe ich einige Begrüßungsworte auf. Wenigstens zehnmal lassen sie mich voll Begeisterung ein Wort wiederholen, indem sie auf den Gegenstand weisen, den es bezeichnet.

„*Tatarian, manàkre rarerim auri tori coti . . .*" Gelehrig wiederhole ich meine Lektion. Diese braunen Teufel scheinen mir gutgelaunte, neugierige Kinder. Aber zwischen zwei Redeübungen, die ich genau wiederholen muß, behalte ich meine Sachen scharf im Auge, denn meine Lehrer sind geschwind im Nehmen. Taschentuch, Bleistift, ein Fetzen Papier, alles erscheint ihnen begehrenswert.

Ganz Auge und Ohr, umgeben sie mich und machen keine Miene, uns zu verlassen, ganz im Gegenteil.

Wer nicht mehr in der engen Hütte Platz findet, begnügt sich damit, das Gesicht lächelnd zwischen die Fugen der Bambusstäbe zu drängen. Das erinnert mich an kleine, rote Nasen, die sich vor Weihnachten an Schaufenster drücken.

Wir sind ja für die Menschen hier wahrscheinlich auch nur ein unterhaltsames Spielzeug oder wundersame Tiere. Es macht ihnen

Spaß, uns in ihrer Mitte ratlos und ungeschickt bewegen zu sehen.

Und betrachte ich sie zur gleichen Zeit nicht auch voll Neugier? Ihr Empfinden wird sich nicht allzu sehr von dem unsrigen unterscheiden. Wir bereiten uns gegenseitig Freude. Das ist eigentlich nett.

„*Coti . . . coti!*"

Als Gegengabe für unsere Geschenke bedecken bald Wassermelonen, Bananen, wilde Beeren und bittere Nüsse den Boden unserer Hütte und geben ihr das Aussehen eines Gemüseladens. Die Indianer sitzen jetzt friedlich und mit freundlichen Gesichtern bei uns herum und schauen uns zu. Sie betrachten uns mit leisem Spott. Die Bäuche der Alten und die weichen Brüste der Frauen zittern von ihrem Lachen.

Die Indianer stoßen auf, lassen ihre Winde entweichen, spucken aus und kratzen sich in den Achselhöhlen, um Ungeziefer zu suchen, das sie aufmerksam und mit Feinschmeckermiene betrachten. Dann stecken sie es ohne weiteres in den Mund und zerknacken es.

Als sie bemerken, wie ihr Mienenspiel uns belustigt, wollen sie uns offenbar eine besondere Freude bereiten und veranstalten in aller Ungeniertheit einen Wettkampf der Winde. Ohne die geringste Mühe und mit einer Sicherheit, die lange Übung verrät, lassen sie die Verdauungsgase mit schwindelerregender Schnelligkeit entströmen, fast musikalisch, meiner Treu!

Ihre Gedärme scheinen unerschöpfliche Luftmengen zu enthalten. Es nimmt kein Ende, kein Ende . . .

Der Sieger wird gefeiert. Bescheiden ruht er sich von seinen Anstrengungen aus, gestützt auf die Schultern seiner zwei anmutigen Frauen, deren birnenförmige Brüste komisch nach den Seiten wegstehen.

Die Säuglinge schlafen in Reitstellung friedlich auf den Hüften der Mütter, die sie hin und wieder liebevoll ansehen und ihnen, wie eine Katze, die ihre Jungen wäscht, den Nasenschleim ablecken.

Der Häuptling Malhoa, der fortgegangen war, kehrt wieder, über dem Arm ein prachtvolles Jaguarfell, das er Meirelles als Gastgeschenk überreicht. Der nimmt es entgegen und zieht aus seinem Gürtel ein funkelnagelneues Buschmesser in einer Scheide aus rotbraunem Leder. Mit feierlicher Miene übergibt er es dem Häuptling, der sich damit

würdevoll vor seinen verblüfften Untertanen aufspielt und mit der blanken Klinge blitzschnelle, kreisende Bewegungen ausführt, die uns um ein Haar in Gefahr bringen, geköpft zu werden. Im letzten Augenblick retten wir uns durch schnelles Niederkauern vor der modernen Guillotine. Von der Demonstration seiner Macht eingeschüchtert, verlassen uns endlich die Indianer, gefolgt von ihren glucksenden, hoch entzückten Eheweibern. Sie haben sich mit den Glasperlen geschmückt, die wir reichlich an sie verteilt haben.

„*Arákre tiotoeka!*"

„*Arákre.*"

Trotz aller Ermüdung kommen meine Gedanken nicht zur Ruhe, als ich unter dem stickigen Moskitonetz in der Hängematte liege. Ich kann nicht einschlafen. Meine Kameraden schnarchen bereits. Wie ich sie beneide!

Die Fackeln sind erloschen, der Mond beginnt zu verblassen. Voll Unrast erhebe ich mich, um am Ufer spazierenzugehen. Tiefer Friede liegt über dem nächtlichen Dorf. Ein monotones Gesinge kommt irgendwoher. Es klingt wie das Jammern eines Nachtgespenstes.

Einige halbverhungerte Hunde heften sich an meine Fersen, sie knurren leise, bellen aber nicht. Bald habe ich eine ganze Meute hinter mir, die aufgeregt hechelt und mich fürchten läßt, ein paar Fangzähne in die Waden zu bekommen.

Mir zur Seite verläuft der silberne Fluß, auf der klaren, gelben Steilküste darüber liegt das Dorf, und hinter ihr leuchtet die gerade Linie des *serrado*. Den Horizont säumt eine dunkle, stellenweise unterbrochene Wand — das muß der Urwald sein.

Die Indianer schlafen im Freien auf Matten vor den Hütten, denn es ist sehr heiß. Ich stoße gegen einige engumschlungene Paare und entschuldige mich mit den gewohnten Redensarten, die in dieser Umwelt so merkwürdig anmuten, daß ich hell auflachen muß. Einige der schattenhaften Schläfer stützen sich halb auf die Ellenbogen, schauen mir unbewegt nach, murmeln etwas mir Unverständliches und legen sich vertrauensvoll wieder hin.

Einer ruft ärgerlich den Hunden etwas zu, sie hören auf zu knurren, folgen mir aber weiter nach. Ein durchdringender Geruch liegt in der Luft, hängt sich an meine Kleider und setzt sich auf meiner Haut fest. Es ist der kennzeichnende Geruch der Indianer, den ich

schon auf dem Fluß bemerkt habe. Er ist gemischt aus dem Geruch von Schweiß, Schmutz, ranzigem Fett und den pflanzlichen Farbstoffen *urucu* und *genipapo*, die die Grundlage von all dem bilden, was eine primitive Seele an Mitteln, zu gefallen und zu verführen, ersinnen kann.

Zufällig entdecke ich auf einem kleinen, freien Grasplatz, der von hohen Pflanzen umgeben ist, einen alten Indianer, der zusammengekauert auf einer Matte hockt. Aus einer Pfeife raucht er ein Kraut, das einen durchdringenden Geruch hinterläßt. Neben ihm glimmen schwach ein paar Kohlenstücke, von Asche bedeckt, die weiß ist wie Schnee bei Mondschein, wenn sich schon die Morgenröte ankündigt.

Der Alte knurrt mich einladend an und läßt mich neben sich auf der Matte Platz nehmen. Er reicht mir eine Kalebasse mit einem fast geschmacklosen, aber angenehm kühlen Getränk, das ich mit einigem Widerwillen koste. Als Gegengabe schenke ich ihm etwas Tabak aus meinem Beutel und beginne auch zu rauchen. Sehr lange verharren wir im Schweigen. Ich würde gern die geheimen Gedanken dieses Waldbewohners wissen. In seiner Nähe fühle ich mich glücklich, frei von allem Zwang und allen Bindungen. Manchmal, wenn er die Pfeife aus dem Mund nimmt, um in weitem Bogen einen schwärzlichen Saft auszuspucken, schaut er mich mit leuchtenden Augen an und grunzt liebevoll. Er fühlt sich glücklich. Ich auch. Oh, du alter Indianer, wie innig habe ich mich an jenem Abend mit dir verbunden gefühlt, und wie stark habe ich auch plötzlich erkannt, daß es Vermessenheit wäre, in die tiefe Weisheit deiner Gedanken eindringen zu wollen. Die Natur um uns, die Laute des Urwaldes, der Wildtiergeruch aus dem Dorf . . . alles war Harmonie. Warum mangelt es mir an Worten, um dies jähe, schmerzhafte Gefühl der Verquickung mit dem ursprünglichen Leben rings um mich zu schildern! Heute, da ich meine Aufzeichnungen von damals wieder lese und knapp vor einer neuerlichen Abreise bin, heute bist du es, an den ich denken muß. Dein Wald ist es, der mich zu fesseln vermochte wie keine Frau der Welt. Besäße ich doch die Kraft, ganz Mensch zu sein. Auf allen Flitterglanz zu verzichten. Für immer dorthin zurückzukehren, wo es noch Einfalt gibt, dorthin, wo man noch zu leben weiß.

Ich habe meinen alten Indianer verlassen und den einsamen Spaziergang wieder aufgenommen.

Neben einer Hütte mit schadhaftem Strohdach hängt ein Büschel Bananen. Der Alte ruft hinter mir her:

„*Auri auri taxata!*"

Ich sehe im Halbschatten an einer Stelle Früchte, die zwar klein, aber reif zu sein scheinen, strecke meine Hand aus und fahre jäh mit einem Schmerzensschrei zurück. Ein Höllenspektakel bricht los. *Araras vermelhas*, heilige Vögel der Indianer — sie rupfen sie, um von ihnen ihren Festschmuck zu gewinnen —, haben das Büschel Bananen zum Ruheplatz gewählt. Durch meine unvorsichtige Handbewegung habe ich sie aus dem Schlaf gescheucht und sie haben wütend nach meinen Fingern gehackt. Jetzt schreien sie aus voller Kehle wie die kapitolinischen Gänse, um die Gemeinde auf den Dieb aufmerksam zu machen. Angeregt von dem Lärm, gehen auch die Hunde aus ihrer Zurückhaltung heraus und beginnen wild zu kläffen . . .

Verstört laufe ich fort, suche vergeblich unsere Hütte, tobe und fluche und finde sie endlich. Atemlos und beschämt werfe ich mich in die Hängematte und sehne den Schlaf herbei, der mich weiterhin meidet. Aufgeregt pocht mein Herz in der Brust.

„Auf, Franzos', auf, *esta na hora!*"

Meirelles hebt mein Moskitonetz zur Seite und rüttelt mich wie einen Apfelbaum. Jäh zerreißt er meine goldenen Träume und zieht sich dabei die Stiefel an.

„Beeil dich! Malhoa hat uns in seine Hütte eingeladen."

Mehr der Form halber wehre ich mich ein wenig. Versuche mich wieder in meinen Traum zu versenken und muß es aufgeben. Ich schütte mir einen Napf Wasser über den Kopf, ein paar Striche mit dem Kamm, Stiefel, Filzhut, die Schnalle am Patronengürtel eingehakt...

„Fertig, Meirelles, eilen wir uns, *esta na hora* . . ."

Jetzt bin ich an der Reihe, ihn anzutreiben, der Kerl wichst seinen Schnurrbart. In der Bucht sind die Caboclos dabei, das Boot zu kalfatern und ihre eigene Morgentoilette vorzunehmen. Duke, dessen verletzter Fuß noch nicht ganz ausgeheilt ist, bleibt in der Hütte zurück, um auf die Sachen aufzupassen und die Waffen zu reinigen.

Wir gehen fort. Der Widerschein der Sonne auf dem Wasserspiegel des Flusses steht in grellem Gegensatz zu dem weichen Halbschatten der Hütten. Meine Augen schmerzen.

Einsam liegt das Dorf, wie ausgestorben im Schein der sengenden Sonne. Auch die Hunde sind verschwunden. Sie haben sich vor der Hundstagshitze in den Schatten einer mageren, dürftigen Palmengruppe verkrochen und hecheln mühselig mit bläulich hängender, geifernder Zunge.

In den Eingängen der Hütten zeigen sich ein paar neugierige Gesichter. Die Mücken surren, nur sie sind zu hören und ein seltsam leiernder Gesang, der mich in der letzten Nacht an den Klagelaut eines nächtlichen Gespenstes denken ließ.

„Es ist eine Indianerin, die um einen Toten weint", erklärt Meirelles. „Das dauert eine lange Zeit. Wenn sie müde wird, richtiger gesagt, stockheiser, dann löst eine Nachbarin oder Verwandte sie ab, dann folgt wieder eine andere. Die Sitte fordert, daß um die Toten eine Zeit geklagt wird, die nach unserem Begriff ungefähr sechs Monate dauert."

Diese Totenklagen aus dem Stegreif, mit denen der Ruhm des Verstorbenen gefeiert wird, haben etwas an sich, das kaum mehr menschlich klingt.

Meirelles, der den Dialekt versteht, übersetzt mir Vers um Vers das Lied der indianischen Totenklage:

„*Ahahaha,*
Er wird nicht mehr zum Fischfang fahren,
Nie mehr wird er kämpfen, nie mehr tanzen.
Karaja ist tot . . . ahahaha!
Nie wieder werde ich ihn bemalen,
weder für eine Aruana[1] *noch für einen Krieg.*
Das Gift auf seinen Pfeilen ist vertrocknet,
Wer wird mich nun vor den wilden Tieren des Waldes schützen?
Allein bin ich mit meinem Sohn.
Mein Sohn ist jung,
Und ich bin alt.
Karaja ist tot, ahahaha!
Nie mehr wird er Melanzia pflücken,
Die süße Batate nie, und nie Maniok.
Niemals wird man ihn zum Zweikampf fordern.
Die Weißen aber sterben nicht, o nein.

[1] Maskentänze.

Sie werden zu Stein und bleiben auf der Erde.
Karaja aber kommt nicht wieder,
Karaja ist tot, ahahahahahahaha!"

Einige Tongefäße stehen zum Trocknen im Sand. Es sind vorwiegend plump geformte Krüge, mit symmetrischen Mustern in bunten Farben bemalt. Eine breite Schlangenhaut, von der die Schuppen fallen, hängt auf einem Pfahl.

Malhoa hat uns gesehen und kommt uns entgegen.

„*Tatarian!*"

„*Tatarian rarerim karaja!*"

Er tritt als erster in seine Hütte mit dem spitzbogigem Dach aus den Blättern der *burity*-Palme. Sie ist kaum größer als die anderen. Zunächst vermag ich nichts zu unterscheiden. Ein dicker Qualm reizt zum Husten und treibt mir Tränen in die Augen. Malhoa lacht.

Eingebettet zwischen zwei Steinen glimmt ein Feuer. Darüber steht ein irdener Topf. Im Kreis herum hocken einige Frauen und rauchen. Die spindelförmigen Pfeifen sind mit unserem Tabak gestopft. Diese Pfeifen tragen sie nebenbei gesagt stets im Mundwinkel. Die Frauen haben keine Zähne mehr, nur noch rauchgeschwärzte Stummel stecken in den Kiefern.

Wenn sie einmal nicht rauchen, kauen sie Tabak, spucken beachtliche Bogen und stoßen laute Rülpser aus, besonders wenn sie etwas aufregt oder bewegt. Sie lächeln selten, und das ist schade, denn wenn sie es tun, ist ihr Lächeln sanft und schmerzlich verzichtend, rätselhaft wie das der Mona Lisa.

Ihre Bewegungen sind gemessen und voller Anmut. Da sie sich selbst einer Beachtung für unwürdig halten, vermeiden sie im Gespräch den Blick ihres Partners. Ihre Antworten geben sie sanft, mit abgewandtem Kopf, so daß man den Eindruck hat, sie redeten mit sich selbst.

Ihre Stimmen sind rauh. Zwischen den einzelnen Sätzen scheinen sie zu schluchzen, ihre Rede ist von Klagelauten und wie von unterdrücktem Weinen durchsetzt. Die Frauen sind gerade beim Flechten von Bastmatten. Eine von ihnen hält mit dem Fuß ein mit Baumwolle ausgelegtes Geflecht in Bewegung, auf dem ein Säugling von einigen Monaten liegt und leise vor sich hinweint.

Es ist außerordentlich schwer, das Alter der Frauen abzuschätzen. Sie sind alt oder jung, eines oder das andere, ohne Übergang. Die „reife, aber gut erhaltene Frau" findet man unter ihnen nicht. Ihre von frühzeitiger und allzu häufiger Mutterschaft erschlafften Brüste zeigen den herbstlichen Verfall eines harten Lebens. Ihre schlanken, nackten Körper von rein asiatischem Typus sind vollkommen enthaart. Das gleiche ist auch bei den Männern der Fall, deren Glied mit einer Baumwollschnur rollenartig umwickelt ist, um es vor den Stichen der blutgierigen Moskitos zu schützen, vor allem jedoch vor dem *candirus*, einer in den Flüssen des Matto Grosso-Gebietes häufig auftretenden Mikrobe, die in den Harngang der Badenden eindringt, dort krebsartige Wucherungen hervorruft, die langsam, aber unaufhaltsam weiterschreiten und schließlich zu unheilbaren Blutungen führen.

Da das Glied der Indianer von Kindheit an auf diese Art eingeschnürt ist, ist es bei den Erwachsenen unterentwickelt. Ach, sprechen wir es deutlich aus: es ist verkümmert. Daraus erklärt sich die starke Frigidität der Indianerinnen, die natürlich von diesen embryohaften Attributen des Mannes, die kaum zur Zeugung geeignet sind, nichts zu erwarten haben.

Infolge dieser mangelhaften Eignung der Karajas für den Geschlechtsverkehr nimmt die Liebe bei ihnen einen merkwürdigen Charakter an. Vor allem geht sie in voller Öffentlichkeit vor sich. Der Indianer nimmt seine Frau, wann er sie begehrt, läßt sich dabei im angeregten Gespräch mit seinen Freunden nicht stören, er ißt, trinkt und rülpst. Die Ejakulation fordert eine längere Zeit als normal, da sie den Abschluß jener Art Umarmung bildet, die den Fachleuten auf diesem Gebiet als „Hinduliebe" bekannt ist.

Diese Abart, die bei den Karajas und Javahés üblich ist, verlangt von den Beteiligten keine wahrnehmbaren Bewegungen, die den Spasmus beschleunigen. Der Orgasmus der Frau ist fast Null. Unter diesen Umständen und Bedingungen nimmt das Liebesleben der Indianer zwar verhältnismäßig viel Zeit in Anspruch, hat aber fast ausschließlich den Zweck, die Rasse zu erhalten. Das liegt den Indianern sehr am Herzen, Kinder bedeuten für sie Reichtum. Um gesunde Nachkommen zu zeugen, wachen sie mit äußerster Sorgfalt darüber, daß keine Ehen unter Blutsverwandten geschlossen werden. Das strenge, aber gerechte indianische Gesetz bestraft solche Ver-

bindungen mit dem Tod. Wenn ein Stamm sehr abgeschlossen lebt, muß er sich, um die Reinheit des Blutes zu erhalten und die Gefahr von Verwandten-Ehen zu vermeiden, bei benachbarten, rasseähnlichen Stämmen neue „Zuchtstuten" zur Auffrischung des Blutes besorgen.

Diese fordert man auf, mit den jungen, unverheirateten Kriegern — freiwillig oder gezwungen — eine Ehe einzugehen. In den meisten Fällen werden solche Verbindungen von beiden Stämmen angestrebt, denn man kann sie zu Handelsverbindungen ausweiten, die für den Lebensstandard der Eingeborenen von großer Bedeutung sind. Manchmal allerdings verhindert eine tiefersitzende Verstimmung alle derartigen Pläne. Die Folge ist dann eine Kriegserklärung, deren hauptsächlicher Zweck der Frauenraub ist. Die Angreifer umzingeln im Morgengrauen das Dorf, in dem eine große Anzahl von „heiratsfähigen Mädchen" vorhanden ist, und liegen auf der Lauer, bis die Krieger aufs Feld, zum Fischfang oder auf die Jagd gegangen sind. Ist das Dorf von den kampffähigen Männern verlassen und sind außer Frauen und Kindern nur Greise zurückgeblieben, dann plündern die Angreifer die Hütten, zünden sie an, entführen die jungen Mädchen und treten einen geordneten Rückzug an. Auf dem Kampfplatz bleiben nur Leichen zurück.

Nach der Heimkehr denken die Frauenräuber nur daran, wie sie sich gegen einen Vergeltungsangriff schützen können, und ergreifen die Flucht vor der Rache der Überlebenden des überfallenen Dorfes. Sie verlassen ihre Hütten und ziehen in eine andere Gegend, von den Gefangenen begleitet, die jetzt als rechtmäßige Frauen Aufnahme in den Stamm gefunden haben. Im Urwald trifft man häufig auf solche verlassene Dörfer, und nicht selten begegnet man einem langen Zug von Indianern, die auf dem Rücken Butten aus Rinde, angefüllt mit Hausgerät, tragen, und denen in angemessener Entfernung eine Schar Frauen demütig und furchtsam folgt.

Einige Stämme, besonders die Chavantes, bemächtigen sich zur Blutauffrischung gern weißer Mädchen. Diese gehören ihrem Entführer und werden getötet, sobald sie ein Kind geboren haben. Das Kind wird, wenn es ein Mädchen ist, vom Kaziken erzogen, ist es jedoch ein Knabe, vom Medizinmann des Stammes. In beiden Fällen gilt es als reinrassiges Mitglied des Stammes. „Er" oder „sie" haben von da

an die Pflicht, dem Stamme eine zahlreiche Nachkommenschaft zu schenken.

Die geschlechtlichen Anschauungen der Indianer sind sauber und gesund. Es stimmt allerdings, daß gewisse Zeremonien einen ausgesprochen orgiastischen Charakter annehmen. Doch dies geschieht mehr aus Gründen der Tradition als aus Lasterhaftigkeit oder Wollust.

So konnte sich bei einigen Stämmen im Rahmen der Weihezeremonie junger, in die Reife getretener Mädchen bei besonders eifrigen Adepten der Masochismus entwickeln. Bei dieser Gelegenheit wird ein großes Fest veranstaltet, von dem sich allerdings in der *aldeia*[1] zufällig anwesende Fremde fernhalten.

Man trinkt, man tanzt, man fordert einander leidenschaftlich heraus, dann kämpft man zu Ehren des jungen Mädchens.

Riemen aus ungegerbtem Leder sausen auf die Rücken herab und lassen das Fleisch platzen und anschwellen. Blut fließt. Die Indianer stehen einander gegenüber, von ihren Freunden umgeben. Die Mutigsten reichen andern die Peitsche und fordern sie auf, zuzuschlagen. Während die schmerzhaften Schläge niedersausen, rufen sie:

„Los . . . los . . . du bist ein schwaches Weib, dein Arm ist ohne Kraft, und deine Peitschenhiebe sind Liebkosungen für mich."

Der Geschlagene setzt seine Ehre darein, alle Schmerzen zu ertragen. In seinem Gesicht zuckt kein Muskel. Oft wankt er vor Erschöpfung und ist der Ohnmacht nahe. Das Blut rauscht in seinen Ohren, die Erde dreht sich vor seinen Augen, er schließt sie und sieht rote Schleier . . . Dann rafft er sich auf und ruft unter nervösem Lachen mit fester Stimme:

„Hör auf, du bist ein Kind, du machst dich unnötig müde. Laß mich zeigen, wie ein Mann zuschlagen muß. Gib mir die Peitsche."

Die Geißel wechselt in die Hand des anderen, wieder hageln Schläge auf einen gekrümmten Rücken, man hört den unangenehmen Laut von platzendem Fleisch.

Der eben noch geschlagen wurde, prügelt jetzt selbst mit ganzer Kraft, bis der Gegner die überlieferten Worte ausspricht, die den merkwürdigen Wettkämpfen ein Ende machen:

„Geh, du bist nur ein schwaches Weib . . ."

[1] Indianersiedlung.

Sieger ist, wer die Geißelung am längsten erträgt.

Ehen sind nicht immer der Abschluß eines romantischen Idylls, sondern oft das Resultat eines Abkommens zwischen den beiderseitigen Familien. Man tauscht Geschenke aus, und wenn die Vereinbarung geschlossen wird, solange das Mädchen noch nicht reif ist, zieht der künftige Ehemann zu seinem Schwiegervater und arbeitet, soviel er kann, für die ganze Familie, um zu beweisen, daß er für die Bedürfnisse einer Frau zu sorgen fähig und imstande ist, ihr den nötigen Schutz angedeihen zu lassen.

Der Schwiegersohn ist dann ganz und gar Sklave des Schwiegervaters. Das ändert sich erst mit der eigentlichen Hochzeit. Dann bezieht das junge Paar eine vom Bräutigam errichtete Hütte und braucht sich künftighin nur um den eigenen Lebensunterhalt zu bekümmern.

Die Ehe ist für die Indianer eine absolute Notwendigkeit. Man muß sich verheiraten, um den Bestand der Rasse zu sichern, um Kinder in die Welt zu setzen, die zu starken und mutigen Kriegern heranwachsen und imstande sind, die Stammesgemeinschaft wirksam zu verteidigen. Die Bewohner eines Dorfes sind untereinander zu Beistand und Hilfe verpflichtet. Die soziale Organisation der Indianer sieht sogar regelrechte Altersheime vor, in denen die alten, entkräfteten Krieger ihren Lebensabend sorgenlos verbringen können.

Allerdings stimmt es auch, daß manche Stämme sich ihrer Greise entledigen, sobald sie der Gemeinschaft zur Last zu fallen beginnen. Die Alten sind damit gewöhnlich einverstanden und trinken freiwillig das Gift, das man ihnen zu diesem Zweck reicht. Ebenso geht man gegen unheilbar Kranke vor, die in Kriegs- oder Notzeiten eine außerordentliche Belastung darstellen. Diese Auslese geschieht ohne Gewalt, sie wird von allen anerkannt, und niemandem fiele es ein, sich dagegen zu wehren. Das Leben im Urwald ist hart, und nur die Kräftigsten haben Aussicht, es zu ertragen.

Nicht immer sind Wald und Flur mit ihren Gaben freigebig. Die Erde ist im Matto Grosso nicht fruchtbar, man muß sie fleißig bearbeiten, um die nötigen Mengen an Maniok und Hirse zu ernten, die man zur Ernährung einer großen Familie braucht . . .

Um die Leistungsfähigkeit des Ehemannes auf die Probe zu stellen, geht bei manchen Indianerstämmen der Hochzeit eine Kraftprobe voraus. Sie besteht darin, daß man den Bräutigam in einer Bucht tauchen

läßt, die zu diesem Zweck vorgerichtet wurde: Man schließt sie mit großen Steinen seeartig ab, setzt da hinein einen besonders wilden, scharfzähnigen Fisch von dreißig bis vierzig Kilo und läßt ihn einige Tage ohne Nahrung. Der Prüfling muß ihn dann mit bloßen Händen fangen.

Einem solchen Fisch in die Kiemenöffnungen zu greifen und ihn aufs Ufer zu bugsieren, erfordert Gewandtheit, Kraft und Mut.

Wenn die Prüfung mißlingt, beschimpft man den Kandidaten und fordert ihn auf, sich zurückzuziehen. Im Fall seines Todes tritt ein anderer Bewerber auf die Bildfläche und nimmt den Platz neben der Braut ein. Er kämpft mit dem gleichen Fisch und kann seines Sieges von vornherein sicher sein, denn das Tier ist inzwischen abgekämpft und leistet keinen nennenswerten Widerstand mehr.

Hierauf beendet der zukünftige Ehemann die Eheprüfung, indem er eine Urwaldstelle in Dorfnähe rodet. Er bearbeitet den Boden mit einer Eisenholzhacke und pflanzt dann Hirse, Maniok und Obstbäume an. Sobald die ersten Triebe aus dem Boden schießen, wird er für ehetauglich erklärt.

Nach dem traditionellen Geschenkeaustausch treffen sich die jungen Leute auf dem großen Dorfplatz. Zuerst lauschen sie artig den weisen Lehren der Alten. Dann kommen Tänze von altertümlichem Charakter, zur Musik der *grunchos* und *chocalhos*[1]. Die Männer tanzen in einer Reihe und bewegen sich mit kleinen Schritten trippelnd von rechts nach links, die Frauen stehen ihnen gegenüber und tanzen von links nach rechts.

Das Fest dauert bis tief in die Nacht hinein. Das junge Paar sucht dann die Hütte auf, die ihm bestimmt ist, in der Regel diejenige, die der Bräutigam während der Verlobungszeit eigenhändig oder mit Hilfe seiner Freunde errichtet hat.

Jetzt sind sie zwar in den Augen des Dorfes, aber noch nicht in Wirklichkeit verheiratet. Das ist im wahren Sinn des Wortes erst nach einer weiteren Frist von sechs bis zehn Tagen der Fall, die dazu verwendet wird, sich gegenseitig kennenzulernen.

Während dieser paar Tage schläft ein jedes brav auf seiner eigenen Matte. Sie nehmen sich nicht die kleinste Freiheit heraus und unterhalten einen durchaus platonischen Flirt mit gemeinsamen Spazier-

[1] Musikinstrumente der Indianer.

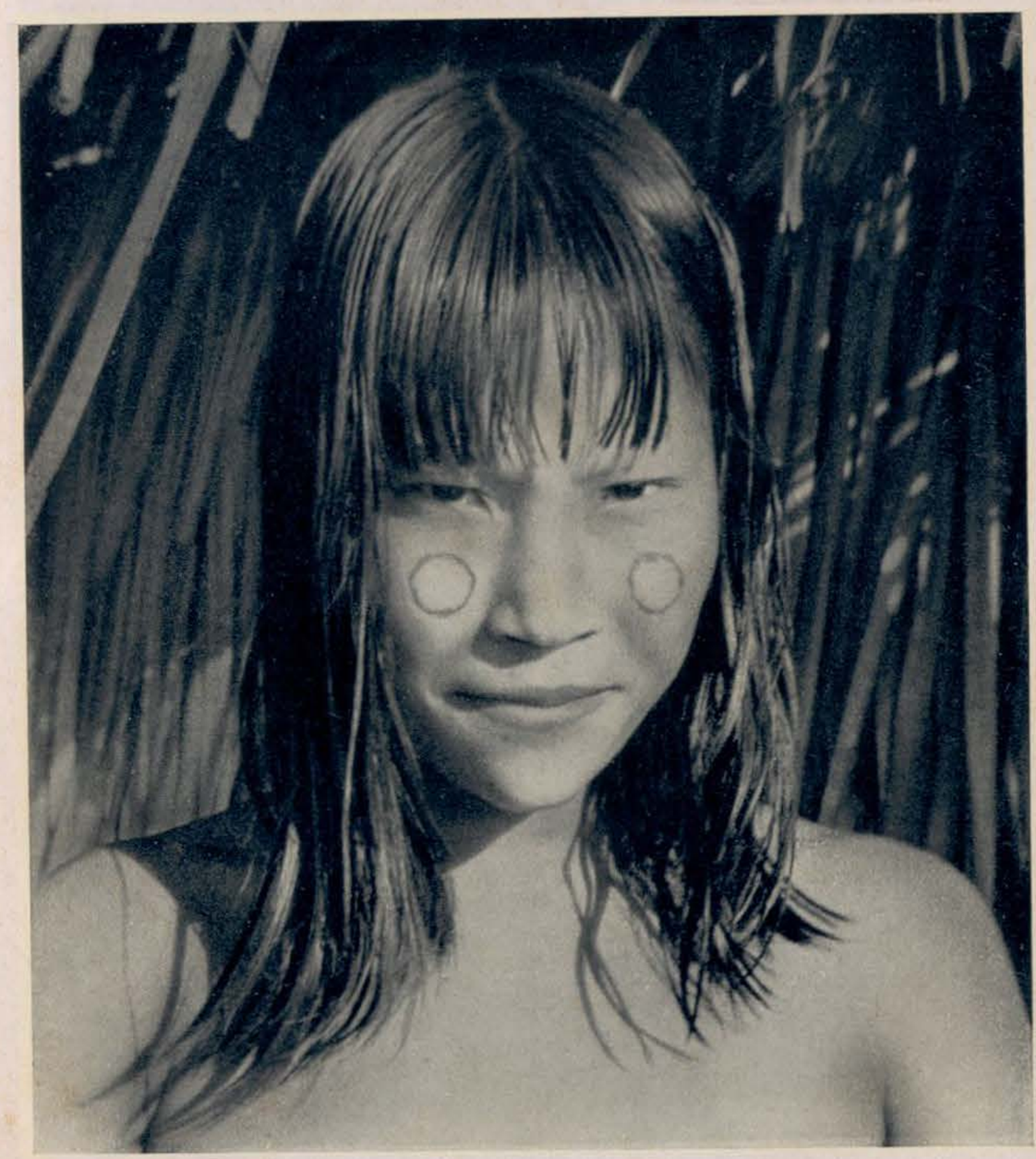
gängen am Flußufer und allerlei anmutigen, durchaus kindlichen Spielen. Und erst, wenn sie einander nicht mehr mit „neugierigen" Augen betrachten und diese angenehme Zeit des Sich-Kennenlernens zu einer festen Freundschaft zwischen ihnen geführt hat, stellt der junge Mann dem Mädchen seine ehelichen Fähigkeiten unter Beweis. Erst dann sind sie vor Gott und den Menschen vereint und gehen daran, dem harten Urwaldleben gemeinsam die Stirn zu bieten.

Von jetzt an ist die Karaja-Frau absolute Herrin im Haus und bestimmt uneingeschränkt über alle wirtschaftlichen Dinge. Sie nimmt aktiv am politischen Leben der Dorfgemeinschaft teil und interessiert sich unmittelbar und sehr energisch für den sozialen Aufbau ihres Lebens.

Wenn die Ehe dem Mann auch bestimmte Rechte gibt, so räumt sie andererseits der Frau eine gewisse Vorherrschaft ein: Die Frau kann den Mann schlagen, wenn er sich ihr gegenüber nicht zartfühlend genug benimmt oder wenn er seine Arbeit vernachlässigt. Sie darf damit allerdings nicht zu weit gehen, denn entsprechend dem für das indianische Gesetz typischen gesunden Menschenverstand ist es ihm dann erlaubt, ihr die Prügel heimzuzahlen. Meines Wissens sind die Karaja der einzige Stamm, der mithin der Frau weitgehend Rechte zugesteht.

Bei anderen Stämmen sind die Indianerinnen nicht berechtigt, auch nur die geringste Klage zu äußern oder, selbst wenn sie im Recht sind, in die Beschlüsse des Mannes einzugreifen. Wenn der Mann eine neue Frau hinzunimmt, ergeht sich die liebe Verwandtschaft in lauten Beifallsäußerungen, aber es gibt weder Wehgeschrei noch tränenreiche Szenen. Die erste Frau behandelt die zweite als gute Freundin und empfindet keinerlei Eifersucht wegen ihrer fortwährenden Anwesenheit und Einmischung in die häuslichen Angelegenheiten. Mögen die Dinge wie immer liegen, der Rang der Hauptfrau gebührt einzig ihr, und ebenso steht auch nur ihr das Recht endgültiger Entscheidungen zu. Eine kluge Zeiteinteilung sorgt für gerechte Abwechslung in den Nächten des Indianers. Die Verschmähte schläft nach Austausch einiger unschuldiger Scherze friedlich ein und wendet dem Paar den Rücken zu, das sich ein paar Schritte von ihrem Lager entfernt geräuschvoll vergnügt. Ein Favoritinnentum gibt es nicht. Den einen Tag heißt es ja, den anderen nein, ausgenommen natürlich die Tage, an denen eine der Frauen indisponiert ist.

Indianerin bemalt ihren Mann für die Aruana.



Junge Karaja-Schönheit.

Wenn die schwangere Frau ihrer Niederkunft entgegensieht, ist es der Mann, der jammernd und stöhnend auf der Türschwelle hockt. Um ihn scharen sich seine zahlreichen Freunde, beglückwünschen ihn, überreichen ihm kleine Geschenke und sprechen ihm Mut zu. Inzwischen steht die Frau aufrecht, mit beiden Händen an den Mittelpfeiler der Hütte geklammert, die Beine gegrätscht, beißt die Zähne zusammen und müht sich unter Mithilfe einer alten Frau, die Geburt zu beschleunigen.

Während der Mann, der die unerträglichen Schmerzen der Entbindung vorgetäuscht hat, sich erschöpft und heiser wimmernd zur Ruhe betten läßt und in der Hängematte süß entschlummert, schreit das Neugeborene in einer mit Rohbaumwolle gefüllten Kalebasse, und die Wöchnerin geht ohne Schaden für ihre gesunde Konstitution ihren Hausfrauenpflichten nach. In Europa pflegt man so etwas „Männerkindbett" zu nennen . . .

Für die Indianer ist die Geburt eines Kindes ein glückverheißendes Ereignis, das man, schon gar, wenn das Neugeborene ein Knabe ist, entsprechend feiert. Der Säugling wird mit aller Sorgfalt aufgezogen und führt ein Nabobleben, verwöhnt und verhätschelt wie wenige Kinder der zivilisierten Welt. Sehr rasch wird er ein kleiner Tyrann mit unzähligen Launen, die befriedigt werden, kaum daß sie ausgesprochen sind.

Die Indianer schlagen ihre Kinder niemals, und ein Indianer lächelt nur dann, wenn er ein Kind im Arm hält. Einige Stämme allerdings begrenzen die Zahl der Geburten auf drei je Frau, eine eigenartige Methode der Rassenauslese, bei der der Medizinmann eine aktive Rolle spielt, indem er mittels Kräutern, die er im Wald sammelt, Abtreibungen durchführt.

Wenn die Indianerin Mutter geworden ist, vermehrt sie ihre Bemalung um bestimmte Zeichen, die über die Zahl und das Geschlecht ihrer Kinder aussagen. Seltsamerweise zerstören die Tätowierungen und Bemalungen keineswegs die Harmonie der zarten Gesichtszüge, sondern geben ihnen im Gegenteil eine anziehende, persönliche Note, ja einen unleugbaren Reiz.

Trotz der täglichen Bäder erhält die Haut der Indianer infolge des häufigen Einölens einen fettigen Überzug, der glänzt und ranzig riecht, die Haut belastet und Runzeln verursacht, und so die früh-

zeitigen Folgen des arbeitsharten Lebens noch unterstreicht. Diese Kruste hat jedenfalls den einen Vorteil, ihre Trägerin wirksam vor Moskitos und Fliegen zu schützen, die der starke Geruch vertreibt.

Die Indianerin wird sehr früh und recht unbarmherzig vom Alter gezeichnet. Bald ist sie eine tyrannische alte Vettel, die sich ihres körperlichen Verfalls wohl bewußt ist. Ihr Körper verliert die Konturen, trocknet ein, die Brüste werden schlaff, die Gelenke schwellen an, die Muskeln treten hervor, verkrampfen sich und lassen die furchige Haut zittern. Die abgezehrten Oberschenkel sind mit Geschwüren bedeckt. Der Anblick dieser menschlichen Wracks, die einst so schöne Körper waren, ist niederdrückend . . .

Die alternde Frau wird überaus anmaßend, sie raucht und spuckt mehr denn je und nimmt dem Mann und den jüngeren Nebenfrauen gegenüber eine Haltung unumstößlicher Autorität ein. Ihre Tage verbringt sie zusammengekauert am Herdfeuer, sie starrt ins Leere, knackt Nüsse, reibt Maniok oder verfertigt Lendenschurze für ihre Töchter. Die ganze Zeit über singt sie eintönige Klagelieder für ihre eigenen Toten oder die anderer und führt Selbstgespräche über ihre glücklichen Jugenderinnerungen.

Sie sieht aus wie eine Hundertjährige, und ist noch keine Vierzig . . .

In einer dunklen Ecke von Malhoas Hütte hockt eine typische Indianerin dieser Art und spinnt. Von uns nimmt sie überhaupt keine Notiz. Ihre Lippen haspeln eine Totenlitanei, die kein Ende nehmen will. Keine Träne rinnt aus ihren Augen, deren Lider von einer chronischen Bindehautentzündung gerötet sind, hervorgerufen durch die fortwährende, gleißende Strahlung der Wasserfläche des Flusses. Ihre abgezehrte Brust hebt sich in krampfhaftem Schluchzen, der Kopf mit den grauen und weißen Haarsträhnen wackelt hin und her.

Sie ist mager. Neben ihr döst ein ebenso magerer Hund, den Kopf zwischen den Pfoten.

Unermüdlich, ohne hinzusehen, spinnt die Alte. Mit der einen Hand läßt sie eine lange Spindel tanzen, die aus einem Holzstab besteht, der in ein Knochenstück eingelassen ist. Mit der anderen zupft sie Baumwolle aus der unverarbeiteten Masse, die zu ihren Füßen aufgehäuft liegt. Wenn sie die Spindel sehr rasch bewegt, werden aus dem Baumwollknäuel feine Fäden gezogen, die die alte Indianerin

mit ihren feuchten Händen weichknetet und beliebig lang auszieht, um sie dann zusammenzudrehen. So entsteht ein festgezwirnter Faden, der sich nach und nach, sauber gedreht, unterhalb der Knochenplatte zusammenrollt.

Unablässig dreht sich die Spindel, unablässig tönen die Klagen der Alten. Die Frauen mischen Farben, zerdrücken die farbgebenden Körner des *urucu* mit *babassu*-Öl in einer Kalebasse, und ihre Finger sind vom *urucu* bis in die Handfläche rotgefärbt . . . Oder sie pressen *genipapo*-Früchte aus. Den Saft vermischen sie mit Ruß. Daraus entsteht eine bläuliche Lösung, die zusammen mit *urucu* zur Bemalung der Krieger dient und ihren Leibern den charakteristischen Geruch verleiht.

Malhoa, der neben uns auf einer *buriti*-Matte sitzt, bietet uns eine Wassermelone an, die einer Zuckermelone sehr ähnlich ist. Das spitze Messer durchschneidet die grüne Schale, und ich beiße mit allen Zähnen in das saftige Fleisch, das mit schwarzen Kernen durchsetzt ist. Das Fruchtfleisch ist von einem lebhaften Rot, von der Farbe der Hahnenkämme, es stillt Hunger und Durst zugleich. Malhoa spuckt die schwarzen Kerne einen nach dem anderen mit der Präzision eines alten Scharfschützen ins Feuer. Ich versuche es ihm gleichzutun, blamiere mich aber entsetzlich und mache nur mein Hemd schmutzig. In der Hütte herrscht ein unbeschreibliches Durcheinander von bizarren Gegenständen, primitiven Waffen, gegerbten Fellen, die von den Balken herabhängen oder auf dem mit dicken Matten bedeckten Boden angehäuft liegen.

Da gibt es Bogen von mehr als zwei Meter Länge, aus glattem, schwarzem Holz gearbeitet, mannshohe Pfeile mit scharfer Spitze. Manche davon bestehen aus scharf zugefeilten Knochenstücken, bei anderen wieder sind in den Bambus rasiermesserscharfe Widerhaken eingelassen, die mit dem gelblichen Saft irgend eines pflanzlichen Giftes überzogen sind. Es gibt hier auch Pfeile, deren Spitzen in eine Vielzahl von vergifteten Dornfortsätzen auslaufen, sie sehen aus wie eine halberblühte, todbringende Blume. Die harmlosesten dieser Pfeile sind für die Kolibrijagd bestimmt und mit Harzkügelchen beschwert. Neben Eisenholzkeulen mit einem aus geflochtenen Fasern umwickelten Handgriff lehnen grellbunt befiederte Speere, daneben festliche Gürtel aus kunstvoll gefügter und mit Federnbüscheln ver-

zierter Schlangenhaut. Dann wieder Kalebassen aller Größen, mit Gravierungen, die mit Kohle geschwärzt sind. Andere sind mit *urucu* bemalt. An der Decke ist ein geflochtener Tragkorb befestigt, Früchte sind zum Trocknen auf Lianen aufgefädelt und hängen neben in Streifen geschnittenem Fleisch und geräucherten Fischen.

„*Tataupaua irambu auri*[1]", sagt Malhoa.

„*Auri tiotoeka*[2] . . .", erwidert Meirelles.

Der Kazike lädt uns ein, Gäste des Gelages zu sein, das heute abend uns zu Ehren stattfindet. Ich will ihm an Höflichkeit nicht nachstehen und stottere meinerseits:

„*Auri tiotoeka* . . ."

Das beglückt den Kaziken derart, daß er mir eine Halskette aus getrockneten, raschelnden Beeren überreicht, die als Anhänger einen großen Krokodilszahn trägt.

Diese Halskette scheint ein besonders wirksames Mittel gegen Schlangengift zu sein. Man wäscht den Zahn im Fluß und zerreibt ihn dann in einer Kalebasse mit frischem Wasser, das man trinkt, während man die Wunden der Giftzähne mit den Beeren der Kette reibt. Das vertreibt die bösen Geister aus der Wunde, und eins, zwei, drei! bist du geheilt.

„*Tiotoeka*, großer Häuptling!"

Malhoa, der große Häuptling, ruft mit kehliger Stimme eine junge Indianerin zu sich, die sich ihm, durch unsere Gegenwart ein wenig eingeschüchtert, zur Seite kniet, ihn laust und seinen langen Haarschopf dann sorgfältig mit Öl fettet und kämmt.

Mit verschlossenem Gesicht dreht und wendet sie sich anmutig. Unter ihren geschickten Händen verharrt Malhoa unbeweglich wie ein Standbild, dem die Getreuen huldigen. Wohlig schließt er die Augen unter dem angenehmen Kratzen der Kokospalmdornen, die den primitiven Kamm bilden. Die Indianerin bearbeitet damit die behaarte Kopfhaut, daß er glücklich aufgrunzt.

Ich stopfe mich ungeniert voll, vergrabe die Nase in die riesigen Schnitten der Wassermelone und sehe interessiert der Familienszene zu. Dabei fühle ich, wie sich mir der Bauch aufbläht, schwillt und schwillt . . . Schließlich muß ich eilends ins Freie.

[1] Heute abend Fest . . . wird gut . . . du kommen.
[2] Gut . . . Danke.

Draußen herrscht eine Backofentemperatur, die mich rasch und unbarmherzig ausdörrt. Dann tauche ich wieder in den Halbschatten von Malhoas Hütte, werfe mich auf eine Matte, gebe jeden Versuch wohlerzogenen Benehmens auf und überlasse mich einem wohltätigen, von tiefen Rülpsern unterbrochenen Schlummer . . .

Als ich ausgeruht bin und mich im Magen erleichtert fühle, öffne ich die Augen und beobachte, wie die junge Indianerin die Bemalungen Malhoas erneuert und ihm, ihrem künstlerischen Geschick entsprechend, neue Arabesken auf Brust und Arme zeichnet.

Es scheint Malhoa zu schmeicheln, daß ich seine Gastfreundschaft bis zum Übelwerden auskoste. Ich überlege, wie ich ihm die Dankbarkeit für meinen befriedigenden Verdauungsprozeß ausdrücken soll, und sehe keine Verständigungsmöglichkeit. Da begegnen sich unsere Augen für den Bruchteil einer Sekunde und blitzartig verstehen wir einander. In vollkommener Harmonie neigen wir zum Zeichen des Einverständnisses den Kopf.

Meirelles hat seine Stiefel ausgezogen und schlummert süß, während eine junge Indianerin die Sandflöhe entfernt, die sich unter seinen Zehennägeln eingenistet haben.

Mit einem spitzen Knochenstück wühlt sie im Fleisch, das unter dem Druck nachgibt und Vertiefungen bildet, die sich wie bei schon verwesendem Fleisch nicht wieder ausfüllen. Dann zieht das Mädchen aus den Löchern eine weiße, sulzige Masse heraus — tausende Eier des Sandflohs. Der Sandfloh, ein hellgelber Parasit, verursacht keine Schmerzen, setzt aber eine besonders zahlreiche Nachkommenschaft ins Leben, die sich wieder weiter ins Fleisch hineinwühlt, um Eier abzulegen. Wenn man die Eier unter den Zehennägeln entfernt, bleiben so tiefe Löcher zurück, daß man die Kuppe des kleinen Fingers hineinlegen kann. Um eine Infektion zu vermeiden, bepinselt Meirelles die rötlichen Höhlungen mit ein wenig neunzigprozentigem Alkohol und stopft sie dann mit Watte aus.

Raari, die Kazikenfrau — richtiger gesagt, seine dritte —, beginnt jetzt eine merkwürdige Prozedur, die an die Behandlung erinnert, die im Unabhängigkeitskrieg den Schmugglern der nordamerikanischen Dörfer zuteil wurde: die „Strafe des Teerens und Federns".

Für Malhoa ist es keine Strafe, sondern die höchste Raffinesse der Toilette. Raari salbt seinen Körper von Kopf bis Fuß geduldig mit

Baumharz. Über Rücken und Schultern leert sie dann eine Kalebasse voll rosiger und weißer Daunen, die auffliegen, sich dann setzen, klebenbleiben und den Körper dicht bedecken. Wäre Malhoa mir so ausstaffiert plötzlich irgendwo am Wegrand erschienen, hätte es mir die Rede verschlagen. Jetzt aber, da ich gewissermaßen hinter den Kulissen stand, fand ich seinen Anblick nur überwältigend komisch und brauchte meine ganze Beherrschung, um nicht herauszuplatzen, sondern statt dessen eine überschwengliche Bewunderung zu zeigen.

Majestätisch erhebt sich Malhoa, streckt und dehnt seine schon leicht versulzten Gelenke und stößt neuerlich ein Gegrunze aus. (Das Grunzen kann bei den Indianern die mannigfaltigsten Bedeutungen haben. Wenn man genau auf den Ton achtet, erkennt man die Gemütsverfassung des Grunzenden. Es weist eine ganze Ausdrucksskala auf, es ist ein Dialekt, eine Chiffresprache, musikalischer Ausdruck der verschiedenartigsten Gefühle des indianischen Herzens.) Er bemerkt meine bewundernden Blicke, liest Neid darin, spreizt sich wie ein Pfau, setzt sich wieder und gibt seiner Frau herablassend den Befehl, mich zu bemalen.

Dieser Gunstbeweis schmeichelt mir natürlich, aber ich versuche trotzdem, ihm zu entkommen. Meirelles jedoch gibt mir zu verstehen, daß ich „Ordre parieren" muß.

„*Auri tiotoeka*", sage ich resigniert.

Die junge Frau kommt zu mir. Kniet sich neben mir nieder. Sie riecht wirklich nicht gut. Auf ihrer überdimensionalen Brust bemerke ich ein linsengroßes Muttermal. Ihre Haut hat einen unbeschreiblichen, seidigen Glanz . . . Ich mache wahrscheinlich ein höchst idiotisches Gesicht.

Langsam gleitet die klebrige Hand mir über Wangen und Nase, ich spüre das Auseinanderrinnen einer dicklichen, körnigen Flüssigkeit und einen Gestank, der noch viel stärker ist als alles, woran mein Geruchssinn sich in der letzten Zeit gewöhnt hat. Mir wird beinahe übel . . .

Die Haut faltet sich, spannt sich dann wie ein Trommelfell. Die Finger, die erst rot waren, sind jetzt blau, sie gleiten mir über die Stirn, rund um die Augen, sie vergrößern meinen Mund mit waagrechten Strichen bis fast an die Ohren. Ich spüre, wie sie mit leichter Berührung alle Teile meines Gesichts abtasten, und habe Angst, daß sie mir in Mund oder Augen fahren.

Meirelles gelingt es, die Fassung zu bewahren, nur seine Augen funkeln und lachen, bis ihm die Tränen kommen. Jetzt bin ich fertig, aber nun kommt er daran, und es ist an mir, ernst zu bleiben. Jetzt sind es meine Augen, die lachen. Schön sieht es wirklich nicht aus, wenn man so beschmiert wird . . .

Malhoa ist sichtlich erfreut, und auch seine Frauen gestatten sich ein paar befriedigte Gluckslaute.

Ich habe das dunkle Gefühl, unsterblich lächerlich zu wirken, wie wir da einander gegenübersitzen. Es fehlt nur noch, daß wir uns Federn ins Haar stecken und ein Kriegsgeschrei ausstoßen.

„*Tiotoeka*", versichert Meirelles.

„*Auri tataupaua irambu*", wiederholt Malhoa.

Wir empfehlen uns und gehen. Ich laufe zum Fluß und überschütte mein Gesicht mit Wasser, kratze mit den Fingerspitzen an der erstarrten öligen Kruste herum. Dann versuche ich es mit Seife und Bürste . . . nichts zu wollen. Das Eckchen Taschenspiegel zeigt mir ein stoppeliges, farbenbeklextes Gesicht . . . Das muß das meine sein, Irrtum ausgeschlossen.

„Un-ab-waschbar!" versichert der kichernde Meirelles.

Schöne Aussichten!

Hinter dem Dorf, auf einem kleinen, von hohem Gebüsch umsäumten Platz, lümmeln junge Indianer in der Sonne. Ein paar von ihnen beschäftigen sich mit der Anfertigung von Festschmuck, hauptsächlich Fasernmasken und Federngürtel. Andere spielen *peteque* oder sitzen in eifriger Diskussion vertieft auf Matten.

Das sind die Junggesellen des Dorfes, die dem Brauch nach bis zu ihrer Hochzeit in völliger Untätigkeit verharren. Sie lassen sich von den Eltern oder von der Gemeinschaft erhalten. Bis zum Tag der Eheschließung dürfen sie die Hütten nur durch die Hintertür verlassen.

Erst als verheiratete Männer nehmen sie an der Feldbestellung teil. Der Ackerbau spielt ohnehin keine große Rolle, die Karajas sind schlechte Bauern, sie beschäftigen sich hauptsächlich mit Jagd und Fischfang. (Durch ihre Indolenz beschwören sie übrigens oft Hungersnot herauf, besonders in der Regenzeit, wenn Pisten und Flüsse unpassierbar sind.)

Im Schatten der Festhütte steht breitbeinig ein Indianer. Leicht vorgeneigt, stützt er sich auf einen Speer. Er ist vollkommen nackt. Ein anderer Indianer in halb kniender, halb kauernder Stellung reibt ihm Oberschenkel und Beine von oben nach unten mit einem Holzbrett, das mit Piranhazähnen gespickt ist. Aus den zahllosen, kaum sichtbaren Schnitten in der braunen Haut strömt das Blut. Der Patient zeigt keinen Schmerz. Von Zeit zu Zeit nimmt er mit beiden Händen ein Palmblatt und wischt das tropfende Blut weg. Das ist der *sangria*, der indianische Aderlaß, der den Mann für den Tanz beweglicher machen und aus seinem Körper die bösen Geister austreiben soll.

In allen Hütten, die wir betreten, bietet sich dasselbe Bild: Die alten Frauen spinnen oder flechten, die jungen hocken bei ihren Männern und bemalen sie mit Arabesken. Kinder sitzen umher, mit aufgeblähten Bäuchen. Ihre Ohren sind durchstochen und mit wunderschönen, künstlichen Blumen geschmückt. *Arara*-Federn bilden eine Blütenkrone, in deren Mitte ein *capivara*-Zahn wie der Stempel einer exotischen Blume sitzt.

„*Tatarian, tatarian auri!*"

Überall bietet man uns geröstete Hirse an, Schildkröteneier, wilden Honig, Melanzia und reicht uns die mit Maniokschnaps gefüllten Kalebassen. Einige Indianer rauchen Pfeife. Mit den braunen Leinenumhängen, die Meirelles ihnen gegeben hat, machen sie einen würdevollen Eindruck. In hölzernen Mulden, die mit Dornen besteckt sind, reiben die Frauen Maniokwurzeln und bereiten *babassu*-Öl, mit dem sie ihrem Haar Glanz verleihen.

In einer Hütte ist es still, so ungewöhnlich still, daß sich einem der Hals zusammenschnürt, wenn man sich bückt und den Blättervorhang von dem schmalen, niederen Eingang hebt . . .

Drinnen liegt eine Frau, regungslos, mit ausdrucksleeren, vorquellenden Augen. Im Arm hat sie einen Säugling von einigen Monaten. Das Kleine ist erschreckend mager, der Kopf übergroß, das Gesichtchen schmerzverzogen. Es röchelt und seine Brust bebt unter den mühsamen Atemzügen. Es ist leichenfahl.

Es stirbt an einer Krankheit, die der Medizinmann unfähig ist zu heilen: an der Tuberkulose. Die Indianer kennen wenig Krankheiten, die Tuberkulose aber wütet schrecklich unter ihnen. Wenn einer aus

ihren Reihen vom Fieber befallen wird, gibt der *feiticeiro*[1] alsbald bekannt, daß der Kranke von bösen Geistern besessen ist. Um diese zu ertränken und den Kranken zu heilen, verordnet der Zauberer Bäder im kalten Flußwasser, bei Morgengrauen zu nehmen . . .

Erkältung, manchmal ein starker Blutandrang, Husten, eine in den langen Wintermonaten geschwächte Gesundheit, schließlich die Hungersnot — die Tuberkulose arbeitet rasch und sicher. Die Frau hier in der Hütte murmelt unverständliche Worte und drückt das kleine Wesen krampfhaft an ihre welke Brust. Malhoa erklärt uns schicksalergeben in seinem Dialekt: „Es stirbt . . . es stirbt . . ."

Drückend überfällt mich eine tiefe Traurigkeit. Der klagende Singsang einer Indianerfrau in der Nachbarhütte scheint mir den Tod herbeizurufen, der hier bald einziehen wird . . . Draußen strahlt die Sonne, sengt unbarmherzig herab, die *araras* schreien und strählen ihr farbenprächtiges Gefieder; sie spreizen sich stolz. Die Natur ist so schön, brennend in der Nachmittagshitze. Das milchige Grün des Bananenlaubes steht scharf gegen die violetten Töne des fernen Urwalds.

Mit hängenden Armen, ohne Zeichen der Anteilnahme, kauen die Indianer ihre Körner, rauchen und spucken, nehmen das Nahen des Todes einfach hin. Aufhalten können sie ihn ja nicht.

Kleines Indianerkind wird nicht durch den Urwald huschen, wird nicht die *aruana* tanzen . . . Kleines Indianerkind muß sterben . . .

Es drängt mich, etwas zu tun, irgend etwas, nur daß man wenigstens noch auf ein Wunder hoffen, daß man ein winziges bißchen Hoffnung schöpfen kann. So absurd ist dieser Tod. So unbegreiflich.

Aber nicht einmal tröstende Worte kann ich finden. Oh, warum bin ich kein Gott, der Wunder wirken kann!

Kleines Indianerkind wird sterben. Unsere Arzneivorräte sind armselig, und unsere Kenntnisse auf das beschränkt, was in dem kleinen „Handbuch der Ersten Hilfe" steht. Ohnmächtige Vertreter einer allmächtigen Zivilisation sind wir, nichts können wir, als zuschauen und abwarten.

Langsam neigt sich die Sonne. Die Festhütte, die plötzlich von Kommenden und Gehenden wimmelt, scheint wie ein fremdartiger

[1] Zauberer, Medizinmann.

Tempel, in dem die Gläubigen sich zum Sabbat sammeln. Die Krieger legen die Fasermasken mit den Gehängen von getrockneten Beeren und Federnbüscheln an. Manche Indianer tragen buntfarbene Federkronen und sorgsam gearbeitete Bastschurze — heilige Ornamente, deren Anfertigung ein sorgsam gehütetes Geheimnis ist.

Die Bewachung des *aruana*-Schmuckes obliegt einer Gruppe von wachsamen jungen Kriegern, die sich pünktlich in der Festhütte ablösen. Ein paar Weiße lockte einst die Seltenheit dieser Dinge, und sie hätten sie gerne erworben, erfuhren jedoch von den Indianern eine höfliche, aber entschiedene Absage. Wer klug war, beschied sich damit. Andere wieder . . .

Ein Portugiese, Fellhändler, benützte die Gastfreiheit einer *aldeia*, um sich ein paar Fasermasken anzueignen.

Bei Anbruch des nächsten Tages schiffte sich der Portugiese, von den Indianern unbemerkt, ein, und seine schwarzen Ruderer legten sich in die Riemen, um rasch das Weite zu gewinnen, angetrieben zweifellos durch eine vom Händler ausgesetzte Belohnung, denn ihm kamen langsam Zweifel über die Folgen des Diebstahls.

Drei Tage und drei Nächte ruderten die Schwarzen. Sie nahmen den Weg durch enge *arroios*, um ihre Spur vor etwaigen Verfolgern zu verwischen. Der Portugiese rieb sich in Erwartung des Erlöses die Hände, denn der Festschmuck erzielt seiner Seltenheit wegen bei Liebhabern hohe Preise. Das Boot erreichte die Mündung des Tapirapé. Sie waren in Sicherheit.

Da hörten sie ganz unerwartet Kriegsgeschrei. Ein paar hundert Meter hinter ihnen nahten in fliegender Eile indianische Pirogen voll pfeil- und bogenbewaffneter Krieger.

Die erschrockenen Schwarzen verdoppelten ihre Anstrengungen. Der Portugiese verdreifachte die ausgesetzte Belohnung. Er fürchtete für seine Haut, konnte sich aber nicht entschließen, die Beute preiszugeben.

Schon waren sie in Reichweite der Indianerpfeile. Das bedeutete raschen Tod, ohne viel Umstände und in dieser menschenleeren Gegend ohne Hoffnung auf Rettung. Der Portugiese konnte sich noch immer nicht entschließen, aber die Schwarzen nahmen kurzerhand die Fasermasken und warfen sie über Bord. Einen Augenblick lang sah man sie im Kielwasser des Bootes treiben, dann erfaßte sie die Strömung und

riß sie mit sich fort. Sie saugten sich voll und mußten jeden Augenblick im Wasser versinken.

Dieses drohende Verhängnis machte dem Angriffsgeist der Indianer jäh ein Ende. Sie versuchten den kostbaren Federschmuck zu retten. Der Portugiese brachte sich in Sicherheit. Panische Angst erfüllte ihn, und er schwor bei sich, diese Ecke des Matto Grosso nie wieder zu betreten.

Die Garimpeiros von Goyaz nahmen die Angelegenheit in ihre Hände und verprügelten ihn in einer Spelunke von São Pedro wie einen Hund. Denn die Indianer, die erfahren hatten, wie schlecht man ihnen die Gastfreundschaft lohnte, empfingen durchziehende Garimpeiros, die um Unterkunft baten, künftighin äußerst übelwollend. Einen Mann, der sich gar nicht abweisen ließ, töteten sie sogar: Im Busch bleibt nichts verborgen, und früher oder später wird alles heimgezahlt.

Auf dem kleinen Platz sitzen jetzt ein paar Indianer rund um einen leeren Glutkorb, sie rauchen und trinken in langen Zügen *calushi* aus Kalebassen. Geredet wird wenig, nur das reichliche Vokabular der Karaja-Grunzlaute ist zu hören.

Die Frauen bringen einen geflochtenen Tragkorb voll Hirse, die in Blätter gewickelt und gekocht ist. Auf dem Boden liegen Früchte und Kalebassen mit getrocknetem Fischmehl.

Dann ziehen sich die Frauen mit kleinen Schritten und gesenktem Kopf zurück.

In der kleinen Bucht landet eine indianische Piroge. An Bord zerlegen zwei Indianer einen mindestens drei Meter langen, *pirarucu* genannten Fisch in dünne Scheiben.

Es wird Nacht, die Temperatur sinkt. Aus der Festhütte kommen Tänzer, stoßen kleine, spitze Schreie aus. Zwei und zwei, eingehängt, breitspurig wie Landedelleute, schlagen sie die schmalen Wege ein, die zum Dorf führen. Ungerührt rauchen die Alten weiter.

Ein paar Minuten Stille. Dann hört man plötzlich schreckliches Gebrüll, und die Krieger kommen zurück. Ihre mit *urucu* rotgefärbten Körper glänzen von Schweiß, auf dem Kopf tragen sie kronenartigen

Federschmuck. Blaue Streifen unterstreichen ihre prachtvolle Muskulatur in allen Einzelheiten.

Die Tänze beginnen. Zunächst scheinen sie zusammenhanglos. Unter einer Maske aus getrockneten Pflanzen und Bambusfasern bewegt sich gemessen der Medizinmann. Er leitet die ausdrucksvollen Tanzspiele, die den täglichen Lebenskampf der Indianer gegen wilde Tiere und die Gewalt der Elemente versinnbildlichen. Ihm folgt eine doppelte Reihe von Kriegern, sie stoßen pausenlos spitze Schreie aus, mit denen sie das Gebell des Jaguars, den Ruf der Araras und die Schreie der Brüllaffen nachahmen.

Die Wiedergabe des Daseinskampfes ist großartig. Nichts fehlt. Der Jäger im Urwald, der rechts und links äugt, langsam vorwärtsschleicht, den Bogen mit gespannter Sehne in der Hand, bereit, den Pfeil abzuschnellen. Dann das Raubtier, das den Menschen erspäht hat und die Muskeln spannt, um ihn anzufallen. Es springt und fällt zu Boden, durchbohrt vom nie fehlenden Pfeil des Karaja. Der Jäger stößt ein Siegesgeheul aus. Das verwundete Tier schleppt sich weg, der Jäger eilt ihm nach.

Sodann springen zwei Jäger auf, machen die Runde durch das Dorf, stoßen Laute des Wohlbehagens aus. Sie tragen befiederte Speere. Plötzlich sehen sie sich zwei anderen Tänzern gegenüber, die ein Jaguarpaar darstellen. Die Jäger nehmen eine abwartende, lauernde Haltung ein, dann wenden sie sich gegen die Bestien, und verfolgen sie, die sich ängstlich zurückziehen. Springend, kreischend, mit jähen, krampfartigen Rucken, die die Fransen ihrer Faserschurze zum Vibrieren bringen, drücken die Jäger ihre Verachtung für das furchtsame Jaguarweibchen aus, das Schritt für Schritt verstört zurückweicht. Das Männchen bleibt allein auf dem Platz, bietet der Gefahr die Stirn und deckt den Rückzug des Weibchens, das im Dunkel verschwunden ist.

Jetzt zieht sich auch das Männchen zurück. Die Männer stoßen ein langgezogenes Siegesgeheul aus, mimen dann noch einen Kampf gegen einen plötzlich angreifenden, den Zuschauern unsichtbaren Feind und schlagen auch diesen in die Flucht.

Die Speere zittern im Griff der geballten Hände. Die nackten Füße klopfen den Takt. Staub wirbelt auf. Die Alten im Kreis drücken ihren Beifall aus. Rascher geht die Kalebasse von Hand zu Hand.

Die Begeisterung hat ihren Höhepunkt erreicht. Alle Tänzer schließen sich jetzt zu zwei feindlichen Gruppen zusammen, die sich gegenüberstehen und einander mit lautem Geschrei zum Kampf herausfordern. Sie lassen sich nicht aus den Augen, mit verbissenen Gesichtern leiern sie den aufreizenden Kriegsgesang, ihre Füße hämmern auf der Stelle, rascher, rascher, als ob sie Schwung holten, um im Sprung aufeinander loszupreschen.

Dann schließen sich die beiden Gruppen zu einem fast kreisrunden Ring zusammen. Im Innern des Kreises steht jetzt ein Krieger allein, mit gebeugtem Rücken. Seine Bewegungen drücken ein Zögern aus, er scheint zurückzuweichen, die Kriegsgesänge seiner Kameraden treiben ihn wieder vor. Er sucht den Feind, findet ihn, überhäuft ihn mit Schimpfreden, kehrt dann mit trippelnden Schritten wieder auf seinen Platz zurück und grunzt befriedigt. Dann wiederholt sein Gegner die Angriffsbewegungen und die Herausforderungen.

Beide Männer stehen sich jetzt im Kreisinnern gegenüber, regungslos, einen Augenblick lang. Dann umklammern sie einander mit wildem Aufheulen, packen den Gegner an den Handgelenken wie mit einem eisernen Schraubstock. Schulter an Schulter stehen sie, Becken vorgeschoben, Beine gegrätscht, sie zittern vor Kampfbegier, sie weichen einander tanzend aus und geben einer dem andern mit den Fersen blitzschnelle Tritte auf Waden und Knöcheln. Hinterlistig gleiten sie vor, um den Gegner zum Straucheln zu bringen. Wenn es gelingt, daß einer über den jäh vorgestellten Fuß des andern fällt, ist der Kampf beendet.

Die Kämpfenden drehen sich im Kreis, um mehr Schwung zu bekommen, ihr eigenes Geschrei stachelt sie auf, außerdem noch das Geheul der Zuschauer und die ständig herniederprasselnden Schimpfreden. Sie zählen ihre Kriegstugenden auf, nennen die Zahl der erlegten Feinde, prahlen mit ihrer Kraft, verspotten den Gegner und weissagen sich selbst den Sieg. Mit verdrehten Augen, atemlos, Schaum auf den Lippen, wirbeln sie mit krampfhaft angespanntem Körper unablässig im Kreis und leisten eine wirklich bewunderungswürdige Beinarbeit.

Die gespannten Muskeln sind wie aus Bronze, auf den glänzenden Leibern spiegelt sich die Kohlenglut. Ins Riesenhafte verzerrt, fallen die Schatten der Kämpfenden auf die Bambuswand der Festhütte.

Dieses Kämpferpaar ist einander an Stärke ebenbürtig. Schließlich siegt der Geschmeidigere. Der Kampf ist heftig und erbarmungslos, aber er ist sofort beendet, als einer der beiden in die Knie geht und unter dem Gewicht des anderen auf den Boden rollt.

Schon färbt Morgenröte den Himmel.

Die Bemalungen werden aufgefrischt. Auch Malhoa scheint frisch befedert.

Jetzt kommt ein allgemeiner Kampf. Die Tanzenden gehen aufeinander mit der Borduna los. Laut prasseln die schweren Schläge der Eisenholzkeulen auf Köpfe und Brustkästen nieder und machen die Kämpfer wanken. Ein paar Indianer taumeln mit blaugeschlagenen Leibern und blutenden Schädeln umher, sie sind regelrecht außer Gefecht gesetzt. Die anderen schreckt das nicht ab. Ihre Wut verdoppelt sich, sie verbeißen sich ineinander, ringen mit aller Kraft, schlagen zu . . .

Das Blut strömt. Manche Kämpfenden scheinen den Verstand verloren zu haben und heulen mit gellenden Lauten, mit geiferndem Mund, das Gesicht schrecklich verzerrt. Sie schlagen, schlagen unablässig aufeinander ein, scheinen einander umbringen zu wollen, unempfindlich gegen die Keulenhiebe, die sie treffen, nicht achtend der empfangenen Wunden. Und als sei es damit noch nicht genug, entzünden sie harzige Fackeln und werfen sie auf den Gegner, verfolgen ihn unablässig, bis heftiges Fackelschwingen den Sieger anzeigt. Sie werfen die Fackeln durch die Luft, und die Nacht ist voll der leuchtenden Feuerkurven, die uns mit Funken übersprühen, daß die Haut brennt.

Ein paar Männer fangen Feuer und rennen aufheulend zum Fluß, um darin unterzutauchen. Malhoa ist wie von Sinnen, er hat uns wohl vergessen. Geschickt befehligt er seine Gruppe und lenkt überlegen den Kampf. Die Zuschauer, die Greise, greifen in das Getümmel ein, anscheinend können sie dem Vergnügen, geprügelt zu werden, nicht länger widerstehen.

Wir schleichen uns von einem Hüttenschatten zum anderen, bis zu unserer Behausung.

„*Boa noite, Meirelles.*"

„*Boa noite, Frances.*"

Rasch vergehen die Tage im Indianerdorf. Wir beschließen, uns der Führung Malhoas anzuvertrauen. Er will uns mit einer Auswahl seiner Krieger zu einem Felsblock führen, der mit Zeichnungen von Tieren und Indianern bedeckt sein soll.

Regelrechte Felszeichnungen? Unsere Neugierde ist geweckt. Es hat Mühe gekostet, Malhoa zu bewegen, uns hinzuführen. Endlich gibt er nach. Auf also. Es ist noch früh am Tag. Auf einem Stückchen Strand in der Nähe der *aldeia* vergnügen sich junge Indianerinnen in aller Unschuld und bespritzen einander mit dem lauen, schalen Flußwasser — ein bezauberndes Bild, das einen Gauguin gereizt hätte, voll Licht und glühenden Farben. Dazu die Geräuschkulisse des erwachenden Urwalds. Die Dorfpapageien vollführen einen Höllenlärm. Mit Pfeil und Bogen bewaffnet, gehen die Indianer in den Wald zur Jagd auf rote Affen und Antilopen, die jüngeren mit der Harpune oder dem *nibré*[1] zum Fischfang in die Lagunen. Die Alten begeben sich auf die Felder, um Früchte zu pflücken und Maniokwurzeln auszugraben.

Über dem Dorf kreisen eine Menge Urubus und vergnügen sich mit heiserem Gekrächz auf den Abfallhaufen rings um die Hütten. Sie sehen, auf ungeschickten Beinen watschelnd, Hals und Kopf wie gerupft, unendlich lächerlich aus. Aasgeruch entströmt ihnen. Sie halten sich so dicht aneinander, daß man mit einer einzigen Schrotladung Dutzende erlegen könnte. Ihnen obliegt sozusagen die Müllabfuhr. Wenn sich rund um eine Hütte der Unrat zu hoch aufhäuft, zieht die Indianerfamilie aus, verschließt den Hütteneingang mit Palmblättern und quartiert sich bei einem Nachbarn ein. Jetzt können sich die Urubus nach Herzenslust vergnügen. In ein paar Tagen ist der Unrat verschwunden und die Hütte wird wieder bezogen.

Die mächtigen Urubus kreisen majestätisch, ihre Spannweite erreicht oft die der Andenadler. Das jettschwarze Gefieder ist mit gelben, roten und orangefarbenen Tupfen durchsetzt.

„*Manákre manákre . . . irambu.*"

„*Vamos, Frances.*"

Der Wald nimmt uns auf. Voraus ein paar Indianer, mit Speeren bewaffnet. Seit einer Woche hat es nicht geregnet. Mit trockenem

[1] Wurzel, die ein Betäubungsmittel enthält; sie wird zerrieben und auf das Wasser gestreut, worauf die Fische an die Oberfläche kommen.

Knacken brechen die Ästchen unter meinen Stiefeln. Die zusammengebackene Erde zerbröselt unter dem Tritt zu weichem, glattem Staub. Den ganzen Vormittag marschieren wir über eine Art Pampa, die übersät ist mit braunen Felsen, Menhiren ähnlich. Malhoa ist ganz unbestimmt in seinen Angaben:

„Dort ist es . . ."

Wir suchen, finden nichts. Den ganzen Nachmittag lang. Wir halten uns dicht an Malhoa. Er scheint sich plötzlich anders besonnen zu haben und bereut sichtlich, daß er die Führung übernommen hat.

Stundenlang irren wir umher, bis der Kazike bekennt, er habe sich verirrt. Ein Indianer und verirrt? Merkwürdig.

Er erinnere sich nicht, auch seien seine Augen vom Alter getrübt. Sein Blick meidet uns. Wir haben verstanden und dringen nicht weiter in ihn, das wäre ein Fehler.

„Gehen wir ins Dorf zurück, Malhoa."

Ich frage mich nach den Beweggründen Malhoas. Vielleicht verbindet sich irgend eine abergläubische Vorstellung mit dem Stein. Vielleicht hat er inzwischen den Medizinmann befragt und eine ungünstige Prognose für unser Vorhaben erhalten?

Das Geheimnis des Schriftsteins bleibt ein Rätsel, und der leicht verlegene Malhoa lädt uns nach der Rückkehr ins Dorf zur Teilnahme an einer Initiationszeremonie ein.

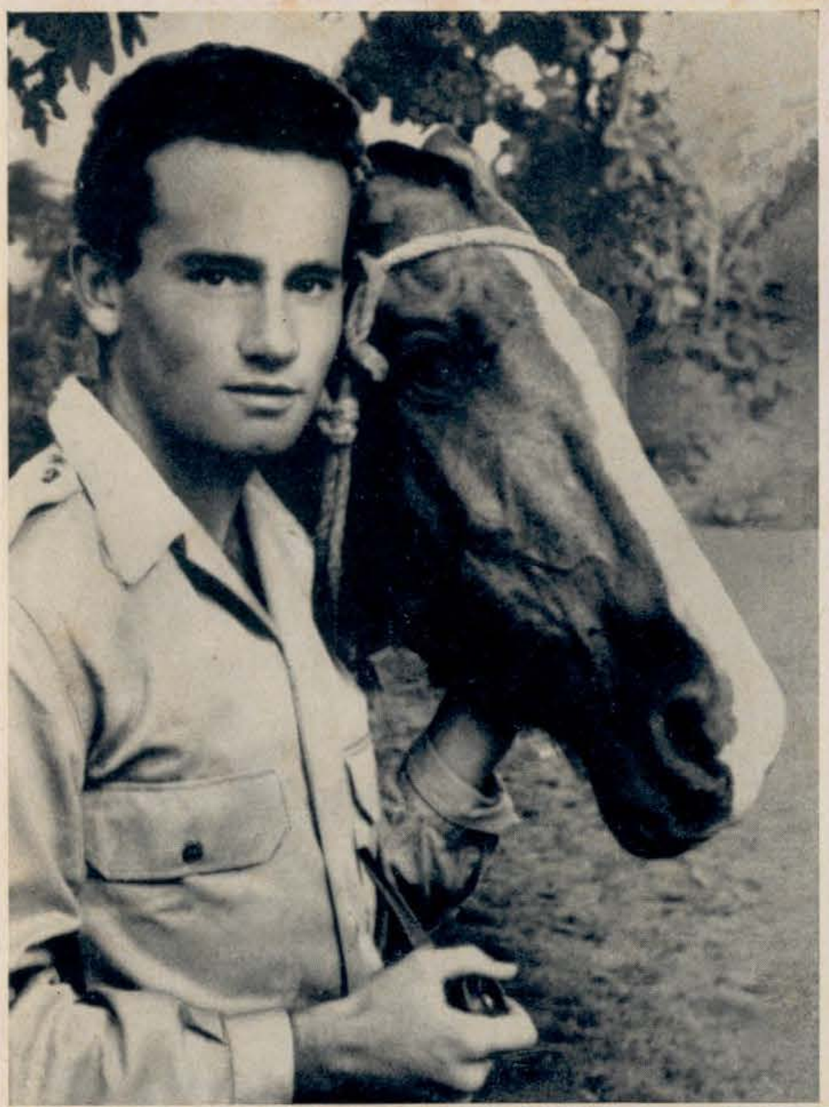
Vor der Hütte des Medizinmannes sitzt ein Knabe von etwa sechs Jahren auf der Opferbank. Sie ist oval, ihre beiden Enden sind geschweift wie der Vorder- und Hintersteven einer Piroge. Sie steht auf einem rechteckigen, rotbemalten Sockel. Gleichmütige Indianer bereiten die Operation vor, und auch der Patient zeigt nicht die geringste Aufregung. Er scheint unter dem Einfluß einer Droge zu stehen, seine Augen leuchten, der Blick irrt ziellos umher.

Nach einigem beschwörenden Singsang und allerhand tiefen Verneigungen, deren Sinn mir fremd bleibt, beugt der Medizinmann sich mit einer langen Knochennadel über das Kind.

Er packt die Unterlippe und dreht sie mit rascher Bewegung um, so daß das rosige Zahnfleisch sichtbar wird. Dann durchstößt er vorsichtig mit dem langen Knochensplitter die Lippe, die sich fahl verfärbt.

Blut perlt hervor. Der Kleine hat sich nicht gerührt, kaum daß sich seine leuchtenden Augen verschleiert haben. Jetzt bepinselt der

Bei der Initiationszeremonie wird dem kleinen Mädchen das Stammeszeichen auf die Wangen tätowiert.



Raymond Maufrais mit seinem Pferd Clairon.

Grab Pimentel Barbozas am Ufer des Rio das Mortes.

Medizinmann die Wunde mit einer harzigen, schwärzlichen Flüssigkeit und zieht einen langen, keilförmigen Stab durch, der wie ein Ruder geformt ist. Dann wieder ein paar magische Tanzschritte, ein bißchen beschwörender Singsang, und der Knabe kann sich entfernen. Er läuft zum Fluß, um sich zu reinigen und den Spielgefährten den Schmuck zu zeigen, der aus ihm einen Mann macht.

Der Medizinmann, gefolgt von einem kleinen Mädchen, ist wieder ins Haus gegangen. Ich folge Malhoa auf dem Fuß, dicht hinter mir Meirelles. Drinnen glosen in einem durchlöcherten Tongefäß starkriechende Kräuter. Der Medizinmann legt etwas Kohle auf die Glut und erhitzt darauf eine braune Tonpfeife.

Überall hängen Felle herum, seltsame Amulette und fremdartiger Kram, Töpferwaren, und in einer Nische stehen auf einer Art Sockel aus rosafarbenem Holz ein paar bizarre Statuetten — ein Mann, eine Frau, ein Kind, ein verschlungenes Paar mit überbetonten und deutlich vereinigten Geschlechtsteilen. Ich trete näher.

Der Medizinmann reißt mich grob zurück und grunzt Verwünschungen. Malhoa macht ein saures Gesicht. Ich kehre an meinen alten Platz zurück. Meirelles hat sich nicht gerührt.

Doch die seltsamen Statuetten interessieren mich und ich betrachte sie genau. Aber es ist nichts Auffallendes daran außer einem deutlichen asiatischen Einfluß, besonders in der Darstellung des Mannes. Das Gesicht ist überhaupt nicht herausgearbeitet — kaum durch Tätowierungen angedeutet. Schenkel und Beine sind bis zu den Knöcheln hinab stark verdickt, die mit Baumwollschnüren umwickelten Arme stehen vom Rumpf ab. Die Figur, die die Frau darstellt, ist hohl, um das Geschlecht anzudeuten, ihre Brüste hängen bis auf den Bauch hinab, es ist der Leib einer Schwangeren kurz vor der Entbindung . . .

Seltsamer Formensinn. Die Proportionen stimmen, nur der Umfang ist teils überbetont, teils stark verringert.

Der Medizinmann leiert Beschwörungen, seine Helfer stehen mit gesenktem Kopf, die Kräuter glosen unvermindert stark . . . Verbrennen sie überhaupt? . . . Seltsam! Die Hütte ist erfüllt von ihrem süßlichen Geruch, der das Gehirn benebelt und Tränen in die Augen treibt . . .

Auf einer Matte ausgestreckt, schläft das kleine Mädchen oder scheint zumindest zu schlafen. Was weiß ich. Es ist ganz nackt. Wahr-

scheinlich unter dem Einfluß der Kräuter überkommt mich eine sonderbare erotische Begierde. Ich kann mich kaum beherrschen.

Der Medizinmann kauert sich auf das kleine Mädchen, drückt es mit seinem ganzen Körpergewicht nieder. Tiefe Stille. In meinen Ohren rauscht das Blut. Fiebrig gleiten die Hände des Medizinmannes über das Gesicht des Mädchens, über die ausgebreiteten Haare, den Körper . . .

Dann nimmt er mit beiden Händen, unempfindlich gegen die Hitze, die glühende Pfeife und drückt den Pfeifenkopf auf das aufzischende Fleisch (erst auf die eine Wange, dann auf die andere). Es dauert lange. Der Geruch von verbranntem Fleisch steigt mir in die Nase. Ein Beben geht durch den Körper des Mädchens, aber es bleibt reglos, mit geschlossenen Augen liegen.

Auf den Wangen bildet die verbrannte Haut Blasen. Mit knöchernem Stichel bearbeitet der alte Schamane die Brandwunde. Sorgsam, bedächtig, folgt er mit dem Instrument der kreisförmigen Linie, hebt das Fleisch ab und prägt so das Stammeszeichen der Karajas tief ein. Mit Baumwolle tupft er das rinnende Blut vom Gesicht der Kleinen. Dann trägt er mit dem Finger *genipapo* auf die Wunden auf.

Das Mädchen erhebt sich und verschwindet zum Dorf hin. Auch ich gehe hinaus. Meirelles folgt mir, dann kommt Malhoa.

Nach und nach vertreibt die frische Luft die schwülen Dämpfe, die das Gehirn umnebelten.

Tiefes Glücksgefühl durchströmt mich.

„Sie werden heiraten", sagt Malhoa. „*Retowokan auri.*"

Bei einem Feuer im Freien sitzt Itawa im Schneidersitz und verfertigt Pfeile für die großen Jagden. Das Hauptstück des Pfeiles besteht aus einem festen, trockenen Bambusstab; an dem einen Pfeilende befindet sich die Befiederung: zwei mit Baumwollfäden und Harz verbundene Ararafedern. An diesem Ende ist auch die Einkerbung, mit deren Hilfe der Pfeil auf der Bogensehne fest aufliegt. Das andere Ende wird ausgehöhlt und das Loch mit siedendem Harz gefüllt. Darin befestigt der Indianer besonders sorgfältig mittels Bast einen dreißig bis fünfzig Zentimeter langen Span aus Eisenholz, in dem ein nach Art der Lanzenspitzen zugefeiltes Knochenstück eingefügt

und mit Riemchen aus einer besonderen, rötlichen Bastart festgeschnürt ist.

Schließlich überprüft Itawa nochmals alle Maße (die Gesamtlänge beträgt fast einen Meter achtzig), biegt den Bambus, der sich unter der Wucht der Bearbeitung etwas gekrümmt hat, wieder gerade, bestreicht nochmals alle Verschnürungen mit Harz und trägt auf das Eisenholzstück seine eigenen Kennzeichen auf.

Diese Zeichen, mit ihrer deutlich erkennbaren Eigenart — es sind dieselben Zeichen, die er auch auf dem Körper trägt — dienen dem Kaziken bei den großen Jagden als Unterlage für die gerechte Verteilung der Beute. Wenn Itawa ein Tier an einer lebenswichtigen Stelle getroffen und somit entscheidend zu dessen Tod beigetragen hat, steht ihm das Recht zu, sich das beste Stück auszusuchen. Die anderen teilen sich dann den Rest. Da Itawa ein geschickter Jäger ist, kann er auf schöne Fleischstücke rechnen, die für die Regenzeit geräuchert werden. Ich beobachte ihn beim Arbeiten und bemerke, daß er dazu die Zehen genau so verwendet wie die Finger. Seine Geschicklichkeit ist verblüffend. Jetzt verstehe ich auch die Besonderheit der Fußabdrücke der Indianer, die durch die Spreizung der ungewöhnlich beweglichen Zehen hervorgerufen wird.

Das kleine Indianerkind ist tot. Sein Körperchen wird in ein Leichentuch aus Fasern gewickelt und auf ein Boot gebracht, das es den viele *leguas* weiten Weg zum Friedhof bringt. Dort graben die Männer ein zwei bis drei Meter tiefes Loch, damit das Indianerkind sich ungehindert bewegen, und stellen Melanzia und Scheiben von Maniokwurzeln zum Grab, daß es sich sattessen könne.

Nach einem Jahr wird das Grab geöffnet, und die Gebeine kommen in einer Urne aus gebranntem Ton zu den übrigen Urnen des Friedhofs. Dann gedenkt niemand mehr des kleinen Toten, und die Frauen, die ihn jetzt überall im Dorf beweinen, haben ihre Klagelieder beendet. Wir aber werden weit sein, wir werden das kleine Indianerkind vergessen haben. Gott weiß, wo wir dann sind . . . So lang noch ist unser Weg, viele, viele hunderte Kilometer, bis er uns wieder an den Rand der Zivilisation führt.

Beim Abschied zieht sich mir das Herz zusammen:

„*Arakre, karajas, auri arakre*[1]*!*"

„*Arakre, arakre!*"

Immer noch sehe ich sie vor meinem inneren Auge, wie sie oben auf der Steilküste stehen und unsere Abfahrt beobachten. Schweigend, regungslos . . .

Kleine Indianerknaben haben sich gerade eine *jangada* aus Balsahölzern gebaut und kämpfen im Spiel gegen die Strömung des Rio. Geschickt handhaben sie die Harpune und fangen fette Fische. Als wir an ihnen vorbeikommen, spannen sie spielerisch die kleinen Bogen, stoßen den Kampfruf aus und schicken uns einen Regen kleiner Pfeile nach.

„*Arakre karajas!*"

„*Vamos, Frances . . .*"

Und unsere Ruderer legen sich in die Riemen, daß das Wasser milchig aufgischtet. Wieder ziehen die Ufer des Rio vorüber. Vögel äffen uns mit spöttischem Gekrächze nach. So weit ist noch unser Weg . . .

Meirelles hat ein sechs Meter langes und anderthalb Meter breites Boot anfertigen lassen, das als Bedachung ein Flechtwerk von Bambus, mit Palmblättern durchzogen, trägt. An den Seiten hängt markisenartig eine Plache herab. Darunter ist es luftig, wenn auch nicht gerade kühl, doch man kann wenigstens der Sonnenbestrahlung entgehen, die das Wasser des Rio das Mortes fast zum Kochen bringt.

Die Ruderer singen eine eintönige Melodie. Ich lehne mit dem Rücken an der Bordwand und träume vor mich hin. Nur der schrille Schrei eines Arara zerreißt die Stille des Nachmittags. Unaufhörlich zieht der Fluß dahin, endlos, endlos . . . Bis man müde wird, seine Ufer zu betrachten.

Gott, welche Hitze!

[1] Auf Wiedersehen!

Im „Verbotenen Land"

Vierzig Grad im Schatten. Regungslos, erschöpft liege ich mit nacktem Oberkörper am Boden des Bootes. Alle Viertelstunden trinke ich ganze Kalebassen des lauen, faden Flußwassers aus.

Mein Magen ist ein Schwamm. Der Schweiß rinnt in Strömen. Die Moskitos baden förmlich darin, stechen wie üblich wütend darauf los und bringen einen durch ihre unaufhörlichen Attacken in eine rasende Wut, die sich zu erstaunlichem Ausmaß steigern kann. Diese infamen, blödsinnigen kleinen Luder sind das Ekelhafteste, Abscheulichste, Boshafteste, mit einem Wort, das Schrecklichste, was es auf der Welt gibt. Sie quälen und stechen, sie kriechen überall hinein, besonders in Nase, Mund und Ohren. Sie machen blind und taub, sie verursachen ganze Niessalven. Sobald man nur augenblickslang den Mund öffnet, um ein bißchen frische Luft zu schnappen, stürzen sie sich hinein, kitzeln tief im Nacken, bis einem speiübel wird, und stechen, stechen überall ins bloße Fleisch, durchs Hemd. Sie verkriechen sich in die Socken, in die Stiefel, überallhin. Von ihren Stichen springt die Haut am ganzen Körper in roten Blasen auf, die jucken, brennen und, wenn man sich nicht vorsieht, im Handumdrehen zu eitern beginnen . . .

Schließlich halte ich es einfach nicht mehr aus. Ich möchte schlafen, bin aber so müde, daß es nur ein unruhiger Halbschlummer wird, lieblich unterbrochen von den klatschenden Ohrfeigen, die ich mir in meiner Verzweiflung dauernd verabfolge. Aber es nützt nichts, ich treffe doch keine einzige der wilden, blutgierigen Bestien.

Spät am Nachmittag weckt mich ein knirschendes Geräusch, mit dem das Boot im Sand einer kleinen Bucht aufläuft. Die Landung ist schwierig wegen der abgestorbenen Bäume, die überall treiben und an die Bootswände stoßen. Rasch schneiden wir eine enge Schneise

aus, die genügen muß, um uns den Weg zu bahnen zu einer größeren Lichtung, die den Wald unterbricht.

Hier gibt es keine Moskitos.

Ich atme auf.

Aber nicht lange. Jetzt kommen Fliegen. Zu Tausenden.

Wieder prasseln die Schläge aufs eigene Gesicht. Man zerquetscht das Ungeziefer zu blutigen, grünlichen Klumpen.

Überall gibt es dicke, schlangenartig gewundene Lianen. Wie ein riesiges Spinnennetz hängen sie herab.

Ich versuche mich an eine von ihnen anzuhängen. Sie gibt unter meinem Gewicht nach, und ich sitze auf der Erde, halb zugedeckt von Erdklumpen und verrottetem Holz. Ironisch muß ich plötzlich an Tarzans Abenteuer denken, die mich als Kind so begeisterten.

Eilends werden Kisten und Säcke ans Ufer gebracht und in der Mitte der Lichtung aufgehäuft. Wir bringen die Hängematten an. Die Moskitonetze scheinen über der dunklen Masse des Unterholzes zu schweben. Mit einem Schlag ist es Nacht geworden. Die Männer versammeln sich ums Feuer und kauen schweigend ein paar Handvoll Maniokmehl und einen Streifen Dörrfleisch.

Die Wachen werden verteilt. Wir sind im verbotenen Gebiet. Bei den Chavantes. An diesem Abend gehen unsere Gedanken immer wieder zu den hier Verschollenen. Fawcett, Fusoni, Pimentel . . .

Manche Bäume zeigen noch die Spuren der Machete, mit der die Schneise ausgehauen wurde, auf der wir morgen weiterziehen werden.

Diese Schneise bildet die einzige Möglichkeit, ins verbotene Gebiet einzudringen. Sie wurde von allen Expeditionen benützt, die dies Wagnis unternahmen. Zurückgekommen ist bis jetzt noch keine. Und was erwartet uns?

Langsam nur kommt der Schlaf, denn bei allen Männern zeigt sich eine deutliche Nervosität. Schnell vergeht die Nacht.

Der Morgen ist zuerst kühl, dann mild, und schließlich glaubt man vor Hitze zu zerspringen. Im Lauf des Vormittags müssen die Pferde ankommen, die vor dreißig Tagen von São Domingo aufgebrochen sind. Wir haben die von Meirelles vereinbarte Zeit genau eingehalten. Übrigens auch die Pferde, denn eben erreichen sie das jenseitige Ufer. Die Begleitmannschaft winkt freundschaftlich herüber. Es ist

gut, sich hier zu treffen. Auf jeden Fall bedeutet es Verstärkung, vielleicht auch Nachrichten.

Unter Führung der Caboclos, die sie mit Zurufen und Peitschenhieben antreiben, und begleitet von einer Piroge mit zwei bewaffneten Männern gehen unsere Pferde ins Wasser und beginnen den Fluß zu überqueren. Die Strömung ist reißend. Einen Augenblick lang bleiben die Pferde zusammen, dann beginnen sie abzutreiben. Sie sind bis zum Kopf im Wasser und blähen die Nüstern. Einen Moment fürchten wir den Angriff von Tigerfischen oder Krokodilen.

Aber es geht alles gut. Die Pferde kämpfen sich tapfer durch und fassen schließlich triefend Fuß am diesseitigen Ufer. Dann kommen sie uns auf die Lichtung nach. Jetzt sind wir vollzählig und zum Aufbruch bereit. Nachrichten sind keine mitgekommen. Ich bin enttäuscht. Da kann man nichts machen. Rasch sind die Pferde aufgezäumt. Noch einen abschiednehmenden Blick auf den Fluß, und wir betreten die Schneise. Im Vorwärtsdringen hauen wir sie weiter aus. „Clairon" erkennt mich wieder, er ist sanft und wunderbar fügsam. Er tänzelt sogar graziös und vollführt Schwenkungen wie bei der Parade.

Um sechs Uhr dreißig sind wir von der Lichtung am Rio das Mortes aufgebrochen, um zwei Uhr nachmittags kommen wir zu einem palmenumstandenen Wasser.

Das trübe, stagnierende Gewässer wimmelt von Ungezieferlarven und winzigen, durchsichtigen Fischchen mit Stielaugen. Diese Oase ist fast ausschließlich Domäne kleiner, sehr giftiger Sumpfschlangen. Große Echsen mit gezacktem Kamm schnellen die gespaltene Zunge nach allen Seiten auf der Jagd nach den Myriaden Mücken, die über dem bambusstarrenden Sumpf schwirren.

Nachdem wir uns nach liebgewordener Gewohnheit ein bißchen erfrischt haben, brechen wir wieder auf. Jetzt betreten wir einen Landstrich, der einer Wüste voll Büscheln gelben Grases ähnelt. Scharfkantiges Geröll bietet den Riesenspinnen Unterschlupf. Auch ein paar Skorpione sind da. Nicht allzu viele. Die Sonne sengt, die Gewehrläufe glühen. Wir hasten von Schattenfleck zu Schattenfleck der wenigen Büsche, die auf der weißgedörrten Ebene der Wüste von Roncador verstreut stehen.

Ein paar Männer, die zu Fuß voraus sind, um aufzuklären, enzünden große Feuer, um den Indianern unsere Ankunft in ihrem Land anzu-

zeigen und ihnen zu verstehen zu geben, daß wir nicht heimlich, sondern als Freunde kommen. Der Himmel bewölkt sich, die Temperatur fällt rasch. Es regnet. Wir bedecken unser Gepäck mit den Ponchos und strecken uns nackt auf die Steine, mit weit ausgebreiteten Armen, um den vom Gewaltritt übermüdeten Körper besser zu entspannen. Mit geschlossenen Augen bieten wir uns dem wohltuenden, heftigen Regen dar.

Totenstille. Kaum Moskitos. Zwei Männer, die auf der Jagd waren, kommen unverrichteter Dinge zurück. Wieder einmal müssen wir uns mit dem ewigen Menu aus Mehl und zähem Fleisch begnügen.

Dann brechen wir wieder auf und erreichen am Abend einen Sumpf, der von tausend Bambusstacheln starrt. Während der kurzen Dämmerung ziehen Wolken auf, und die Kokospalmen wiegen ihre schlanken Stämme mit den befiederten Kronen vor dem märchenhaften Hintergrund der im Flammenspiel untergehenden Sonne. Der Sumpf, in dem die Pferde bis an die Brust stehen und weiden, ist wie ein Blutsee.

Pfeilartig schießt dann und wann ein verirrter Vogel mit schrillem Schrei vorüber. Im Halbdunkel leuchtet unser Biwakfeuer grellrot, wird dunkel purpurn, flammt dann wieder hell auf. Immer aufs neue legt Pablo Holz auf, damit unsere in der plötzlichen Kälte erstarrten Körper sich erwärmen können.

Dann ist es Nacht. Rasch ist die Sonne verschwunden, und der *serrado* liegt in tiefer Dunkelheit. Weit weg flammt ein großes Feuer auf. Ob das die Antwort auf unsere Signale ist?

Oder feiern die Indianer irgend eines Dorfes die nahe Ernte?

Oder — ist es die große Vereinigung mehrerer Stämme, die sich zusammenschließen, um die Fremden anzugreifen, die ins verbotene Gebiet eindrangen? Rasch vergeht die Nacht. Unsere zweite Nacht. Jetzt zählen wir schon die Nächte.

Wir trinken einen Viertelliter bitteren Kaffee und starten zu langem Ritt. Es hat einige Mühe gekostet, die Pferde einzufangen, sie genießen das Fehlen der Traglasten und die Freiheit der ausgedehnten Weite.

Wir entdecken einen Indianerpfad. Um Zeit zu gewinnen und nicht in einen möglichen Hinterhalt zu geraten, beschließt Meirelles, daß wir uns einen Weg mitten durch den Wald hauen.

Ein paar Männer sitzen ab und schneiden einen Durchlaß durchs riesenwüchsige Pflanzengewirr, durch Lianen und Büsche, die von

den Waldbränden der trockenen Jahreszeit geschwärzt sind. Die Zweige peitschen uns und malen schwarze Streifen auf unsere Hemden. Die Sonne hüllt uns in einen glühenden Mantel. Wir reiten noch vier oder fünf Stunden, im Schritt, im Sattel zusammengekauert, um den zurückschlagenden Zweigen auszuweichen. Als wir schließlich aus dem Dickicht herausgelangen und dem Lauf eines ausgetrockneten Rio folgen wollen, merken wir, daß wir uns verirrt haben.

Ein wenig aufs Geratewohl umgehen wir tiefe Schluchten und prüfen besorgt das dichte Gestrüpp, denn jeden Augenblick können jetzt die Chavantes über uns herfallen.

Wir bleiben stehen.

„Seht, dort!" sagt Meirelles.

Seine Stimme ist erstickt vor Bewegung über das, was er sieht. Wir neigen uns im Sattel vor und schauen schweigend.

Auf der Erde — eine verrottete Holzkiste, auseinandergefallen, darauf unleserliche Druckschrift.

Ein Pferd, besser gesagt, ein Pferdeskelett, der Schädel zertrümmert, die Knochen verstreut und gebrochen.

Noch mehr Kisten. Verstreute Spuren eines Lagers.

Ein menschlicher Schädel.

Zwei . . .

Was wir hier entdeckt haben, sind die Überreste der Expedition Pimentel Barboza, die im Jahre 1941 hingeschlachtet wurde. Bis jetzt war unbekannt, welches Schicksal sie erlitten hatte.

Acht Männer. Hingemetzelt.

Wir steigen von den Pferden. Langsam treten wir näher. Mit jedem Schritt entdecken wir wieder ein Überbleibsel der unglücklichen Forscher.

Eine verrostete Konservenbüchse, von einem Speer aufgerissen. Ein zerrissener Prospekt, der die Güte der Munition X anpreist. Stofffetzen. Ein Stück zerrissener Zeitung, ein zerschnitzeltes Holzstück. Dann, ein paar Schritte weiter, das, was einst das Lager von Pimentel Barboza war.

Lichtes Gebüsch umgibt eine mit der Machete ausgehauene Lichtung an einem Bächlein mit reichem Pflanzenwuchs an den Ufern. Eine verfallene, verwitterte Hütte. Ein festgetretener Erdwall, auf dem

verrottete Lederreste und die Akkus eines tragbaren Sendegeräts herumliegen.

Ganz nahe türmt sich jetzt wie ein Wall die berüchtigte Kette des Roncador auf.

Wir sind im Herzen des verbotenen Gebiets, am Lagerplatz von Pimentel Barboza.

Dieser Mann befolgte den Leitspruch Rondóns: „*Morrer si necessario for, matar nunca.*" Er war ein Apostel der Kolonisation. Er mußte sterben, ohne sich zu verteidigen. Bis zum letzten Augenblick gab er die Hoffnung nicht auf.

Er starb kampflos, damit spätere Expeditionen nicht Opfer des Rachedurstes der Indianer würden, die Stammesbrüder zu beklagen hätten. Aber selbst wenn er gekämpft hätte, wäre nicht viel Aussicht auf Sieg gewesen, weder für ihn noch für seine Kameraden.

Kämpfend zu sterben, ist nicht so schwer. Aber sich abschlachten zu lassen, beweist die Haltung eines Apostels. Pimentel Barboza war ein ganzer Mann. Welch ein Mut!

Wir Lebenden schlagen unser Lager zweihundert Meter vom Ort der Tragödie auf, den wir *local do sacrificio* getauft haben. Im malerischen, moskitoschwirrenden Unterholz schießt ein kleiner, tiefer Fluß dahin. Versunkene Baumstämme bilden darin Becken, die miteinander durch kleine Wasserfälle verbunden sind.

Die Pferde weiden frei. Wir fetten die Waffen ein und bringen die Hängematten dicht beieinander an. Eine deutliche Nervosität macht sich bemerkbar. Niemand hat Hunger. Ohnehin müssen wir die Nahrungsmittelvorräte bald ergänzen, sie nehmen zusehends ab. Eine Menge Verdorbenes mußte weggeworfen werden.

Das Schlimmste ist die Stille ringsum. Die uneingestandene Gewißheit, daß wir beobachtet werden.

Ich habe keine Angst. Ich kann einfach keine mehr fühlen, so überreizt bin ich, so merkwürdig über-erregt. Ein heimlicher Schauder ist in mir. Wie eine Trommel dröhnt mein Herz.

Zittere, elendes Menschlein!

Könnte ich nur die Bäume, die Steine, den Himmel, das Gras zum Reden bringen.

Ihr alle, die ihr den Anblick mit mir teiltet, nicht wahr, die wenigen Spuren sind noch nicht beredt genug!

Ich stelle mir vor, wie Pimentels letzte Augenblicke von zahlreichen lauernden Augen im Dschungel beobachtet wurden.

Vielleicht war sein brechender Blick auf diesen vom Blitz zersplitterten Baum gerichtet, der seine grausige Silhouette dem fleckenlosen Himmel aufbrennt.

An der Stelle des Gemetzels haben wir ein paar indianische Keulen aus Eisenholz gefunden. Eben die, die unseren Landsleuten den Tod brachten. Die indianische Sitte will, daß die tödliche Waffe neben das Opfer gelegt wird, um den Freunden des Erschlagenen klar vor Augen zu führen, daß noch genug Eisenholzkeulen vorhanden sind, falls er den Kampf fortzusetzen wünscht.

Die Keule hat scharfe Kanten. Mit furchtsamem Finger streiche ich darüber. Unwillkürlich reibe ich mir den Schädel. Dann aber heißt es schlafen.

Ein helles Feuer glimmt. Rund um das Lager sind Wachen aufgestellt. Aber schlafen kann man natürlich nicht. Wir versuchen es nicht einmal. Kaum, daß man den vom Ritt ermüdeten Körper etwas entspannt. Die Gedanken aber finden keine Ruhe.

Jedes Geräusch erregt Verdacht. Mit griffbereiten Waffen liegen wir in den Hängematten. Alle Viertelstunden ertönt der Ruf:

„Alles in Ordnung bei dir?"

„Jawohl, und bei dir?"

„Ebenfalls."

Die *cigaras* vollführen einen Höllenlärm. Die Ochsenfrösche desgleichen.

„Hast du Angst?"

„Ein bißchen . . ."

„Ich auch . . ."

Die Mücken surren. Niemand denkt mehr daran, Moskitonetze anzubringen. Jetzt machen auch die Wasserschlangen einen angsterregenden Lärm, sie jagen in den flachen Tümpeln die furchtsamen *agutis*[1]. Langsam schleichen die Stunden, wie um uns mehr Zeit zum Analysieren der Eindrücke zu lassen. Es ergäbe eine durchaus effektvolle Rundfunkreportage.

Ich versuche, es in meinem Reisetagebuch aufzuzeichnen. Nicht so einfach. Die Kühle des Sonnenaufgangs übermannt mich. Ich

[1] Ferkelkaninchen.

schließe ein Auge. Gegen meinen Willen. Dann das andere . . . Ich schlafe, aber mit angespannten Sinnen.

Plötzlich ein lauter Schrei. Dann ein Schreckensgeheul in allen Tonarten.

Alle springen gleichzeitig aus den Hängematten. Stürzen hin zu dem Körper, der wie niedergeschmettert auf dem Erdboden liegt.

„Dort . . . dort . . .", stammelt der Mann.

Mit beiden Händen hält er sich den Kopf. Zwischen den Fingern rinnt ihm das Blut herunter. Während die Männer durcheinanderrennen, um die Verteidigung zu organisieren und sich, mit dem Finger am Abzugshahn der Winchester, hinter den unförmigen Ledersätteln zusammenkauern, bringt Meirelles den halb bewußtlosen Caboclo zum Reden.

„Ich bin verwundet, am Kopf", stöhnt er.

„Wovon?"

„Ein Pfeil wahrscheinlich . . . ich bin in der Hängematte gelegen, und plötzlich habe ich einen starken Schmerz gespürt . . ."

Wir sehen nach. Ein harter, dorniger Zweig hat sich in einer Zeugfalte verhängt, an der Stelle, wo der Kopf des Mannes lag.

Eine Lachsalve verscheucht unsere Angst. Die anderen kommen herbei und glauben, der Schreck habe uns den Verstand genommen. Wir erzählen, und auch sie lachen hellauf und machen sich über den Verletzten lustig, der schuldbewußt versucht, ihren derben Witzen zu entgehen.

„Ein Affe! Ein Affe hat ihm einen Zweig auf den Schädel geschmissen, zur Strafe, weil er gar so häßlich ist. Und er glaubt, es war ein Pfeil . . ."

Unbekümmert lachen wir über den Irrtum des armen Kerls, und da wir nun einmal auf sind, machen wir uns daran, zur Opferlichtung zu gehen. Erst aber besänftigen wir unsere aufgeregten Gemüter mit beträchtlichen Mengen neunzigprozentigen Alkohols — unserem Wundspiritus.

Wir gehen und lassen das Lager in der Obhut von vier Caboclos. Wir sind mit Revolvern bewaffnet, die wir unter den Zipfeln der heraushängenden Hemden verstecken, und wir tragen schwer an Buschmessern und blitzenden Glasketten — Geschenke für die Chavantes; wir legen sie an der Lichtung nieder. Ganz bestimmt

streifen die Indianer in der Umgebung herum. Im Gänsemarsch zurück ins Lager. Wir rauchen eine Pfeife nach der anderen. Keiner spricht. Der Wald schweigt. Eine makabre Stimmung! Unsicher und preisgegeben.

Vier Uhr. Wir kehren miteinander zur Stätte des Gemetzels zurück. Die Geschenke sind verschwunden. Im Sand, neben den Abdrücken unserer Stiefel und der nackten Füße der Träger, ist noch anderes zu sehen: Fußspuren, die die charakteristischen gespreizten Zehen der Indianer zeigen.

„Sie sind da", sagt Meirelles. „Versuchen wir, sie herbeizulocken und mit ihnen zu verhandeln."

„Aber wie denn? Es versteht doch keiner von uns ihren Dialekt."

„In der Zeichensprache . . ."

Wir rufen, halten glitzernde Ketten mit ausgestreckten Armen, sie funkeln in der Sonne. Wieder rufen wir laut zum Dickicht hin, wo wir die mißtrauischen Indianer vermuten.

„Chavantes . . . Hohoho Chavantes . . ."

Niemand antwortet. Nichts rührt sich. Wir legen die Geschenke nieder und gehen zum Lager zurück. Mit äußerster Vorsicht, die Hand am Colt.

Sechs Uhr. Nochmals dasselbe. Wieder sind die Geschenke verschwunden. Die Fußspuren sind zahlreicher. Wir schätzen die Zahl der Indianer auf ungefähr zweihundert Krieger. Diesmal legen wir gleichzeitig mit den üblichen Geschenken Photos von Weißen und Indianern der Nachbarstämme nieder.

Wieder eine Nacht. Nichts Neues zu vermelden. Die Müdigkeit übermannt uns. Wir schlafen. Nicht gerade gut allerdings.

Wieder ein grauender Morgen. Einer der Späher, der rittlings in der höchsten Astgabel eines Baumes sitzt, gibt das Alarmzeichen.

„Ich sehe sie", ruft er warnend.

Bald kann er sie zählen.

„Zwanzig."

Das dürfte ein Aufklärungstrupp sein. Bald sehen auch wir sie, sie gleiten von Bodenvertiefung zu Bodenvertiefung, mit Pfeil und Bogen bewaffnet. Das Einkreisungsmanöver, das sie da vollführen, ist eines großen Strategen würdig.

Wir wollen mit unserer Gleichgültigkeit gegen die Angriffsabsichten der Indianer Eindruck auf sie machen und stellen wieder eine Karawane zusammen, um Geschenke auf die Lichtung zu bringen.

Verlassen liegt die Stelle, verschwunden die Gegenstände vom Abend vorher. Nur die Photos wurden verschmäht.

„Lassen wir ihnen noch ein paar Ketten da und suchen wir einen anderen Platz auf", schlägt Meirelles vor.

Wir beladen die Pferde und brechen das Lager ab, schlagen ganz offen die Richtung nach Westen ein, auf die Serra do Roncador zu.

Hier breitet sich die Pampa, ausgebleicht, verdorrt, mit spärlichen Bäumen bestanden. Es könnten künstliche Gewächse sein, so schwarz und leblos wirken sie. Ab und zu flattert ein erschreckter Vogel auf. Donner grollt, der Himmel hängt drückend tief, doch die Hitze ist noch immer gleich unerträglich.

„Es muß uns gelingen", brummt Meirelles. „Reiten wir in der Richtung auf ihr Dorf zu und warten wir ab, was sie dann tun."

Langsam kommen wir vorwärts, jedes Pferd mit der Nase an der Kruppe des Vordertiers.

„*Cuidado*[1]!" stößt Manoel hervor und neigt sich zu Meirelles. Ich wende mich um und sehe gerade noch, wie ein Pfeil sich zehn Zentimeter vom Hinterfuß meines Pferdes in den Boden bohrt. Ein anderer fällt dicht neben Guadino nieder, der mit aschfahlem Gesicht schreit:

„Sie greifen an, um Gottes willen, fliehen wir, sonst sind wir alle verloren . . ."

Unsere Pferde preschen in aufgelöster Ordnung vor, aber ein ganzer Hagel von Pfeilen nimmt uns jeden Schwung. Ein verwundetes Pferd geht durch.

Ich versuche vergebens herauszufinden, aus welcher Richtung die Pfeile kommen. Ich sehe nichts.

Ein großer, brauner Körper gleitet hundert Meter von uns entfernt zwischen dichtem Gebüsch dahin, um gleich darauf darin zu verschwinden. Mein Herz hämmert.

Als einziger reitet Meirelles weiter. Er ruft und schwenkt Machetes und glitzernde Ketten.

„Chavantes! Hohoho Chavantes!"

[1] Achtung!

In einem indianischen Dialekt schreit er Worte der Begrüßung und der Freundschaft. Alfredo gleitet, von einem Pfeilschuß im Nacken tödlich getroffen, vom Sattel. Das verwundete Pferd, ein mit Lebensmitteln und Munition beladenes Tragtier, geht wiehernd durch und verschwindet im *serrado*, ohne daß jemand daran denkt, es aufzuhalten.

Langsam verrinnen Minuten. Vielleicht sind es nur Sekunden, aber sie scheinen uns endlos.

Wir vermeiden es, den Leichnam Alfredos anzusehen. Er liegt zwischen den Steinen und ist schon mit dicken, grünen Fliegen übersät.

Wir müssen die Pferde fest am Zügel halten. Nichts weiter geschieht, es ist ein kalter Krieg. Ab und zu pfeift ein Pfeil vorüber und bohrt sich in der Mitte des Pfades ein. Wir nehmen an, daß wir auf eine Bedeckungsmannschaft gestoßen sind, die uns jetzt in Bewegung hält, bis die Masse der Krieger ankommt. Weit weg in der Pampa steigen Feuersäulen auf. Feuer leuchten auch von den Kämmen der Serra do Roncador.

Fast wünscht man, der Angriff möge beginnen, man sehnt sich nach einem handfesten Kampf. Wir denken nicht mehr an den Leitgedanken des Indianerschutzdienstes, wir beabsichtigen durchaus, uns unserer Haut zu wehren. Mit einem Schlag wollen wir alle hingemetzelten Expeditionen rächen, alle Fazendeiros und Diamantensucher, die am Rande des verbotenen Gebietes ermordet wurden.

Es wäre jedoch heller Wahnsinn, jetzt weiter vorzudringen. Niemals könnten wir den Kampf zu unseren Gunsten entscheiden. Und Meirelles will nicht kämpfen. Immer noch hofft er auf ein friedliches Abkommen mit den Indianern. Er will Befriedung, keine Gewalttaten, keinen Zwang.

Später einmal werden wir wiederkommen.

Wir geben den Pferden die Zügel und wenden uns zur Flucht — zu allererst zur Schneise zurück, doch in der allgemeinen Verwirrung finden wir sie nicht. Wir reiten, zusammengekrümmt vor Erschöpfung, das Sitzen auf den harten Ledersätteln ist eine Marter. Wir sind am Ende unserer Kräfte, ausgeronnen durch eine hartnäckige Dysenterie, die wir seit dem Trunk aus dem Wasserloch mit uns herumschleppen.

Bis in die Nacht hinein galoppieren wir, um mögliche Verfolger in die Irre zu führen.

Am Abend legen wir uns, in die Ponchos gehüllt, schweigend auf der bloßen Erde zum Schlafen nieder. Es ist kalt. Meirelles' Zähne klappern — er hat einen Anfall von Sumpffieber. Jedes Geräusch läßt uns hochfahren. Die Nervenspannung ist unerträglich, niemand wagt das Lager zu verlassen. Die gefesselten Pferde rupfen das harte Gras.

Der Sonnenaufgang ist großartig. Rasch verteilt sich der Nebel und hinterläßt einen Hauch von Frühling. Endlos, eindrucksvoll erstreckt sich die Pampa.

Aufbruch. Wir haben Mühe, in den Sattel zu kommen. Je heller es wird, desto mehr zieht sich die Kolonne in die Länge. Wie eine Feuerkugel sprüht die Sonne vom strahlend blauen Himmel.

Alle Augenblick müssen wir anhalten, um einem dringenden natürlichen Bedürfnis nachzukommen. Schließlich sind wir schlaff wie nasse Lappen und hängen mehr als wir sitzen auf den beschmutzten, übelriechenden Sätteln.

Dann steigen wir überhaupt nicht mehr ab. Wir fürchten, nicht wieder aufs Pferd hinaufzukommen.

Was macht es auch? Wen geht es etwas an? Wer regt sich darüber auf? Wer hat überhaupt das Recht, darüber zu urteilen?

Wo sind wir? Was steht uns bevor? Ein großer Fatalismus überkommt mich. Was immer unser Schicksal sein wird, ich kann darüber nur mehr spöttisch lächeln. Ich bin fertig.

Automatisch handhaben die Männer die Buschmesser, eine Schneise und noch eine Schneise schlagen sie in den undurchdringlichen Urwald, in dem wir seit drei Tagen im Kreis laufen. Dicht auf die Wegbahner folgt die übrige Kolonne. Die Pferde stolpern über Wurzeln, verhängen sich in Lianen, brechen in Sumpflöchern ein. Armer „Clairon"!

Mensch und Tier sind schweißüberströmt, suchen vergebens den Weg — den rechten Weg, der uns ans Ufer des Rio das Mortes zurückführen soll.

„Mut, Franzos'!" murmelt Meirelles.

Die Wasserbehälter sind leer, der brennende, überwältigende Durst droht unseren Bemühungen ein Ende zu bereiten. Die Pferde schäumen und geifern. Wir zogen doch eben noch durch einen Sumpf? Jetzt sind wir mitten im Geröll.

Auf den Regen, der sonst an jedem Nachmittag unfehlbar eintraf, ist nicht mehr zu hoffen. Das Eckchen Himmel, das man da und dort durch das Laubwerk erspäht, ist von ungetrübtem Blau und läßt auf die große Dürre schließen.

Unbarmherzig brennt die Sonne auf uns nieder. Wehrlos fühlt man ihr Gewicht wie eine glühende Eisenstange im Nacken.

Wie Schatten schleichen wir dahin. Unablässig strömt der Schweiß vom Körper. In uns ist eine irrsinnige Begierde nach etwas Trinkbarem. Ich spüre, wie ich eintrockne. So muß es einer verdorrenden Pflanze zumute sein. Die Luft ist von Miasmen erfüllt.

Einen Tag oder zwei halten die Pferde vielleicht noch durch, und was dann?

Wir legen eine Pause ein. Die Männer suchen im Umkreis nach Lachen oder *arroios*. Aber sie entfernen sich nicht weit, denn sie meinen ständig, im Unterholz Schatten zu sehen. Beim geringsten Geräusch fahren sie herum, die Hand am Colt.

Ich bin nicht mehr bei klarem Bewußtsein. Dinge von daheim gehen mir durch den Kopf. Wie schön wäre es jetzt, irgend einen alten Freund zur Seite zu haben, gleichgültig wen, nur jemanden, der meine Muttersprache spricht, jemanden, mit dem ich in altvertrauten Worten Erinnerungen tauschen kann . . .

Nein . . . nichts als gelbe, bärtige, gleichgültige Gesichter, Leute, die unter sich in einer abscheulichen Sprache reden . . .

Da kann ich plötzlich nicht mehr und schreie: „Ihr könnt mich alle . . . !" Das erleichtert mich! Ich weiß, wie lächerlich das war, aber manchmal reißt es einen eben. (Ich bitte vielmals um Entschuldigung!)

Die Männer sind wieder da, mit erloschenen Augen sitzen sie in der Runde und kauen Gräser. Die Pferde sind schon zu schwach, um Gras zu rupfen.

Ich versuche, vernünftig zu denken. Es gelingt mir nicht. Plötzlich überfällt mich eine wahnsinnige Angst. Das Leben ist mir mit einemmal so unendlich wertvoll! Ich will nicht sterben an einem solchen Ort!

Mit der bloßen Ferse zertritt Manoel eine winzige, korallenfarbene Schlange. Sie ist rot mit schwarzen Ringen. Die Trockenheit hat sie aus ihrem Schlupfloch gelockt. Es ist eine zierliche, ganz kleine Schlange.

Manoel konnte sie ohne Gefahr zertreten, denn sein verhornter Fuß ist gegen die schwachen Giftzähne der Schlange unempfindlich.

Unruhig raschelt das Laub der Bäume. Der Wald klagt. Das ist die große Dürre. So wie wir schreit auch er der Welt seinen Durst heraus. Achtundvierzig Grad im Schatten.

Ich verliere mich in Erinnerungen. Die erste Kommunion meines Vetters, die Taufe einer Nichte . . . alle so nebenbei geleerten Gläser fallen mir ein, alle Bistros des Quartier Latin sehe ich vor mir, die jungen Leute mit den Schmetterlingsbindern, die Bierkrüge, deren Schaum über den Rand des Glases quillt. Ich heule und sauge meine Tränen auf. Komisch, dabei will ich doch gar nicht weinen.

Dann überstürzen sich die Ereignisse. Pablo kommt, mit dem Gesicht eines Mannes, der seinen Durst gestillt hat. Seine Wangen glühen . . .

„*Agua*", sagt er.

Er hat mit dem Hirschfänger ein Loch in die trockene Erde gegraben. Der Boden der Höhlung ist mit weißlichem Schlamm bedeckt, darauf steht wie auf einer Öllache ein bißchen trübes Wasser. Ich schöpfe mit den Händen, tränke mein Taschentuch und sauge es aus wie eine Zitrone. Der Magen wehrt sich gegen die Flüssigkeit und mir wird speiübel, aber ich trinke trotzdem. Zum Teufel mit allem Sterilisieren und den sonstigen guten Ratschlägen! Gierig führe ich das mit dem ekelhaften Wasser getränkte Taschentuch zum Mund.

Nichts mehr da. Wir erweitern das Loch . . . Es bildet sich eine größere Lache. Meirelles murmelt etwas von „Wunder".

„Glück muß man haben", sagt er. „In einer solchen Situation ist der Versuch mit dem Wasserloch mehr als zweifelhaft. Das Beste, was man sich wünschen kann, ist, noch eine Kugel im Lauf zu haben, die den Qualen eine Ende macht."

Jetzt kommen die Pferde daran, sie wiehern, lecken den Schlamm, vergrößern das Loch mit Zähnen und Hufen. Ein menschliches Glücksgefühl steht in ihren Augen. An den ausgetrockneten Lidern meines „Clairon" hängen Tränen. Die Tiere erholen sich zusehends.

Gleichzeitig mit dem Loch finden wir auch die Schneise wieder. Das heißt Glück haben! Nach einer Stunde Ritt erscheint wie eine Fata Morgana am Rande des Waldes, da, wo die Wüste aufhört und die Pampa beginnt, eine grünende Oase. Blühende Büsche, Bambus mit

frischgrünen Trieben und saftigen Stämmen, anders wie der verdorrte, den wir im Wald hinter uns zurückgelassen haben.

Wir reiten darauf zu, was die Pferde hergeben, und es erfolgt ein wildes Durcheinander, als jeder von uns sein Teil der winzigen Wassermenge bekommen will. Denn unsere Oase hat uns leider getäuscht.

Das Wasserloch ist fünfzig Zentimeter tief und zwei bis drei Meter breit, aber zu Dreiviertel trocken. Man muß das Wasser durchs Taschentuch filtrieren, aber es ist immerhin Wasser. Wir bringen die Hängematten im Kreis an drei verkrüppelten Bäumen an. Das Feuer flackert lustig, die Pferde weiden das zartere Gras, und wir verrühren ein bißchen Mehl mit Wasser und geben ein paar Streifen Trockenfleisch hinein. Seit drei Tagen haben wir außer Insekten und Reptilien kein Tier gesehen.

Nach einer Ruhepause von ein paar Stunden reiten wir geradeaus weiter, zum Fluß, der schon vor unseren müden Augen aufglänzt. Wir reiten unter dem Blätterdach des Waldstreifens, der sich am Ufer entlangzieht . . .

Da, das Boot. Versteckt unter der Wölbung des Geästs. Wir finden unseren Kaffee wieder, den Reis, den Zucker . . .

Das wird ein Festmahl! Dann versinken wir in einen langen Schlaf. Das Lied der Ochsenfrösche singt uns ein. Sie krächzen im Chor, wie eine Kreissäge, die einen besonders harten Holzblock sägt, auf den sie noch dazu schief aufgesetzt ist.

„*Boa noite, rapaz* . . .", sagt Meirelles.

„*Boa noite* . . ."

Inhalt

Einleitung
5

Vorwort
9

Wünsche und Hoffnungen
11

Leidenswege im Regen
33

Die Stadt der Verdammten
48

In der Diamantenhölle
73

Der Ritt ins Phantastische
97

Auf dem Totenfluß
111

Die Herren des brasilianischen Urwaldes
129

Im „Verbotenen Land"
165

180

Biblioteca Digital Curt Nimuendajú - Coleção Nicolai
www.etnolinguistica.org